Jakob Wassermann,

Die Lebensalter

Jakob Wassermann

Gesammelte Werke

S. Fischer / Verlag / Berlin

LG
W322ke

Jakob Wassermann

Die Lebensalter

Erwin Reiner

Leben eines jungen Herrn um 1905

Der Mann von vierzig Jahren

257374
29.7.31

S. Fischer / Verlag / Berlin

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Printed in Germany

Erwin Reiner

Leben eines jungen Herrn um 1905

19. bis 24. Auflage des bisher unter dem Titel
Die Masken Erwin Reiners
erschienenen Romans
Copyright 1910 by S. Fischer Verlag, Berlin

Im Oktober fiel die Entscheidung. Der Arzt, von dessen Spruch Manfred Dalcroze alles abhängig gemacht, sagte ihm, daß er zwei Jahre lang auf die See gehen müsse, um die erkrankte Lunge wieder herzustellen. Manfred war darauf vorbereitet; dennoch war ihm zumut wie einen Sommer vorher in Castrovillari, als er während des Erdbebens die Mauern seines Hotels zwanzig Schritte vor sich zusammenstürzen sah.

Er schrieb vom Semmering aus an seinen Bruder, den Professor Ernst Dalcroze in Berlin, und erinnerte ihn an sein Versprechen, daß er sich, falls die Dinge den gefürchteten Verlauf nehmen würden, an den Professor Uchatius wenden würde, der mit der Ausrüstung einer deutschen Tiefsee-Expedition betraut war.

„Wie ich höre, verläßt das Schiff Mitte November den Hafen von Kiel," schrieb Manfred, „ich glaube, du kannst mich Uchatius mit gutem Gewissen empfehlen und ihm sagen, daß ich trotz meiner dreiundzwanzig Jahre schon manches im Fach der Mikrobiologie geleistet habe. Wenn er mich als Mitarbeiter aufnähme, bliebe ich in der Linie meiner Studien und im Kreis meiner Tätigkeit. Ich kann mich unmöglich zwei Jahre lang auf Vergnügungsdampfern und unter gleichgültigen Weltbummlern herumtreiben, das würde mich hypochondrisch machen. Der ‚Phönix' bleibt meines Wissens über anderthalb Jahre weg, was ja ungefähr mit der ärztlichen Vorschrift übereinstimmen würde, die ich befolgen muß."

Kaum in Wien angelangt, erhielt Manfred ein Telegramm seines Bruders: „Uchatius stimmt zu. Sei am fünften November in Berlin."

Manfred seufzte. Er sah sich zur Eile getrieben. Aber nichts von Eile war in seinem Wesen, als er sich gleich danach auf den Weg in die Josefstadt begab. Sich zu hasten, lag nicht in seiner Konstitution. Langaufgeschossene Menschen mit blonden, glatten Haaren neigen eher zum Phlegma. Sein bartloses Gesicht verriet eine mädchenhafte Zartheit. Wären einige seiner Bewegungen nicht so schüchtern gewesen, so hätte man sagen können, er sähe elegant aus. Jedoch die eleganten Leute besitzen nicht oder verraten nicht eine so träumerische Befangenheit, wie sie in den Augen dieses hübschen jungen Menschen wohnte.

Ein blauer Herbsthimmel wölbte sich über der Stadt. Der Herbst ist für die Jugend vielleicht die lyrischste Zeit. Manfred war voll von Erinnerungen. Das schnelle Vorüberfließen des Lebens hatte schon etwas Gespensterhaftes für ihn; es gab Augenblicke, wo er das Blut in seinem Herzen ungern pochen fühlte, weil jeder Schlag eine unwiederbringliche Frist besiegelte. Selbst jetzt auf dem Weg zu Virginia war ihm die Zeit zu geschwind, weil die Botschaft, die er brachte, seinen Schritt beschwerte.

In einer alten Gasse ein altes Haus mit weitem Torbogen; dunkler Flur, menschenleerer Hof und ein zweiter Bogen wie ein Schattenspiel; dann kletterte die weiße Wendeltreppe zu jenen Räumen empor, von welchen aus, seit einem halben Jahr etwa, Manfred das Treiben der Menschen betrachtet hatte wie einer, der mit umgekehrtem Opernglas auf die Bühne blickt.

Virginia hatte ihn erwartet. Wie stets bewältigte ihn ein Gefühl von Unwürdigkeit in ihrer Nähe. Glück und Schmerz verschmolzen in seinem Innern; die Leidenschaft, die er für dieses Wesen empfand, vereinigte alle Wünsche und Ziele des Lebens in sich.

Umschweife waren seine Sache nicht. In einem einzigen Satz war das Betrübende gestanden.

Virginias Mutter war ausgegangen, sie waren allein. Virginia legte die Hände auf seine Schultern und sah ihn schweigend an. Sein ernster Blick ließ sie trauriger werden. Sie setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Aus einem gegenüberliegenden Fenster fiel ein Abglanz von Sonne auf ihr braunes Haar und ließ es kupfrig verschimmern.

Wie traulich ihm alles war; das Haus, die Nachmittagsstille, das Zimmer mit den Tüllgardinen, dem riesigen Spind, den rundlehnigen Stühlen, dem Sofa aus geblümtem Stoff, der Uhr mit den zwei zerbrochenen Alabastersäulchen!

Am andern Abend brachte er sein Tagebuch mit, das kennen zu lernen Virginia oft gewünscht hatte. Er las ihr vor. Diese Aufzeichnungen formten das sympathische Bild eines um Klarheit und Sachlichkeit redlich bemühten Geistes. Die verhängnisvollen Fehler der Epoche, unreife Nörgelei und anmaßende Selbstzerfaserung, gewannen kraft einer natürlichen Bescheidenheit keinen Raum. Das eingestandene Gefühl, unzulänglich zu sein, war echt. Das Leben war zu reich und zu verworren; die Menschen der Zeit wurden einer großen Gesellschaft verglichen, in der jeder dem andern fremd ist, jeder sich einsam weiß, wo alles ruhelos, bestürzt und blind von Saal zu Saal aneinander vorübereilt und niemand den Namen des Gastgebers kennt.

Es war die vorherrschende Stimmung eines jungen Mannes vom Anfang des Jahrhunderts. Er glaubt sich in umfriedetem Bund und ist verloren wie in der Wüste; ehrwürdiges Herkommen scheint ihn zu verpflichten und er findet sich führerlos und unberaten; viele reden, doch keiner spricht; wer ruht, hat schon verzichtet, und der Tanzende scheint im nächsten Augenblick zu sterben.

Wie keinem war es Manfred notwendig, einen Freund zu besitzen. Als der Name Erwin Reiners zum erstenmal in dem Tagebuch auftauchte, verwandelte sich der Ton der Erschöpfung in den der Zuversicht. „Erwin hat mich vor dem Selbstmord

bewahrt," hieß es treuherzig, „er hat mir Geduld und Einsicht geschenkt. Ihm verdanke ich den Glauben an die Schönheit des Lebens, denn für ihn ist das Leben ein Wunder, das sich täglich wiederholt. So wächst meine Schuld gegen ihn mit jedem Tag."

Als die Stelle kam, wo die erste Begegnung mit Virginia geschildert war, schüttelte das Mädchen lachend den Kopf und sagte, das möge sie nicht hören. „Wenn wir mal alt sind," sagte sie, „kannst du mir das vorlesen."

So blieben sie schweigend, Hand in Hand, und während es zu dämmern begann, irrten Manfreds Augen zerstreut über die engbeschriebenen Seiten, auf welchen jene natürlichen Erlebnisse wie Mirakel behandelt wurden.

„Täglich führt mich mein Weg durch dieselben Straßen und ich beachte nicht die Menschen, die mir begegnen. Aber gestern hab ich ein Mädchen gesehen ... eine Sekunde lang standen wir voreinander, unsere Blicke trafen sich, dann rief sie den ihren so hastig zurück, wie man die Hand von einem glühenden Eisen zurückzieht. Ich kehrte um und folgte ihr behext. Ihr Gang hatte etwas edel Schleichendes, so daß ich mich ganz einfältig fragte, ob sie eigentlich Beine und Füße habe. Ich sah beständig den Kontur der linken Wange, der dem sanft geschwungenen Bogen einer Banane glich. Über den Schultern erhoben sich die fernen bläulichen Hügel, die den Prospekt der Straßenzeile bildeten. Ich versuchte auf dieselben Pflastersteine zu treten, die ihr Fuß berührt hatte, mir war, als ob die Luft, durch die wir beide gingen, links und rechts in festen Mauern wüchse, es war mir angst und bang, ich fühlte mich gedemütigt, ich zitterte vor dem Moment, wo ich sie aus dem Auge verlieren mußte, und als sie endlich draußen in einem Vorstadthaus verschwand, blieb ich zwei Stunden lang in gedankenlosem Kummer am Tor dieses Hauses stehen."

Manfred hatte viel inneres Gesetz, deshalb war in seinen Empfindungen Stetigkeit und Mark. Halbe Tage hindurch

promenierte er vor dem Hause in der Piaristengasse mit einem geregelten Eifer, der die Aufmerksamkeit der Nachbarn und den Argwohn der Polizisten erweckte. Einmal, gegen Abend, trat Virginia mit ihrer Mutter aus dem Tor; wie einer, der sich in ein tiefes Wasser zu stürzen anschickt, schritt er vor die zwei Frauen hin, grüßte, nannte seinen Namen, entschuldigte seine Kühnheit mit allen Zeichen der Feigheit und stammelte etwas von Eindruck, von Ehrerbietung, von Begleitenwollen, kurz, ganz banales Zeug.

Virginia maß ihn von oben bis unten. Manfred spürte beklommen, daß dieses nach seiner Kleidung dem Mittelstand zugehörende Mädchen etwas vom Adel einer Fürstin an sich hatte; jedenfalls verriet ihr Benehmen, ihre Haltung, die Art, mit einer Bewegung des Kopfes Mißachtung, Stolz oder Verwunderung auszudrücken, eine nicht gewöhnliche Charakterstärke.

Anders die Mutter, deren Unsicherheit gegen Fremde leicht den Ton verfrühter Zutraulichkeit annahm. Doch ohne dieses Fehlgreifen, das Manfred mißfiel, weil er wahrnahm, daß es Virginia mißfiel, hätten die beiden schwebenden Naturen sich nicht so schnell zueinandergefunden. Frau Geßner pries die Manieren des Jünglings mit einem Enthusiasmus, der Virginia nervös machte. Die alte Dame war über seine anständigen Absichten sofort im klaren; sie zog unter der Hand Erkundigungen ein, erfuhr, daß die Dalcroze eine renommierte Gelehrtenfamilie waren, und hätte über Virginias Zukunft keine Sorgen mehr gehabt, wenn Manfred um zehn Jahre älter gewesen wäre.

Solche Bedenken lagen Virginia fern. Als sie Vertrauen gewonnen hatte, war ihr Herz zu lieben bereit. Aber ein vorsichtigeres Herz als das ihre ließ sich nicht denken. Sie setzte den Verlockungen des Glücks ein Widerstreben entgegen, das aus verschiedenartigen Umständen Nahrung zog, einmal aus der ganzen Lebensluft dieser Stadt, in der sie aufgewachsen war, der Luft der Sinnlichkeit und des unbedenklichen

Genießens, vor deren Einflüssen sie durch eine klösterliche, nicht immer froh empfundene Abgeschiedenheit geschützt war; sodann aus den strengsten Grundsätzen über Sitte und Tugend, die mit erlesener Schönheit zuweilen im Bunde sind, als ob es die Absicht der Natur sei, ihr Meisterwerk nicht ohne Wehr und Waffe auszuliefern.

Erst als von ihren Lippen das abwartende Lächeln geschwunden war, durch das sie ihrer Zurückhaltung den Glanz von Liebenswürdigkeit gab, als die Augenlider zögernd sich senkten, der Blick zögernd wieder aufstieg, um durch Befremdung, Frage, Erschütterung hindurch das verwandelte Gemüt zu offenbaren, erst dann hatte Manfred gesiegt. Im Mai, während eines Spaziergangs im Walde, entriß er ihr ein Geständnis. Sie küßten einander. Manfred erbebte vor der Wirkung dieses Kusses und Virginia beschwor ihn, sie ähnlichen Gefühlen nicht mehr preiszugeben.

Er versprach es; er war stark genug, das Versprechen zu halten. Sie einmal so völlig außer sich gesehen zu haben, so im Sturm, in der kurzen Raserei, die aus ihr hervorgebrochen war wie ein Element, unter der sie litt wie in einem Todeskampf und die wieder ausgelöscht war wie eine Flamme, die man ins Wasser taucht, das war Stoff für Träume und erfüllte ihn mit dauernder Dankbarkeit. Und dieses wieder dankte ihm Virginia in zarter Weise. Ihre Liebe hatte nichts Lockendes, nichts Werbendes, nichts Verlangendes, nichts Hinschmelzendes, nichts von den hundert Listen, die sonst, gewöhnlich oder apart verwendet, zum Kriegs- und Eroberungsarsenal der Mädchen gegen ihre Anbeter gehören. An ihr war alles Gleichmaß, sie war voll Ruhe und sanfter Scheu. Mehr als alles fürchtete sie die unfruchtbare Glut des aufgeweckten Blutes. Darin lag Ehrlichkeit gegen sich selbst und überlegte Rücksicht gegen den Geliebten.

Alles Frohe und Erschlossene in ihrem Gebaren hatte den Charakter von Urwüchsigkeit und Kindlichkeit. Sie spottete

gern und besaß ein Talent zur Nachahmung, das eine starke Beobachtungsgabe verriet. Ihre Mutter hatte deswegen daran gedacht, sie für die Bühne ausbilden zu lassen, aber Virginia hatte eine sehr geringe Meinung vom Beruf einer Komödiantin. Frau Geßner bezog eine kleine Witwenpension, die im Verein mit den Zinsen von zwanzigtausend Kronen, die Virginia von einem Verwandten geerbt hatte, den beiden Frauen nur ein kärgliches Auskommen sicherte, hart an der Grenze der Bedürftigkeit. Virginia hatte niemals an eine Versorgung durch Heirat gedacht, sie wollte sich auf eigene Füße stellen, und so hatte sie sich vor zwei Jahren entschlossen, bei einem billigen Lehrer Mal- und Zeichenunterricht zu nehmen; aber es war ein ziemlich hilfloses Treiben, und es machte ihr Kummer, daß sie ein Ziel nicht absehen konnte. Manfred, in seinem Respekt vor der Kunst, entmutigte sie vollends, und obwohl sie ihm deswegen nicht zürnte, verletzte es doch ihren Stolz, als sie ahnend begriff, daß er wie viele ganz jungen Menschen insgeheim ein orientalisches Frauenideal von Trägheit und Sichtragenlassen hegte.

Ihre Schönheit entschuldigte freilich den Gedanken, der sie in einer häßlich aufgeregten Welt als ruhend träumte. Es war eine Schönheit, deren Vollendung dem flüchtigen Beschauer entgleiten mochte; in der Tat konnte Virginia durch eine belebte Straße gehen, ohne wie minder ausgezeichnete Frauen zudringliche Blicke zu alarmieren. Diese Art der Vollkommenheit bedurfte gleich den echten Dichtungen des Studiums, um gewürdigt zu werden. Das Ebenmaß ihres hochschenkeligen Körpers triumphierte durch jede Kleiderhülle, und in den Begrenzungslinien entzückte die rhythmisch verteilte Bewegung; ihre Haltung erinnerte an die selbstverständliche Anmut der edlen Tiere und an die Beherrschtheit einer großen Tänzerin. Ihre Hände waren weiß, lang, durchsichtig und kräftig; ihre Haut war glatt wie japanisches Papier, leuchtend, aber nicht feucht; ihre Lippen hatten die Frische und Narbenlosigkeit wie

bei dreijährigen Kindern; die Augen waren weitgehöhlt, kunstvoll gebogen, seltsam grau bewimpert, zwischen Lid und Stern war ein wunderlicher Bernsteinglanz, der Augapfel schwamm köstlich ruhevoll auf der perlmutterschimmernden Wölbung, und dieses Schauspiel des Lebens unter einer Stirn, die nicht flüchtete, die stille war, die zu schlummern schien und deren Helligkeit von den Haaren beschwichtigende Schatten erhielt, verlieh dem ganzen Antlitz eine bezaubernde Wahrheit und Gegenwärtigkeit.

Sie litt es nicht, wenn Manfred sie bewunderte, es kam ihr wie ein Mißverständnis vor. Sie suchte freien Anschluß, Freundschaft, Entgegenwirkung. Doch Manfred errichtete Altäre und der Überschwang des Glücks lenkte seinen Sinn oft ins Dunkle, denn er stand nicht vertrauensvoll zu seinem Genius.

So zeigen sich die beiden Menschenkinder als beschlossene und gütige, dem Weltlärm entrückte Gestalten, von denen zu beklagen ist, daß sie der Schicksalswind auseinanderreißen und in verwunschene Bezirke des Lebens wirbeln wird.

Eine Vision

Die Dalcroze stammten aus Polen und waren am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach Deutschland gekommen. Manfred hatte die erste Kindheit in Berlin verlebt, wo sein Vater ein angesehener Universitätslehrer gewesen war. Als beide Eltern gestorben waren, nahm ihn die Großmutter zu sich, die in Wien wohnte. Sie war eine reiche Frau und ein Sonderling; sie liebte das Hasardspiel und verlor einmal in einer einzigen Nacht an ein paar zweifelhafte Kavaliere fünfzigtausend Gulden. Darüber erfaßte sie ungeheurer Schrecken, sie warf sich vor, den Enkel beraubt zu haben und zog sich für den Rest ihres Lebens nach Salzburg zurück, wo sie sich in eine eigensinnige Einsamkeit vergrub, in ihren Gedanken

nur noch mit dem vergötterten Manfred beschäftigt, bei dessen Glück und Gesundheit sie geschworen hatte, nie mehr eine Karte zu berühren.

Vor seiner großen Reise mußte Manfred noch zu der alten Dame fahren, um ihr Lebewohl zu sagen. Er wählte einen Nachtzug, und im Schlafkupee schrieb er, unbeirrt durch die beschwerlichen Umstände, an Virginia folgenden Brief:

„Geliebte Virginia! Das Schicksal hat beschlossen, daß wir uns trennen müssen. Wenn ich diesen Gedanken zu Ende denken will und die Zeit ermesse, die vorübergehen wird, bis wir uns wiedersehen, ist es mir, als könnt ich so nicht weiterleben, wie ich bisher gelebt, als wäre dieses Leben fern von dir nur ein Schlaf. Es werden viele Tage sein, fünfhundert oder sechshundert, und viele, viele Nächte, an denen ich nicht wissen werde, was du sprichst und wo du bist und was du träumst. Ich habe zuviel Phantasie oder vielleicht auch zuwenig Phantasie, jedenfalls zuwenig Vertrauen in die Fügungen, um die Unruhe meines Herzens wirksam zu bekämpfen. Ich weiß nicht, wie du es fühlst und ob du lernen wirst, dich darein zu finden, ob ich wünschen soll, daß du es mit Fassung trägst, oder lieber wünschen soll, daß du bangst; was mich betrifft, mir graut vor jeder Stunde mehr und ich zittere vor dem Augenblick, der uns trennen wird. Seit ich dich habe, scheinen mir alle Menschen mit Geheimnissen erfüllt; die Verräter riechen nach Verrat und die Mißgünstigen nach ihrem Neid. Ich sage mir freilich: das Geschick muß es ehrlich mit mir meinen, sonst wäre es ja sinnlos gewesen, daß es dich mir gab; ich sage mir: was bedeutet es am Ende, wie weit ich von dir sein werde, ich lebe ja, es ist ja nur die Luft zwischen uns, Wasser, Erde, zählbare Meilen, eine Einbildung von Ferne. Trotzdem ist schon jetzt alles aufgewühlt in mir, und ein böser Geist flüstert mir zu: was jetzt? was morgen? Ich fürchte die unbekannten Drohungen des Daseins, ich fürchte die Menschen, all diese Namenlosen, die einen

heimlichen Krieg gegen die Namenlosen führen, die wider uns sind, weil sie eben sind, und weil das Menschenwesen finster ist. Vieles kann geschehen. Zwischen zwei Schritten kann ein Abgrund sein, zwischen zwei Stunden ein Tod.

Ich glaube an mich. Es ist mir die schwere, aber beglückende Aufgabe geworden, eine Existenz zu gründen, die deiner würdig ist. Darauf will ich meine Kräfte und Gedanken richten, was mir ganz natürlich sein wird, da es ja dein Bild ist, das meine Kräfte und Gedanken bewegt und leitet. Die Unschlüssigkeit und der Wankelmut, denen ich verfallen war bis zu dem Tag, wo es mir vergönnt war, deine Hand zu fassen, hatten ihre Ursache darin, daß ich mir nur halb erschaffen schien, bevor ich dich kannte, und daß ich erst durch dich Wahrheit gewann über meine Fähigkeiten, meine Bestimmung und meine Zukunft. Ich kann nicht wie im Traum durch die Dinge und die Ereignisse leben, mich greift alles hart an; meine Vorsätze, das was mir zu tun notwendig ist, um dich glücklich zu machen, beschäftigt mich unausgesetzt, und wenn auch einerseits damit eine gewisse Ruhe in mein Wesen kommt, die Ruhe der Entschlossenheit, so erkenne ich doch andererseits, daß die Tröstungen, die ich mir vorsage, um die Trennung von dir erträglicher zu machen, nur Scheintröstungen sind, denn ich bin eben doch ein zu schwacher Mensch, um ohne Furcht, sei es auch nur die Furcht vor der Sehnsucht, einer solchen Prüfung ins Auge zu blicken.

Aber es ist nicht die Furcht vor der Sehnsucht allein, nicht nur diese egoistische Furcht. Es ist, klipp und klar gesagt, die Furcht vor Unglück, vor den tückischen Zufälligkeiten des Lebens, und die Erwägung deiner Schutzlosigkeit, deiner Einsamkeit, deiner Unkenntnis der Menschen und der Welt. Vielleicht sollte ich dich nicht aufstören aus deinem Zutrauen, vielleicht sollte ich selber Zutrauen daraus schöpfen, wenn ich mir gegenwärtig halte, daß diese Einsamkeit und Arglosigkeit dir angemessen ist und vielleicht zur Vollendung deiner inneren

und äußeren Gestalt dient. Findest du mich töricht? Aufgeweckt und selbst den schattenhaften Befürchtungen preisgegeben, die mich zu ihrem Spielball machen, erklärst du mich vielleicht für den Störer deines Seelenfriedens; oder du verurteilst mich als einen, der sich anmaßt, den bisher so stillen und heitern Verlauf deines Daseins verändert zu haben dadurch, daß er, doch nur vom Glück begünstigt, in deinen Kreis getreten ist. Dies alles fühle und denke ich mit dir. Doch ich kann nicht anders, mir wird kalt, wenn ich ans Scheiden denke, und schon bei dieser Fahrt jetzt und kurzen Abwesenheit ist mir, als seiest du von schrecklichen Gefahren umgeben. Deshalb, liebste, teuerste Virginia, laß mich eine Bitte tun, erfülle sie mir, zürne mir nicht, überlege nicht viel, sag ja, und du nimmst einen Stein von meiner Brust.

Du weißt, was mir Erwin Reiner bedeutet. Du mußt wissen, was er mir war, was er mir ist. Er, er kennt dich, ohne daß ich je nötig hatte, viel zu reden. Er verehrt dich, weil er mich liebt, und er hat es mir noch nicht verargt, daß ich ihn nicht zu dir geführt, weil er zartfühlend genug ist, um sich zu sagen, daß ein Verhältnis wie das unsre vorläufig Abgeschiedenheit braucht.

Ich will dich unter seinen Schutz stellen. Ich will, daß er über dich wacht. Welchen stärkeren Beweis meines Vertrauens zu ihm, deines Vertrauens zu mir kann ich Erwin liefern, als wenn ich ihm sage: hier, Freund, ist das Gut und Glück meines Lebens, hüte es. Er wird es hüten als sei es sein eigenes. Er ist viel zu ehrenhaft, eine solche Pflicht zu unterschätzen, wenn er sie auf sich nimmt. Ob er sie auf sich nehmen wird, ist meine einzige Angst, denn seine Person ist viel gefordert und sein Leben weitverspannen. Du mußt auch nicht glauben, daß er dir in irgendeiner Weise zur Last fallen wird, dazu ist er viel zu delikat. Du wirst ihn lieben, du wirst ihn bewundern, denn alle, die ihn kennen, lieben und bewundern ihn. Ich habe das Gefühl, daß der Kreis meines Glückes

erſt geſchloſſen ſein wird, wenn zwiſchen dir und Erwin Freundſchaft entſteht.

Überleg es dir. Gib mir dieſe Hoffnung auf größere Seelenruhe, und nun gute Nacht, Liebſte, es iſt ſpät geworden. Der Zug fliegt durch den winterlichen Nebel — zu dir, immer nur zu dir, denn jede vergangene Minute kürzt die Trennung. Wenn ich die Augen ſchließe oder offen halte, immer ſeh ich dein Geſicht, deinen Mund, dein Lächeln. Alles iſt erfüllt von dir, alles ſpricht von dir. Gute Nacht!"

Am Abend des dritten Tages hatte Manfred wieder in Wien zu ſein verſprochen. Um Virginia zu überraſchen, kam er ſchon mit dem Nachmittagszug. Nachdem er gebadet und die Kleider gewechſelt hatte, fuhr er mit einem Fiaker in die Piariſtengaſſe. Zu ſeinem Verdruß fand er Virginia nicht zu Hauſe.

Frau Geßner öffnete ihm die Türe. „Gina wird bald kommen," ſagte ſie, beluſtigt über die ſchlecht verhehlte Enttäuſchung des ſonſt ſo ausgezeichnet höflichen Jünglings. „Leiſten Sie halt mir ein bißchen Geſellſchaft."

Manfred nahm Platz. Das Geſpräch ſickerte mühſelig. Manfred langweilte ſich. Er hörte nur oberflächlich zu, und erſt allmählich entdeckte er etwas Bedrücktes im Weſen der Frau. Er hatte eigentlich nie den Ton der Freiheit gegen ſie gefunden; ihr Wächteramt hatte ſie in ſeinen Augen vielleicht nicht erniedrigt, aber der perſönlichen Unmittelbarkeit beraubt.

„Sie reiſen jetzt fort," ſagte Frau Geßner, indem ſie mit mechaniſcher Geſchäftigkeit das Tiſchtuch glattſtreifte. „So weit. Für ſo lange Zeit. Zwei Jahre! Wer weiß, ob ich noch am Leben bin, wenn Sie zurückkommen. Gewiß, ich bin ja noch nicht ſo alt, aber wozu bin ich nütze? Bloß um zu eſſen und zu trinken, dazu iſt die liebe Sonne faſt ſchade. Wenn man ſich überflüſſig erſcheint, denkt man viel an den Tod!"

Manfred war um Antwort verlegen. Er lächelte und brachte ein paar dumpfe Laute eifrigen Widerspruchs heraus. Er lauschte sehnsüchtig, ob nicht bald die wohlbekannten geliebten Schritte erklingen würden.

„Daß Sie und Gina ein Paar werden, ist wunderschön," fuhr Frau Geßner mit jener eintönigen Stimme fort, die seine Ungeduld und Unruhe steigerte. „Sie sind zwar noch furchtbar jung und bis zur Hochzeit wird noch viel Wasser in die Donau fließen, man muß ja erst eine Stellung haben, ein Ansehen, ein Auskommen, aber ich hab festen Verlaß auf Sie. Und weil ich den Verlaß habe, will ich Ihnen was erzählen. Die Sache ist nicht leicht, ich hab mirs lang überlegt, doch Sie sollen die Wahrheit erfahren."

Jetzt wurde Manfred aufmerksam. Er beugte den Kopf vor und starrte ängstlich auf die rastlos das Tischtuch glättende Hand der Frau.

„Ich war guter Leute Kind," begann Frau Geßner im Tonfall einer Beichtenden, „mein Vater war ein bekannter Porträtmaler und verdiente ziemlich viel. Als er plötzlich starb, waren wir jedoch arm, und die Mutter mußte von Unterstützungen leben. Es wurde für mich ein Mann gesucht, und ich nahm den ersten, der mich haben wollte. Geßner war ein kleiner Beamter im Ministerium mit sechzehnhundert Gulden Gehalt und den üblichen Zulagen. Ich war achtzehn, er dreiundvierzig Jahre alt. Er war ein auskömmlicher Mann und war zufrieden, wenn das Haus in Ordnung und alles hübsch gemütlich blieb. Jeden Sonntag nachmittag sind wir in die Praterauen gegangen, andere Spaziergänge hat er nicht leiden mögen. Vom Theater war er auch kein Freund, er war sehr sparsam und sein zweites Wort war: das ist für die Faulpelze. Die Bücher sind für die Menschen, die Zeit und Geld haben, sagte er, wenn du dich bilden willst, dafür hast du die Zeitung. Unser Verkehr war ein uralter Hofrat, der sich in den Kopf gesetzt hatte, sein Vermögen aufzuzehren, damit

ſeinen Kindern nichts mehr bleiben ſollte, und eine bucklige Tante von Geßner, die früher Kammerfrau bei der Großherzogin von Toskana geweſen war und uns immerfort Hofgeſchichten erzählte. Sonſt keine Seele, jahraus, jahrein. Meine Mutter war tot, mein Bruder, derſelbe, von dem Gina geerbt hat, in Amerika, Kinder bekam ich nicht, und wie nun ſo ein Sommer um den andern, ein Winter um den andern verſtrich, da iſt mir immer öder und öder ums Herz geworden. Auf einmal war ich fünfundzwanzig, auf einmal war ich dreißig, wenn das Leben leer iſt, wird man ſchnell alt. Wie ich zweiunddreißig war, hab ich mir die erſten grauen Haare ausgeriſſen.

Um die Zeit nun, im vierzehnten Jahr unſerer Ehe, hat da unten im zweiten Stock eine Frau von Ermenhofer gewohnt, eine hübſche, junge, lebensluſtige Perſon. Mit der bin ich öfter beiſammengeſtanden, und eines Tages ſagt ſie zu mir: heut iſt Opernredoute, mein Mann iſt verreiſt, kommen Sie mit. Ei, wo denken Sie hin, antwort ich, da käm ich bei meinem ſchön an, dafür gibt er kein Geld. Was, Geld, ſagt ſie, wir brauchen kein Geld, ich hab zwei Karten, und den Domino kann ich Ihnen leihen. Ich bin doch ſchon zu ramponiert für dergleichen, ſag ich. Sie ſchlägt die Hände zuſammen und macht mir ein halb Dutzend Komplimente. Kurz und gut, das Herz ſchlug mir ſchon vor Verlangen, ich rede mit Geßner, der brummt zuerſt, aber ſchließlich, weils nichts koſten ſoll und weil die Nachbarin eine Frau ‚von‘ war, gibt er ſeinen Segen.

Am Abend war ich alſo in der Oper. Meine Begleiterin war auf Ja und Nein verſchwunden; ich, geblendet von dem Glanz, drücke mich eine Weile jämmerlich herum, da ſpricht mich ein fremder Herr an, folgt mir immerzu, führt mich zum Champagner, neckt mich, fragt mich aus und war ſo lieb, Manfred, ſo lieb, ſag ich Ihnen! Ob er hübſch war oder elegant oder geſcheit, daß weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er

lieb war, und das eben wars, was mir fehlte. Wir haben auch noch getanzt miteinander, und dann wollt er mein Gesicht sehen, und dann hat er mich zum Wagen gebracht und ist mit mir gefahren, und auf einmal waren wir in seiner Wohnung. Ich bin bei ihm gewesen bis zum Morgen. Seitdem hab ich ihn nie wieder gesehen."

Ihre Stimme ermattete; ihr Blick verlor sich; ihre Haltung wurde aufrechter; und etwas an dieser Haltung, etwas an der stillen Tiefe des Blicks erinnerte Manfred an Virginia. Er ahnte alles, und er war bewegt.

„Ich kenne seinen Namen nicht," schloß Frau Geßner leise, „ich weiß nicht, wo das Haus war, im Morgennebel bin ich von ihm fortgegangen, und er hat mich im Wagen noch ein Stück begleitet. Nachher war alles wieder wie vorher. Nur das Kind, das Mädchen, das ist von jener Nacht."

In einer Aufwallung, die seinem Gefühl zur Ehre gereichte, ergriff Manfred Frau Geßners Hand und drückte seine Lippen darauf. Sie schaute ihn dankbar und erleichtert an. „Ihr jungen Leute seid wenigstens großmütig," sagte sie seufzend. „Aber Sie begreifen doch, daß Gina nie etwas davon wissen darf? Das sehen Sie doch ein, nicht wahr?"

Manfred nickte überzeugt. „Es wäre ein Verbrechen," bestätigte er; „man würde ihr die Unbefangenheit rauben. Schließlich, gegen die Umstände, die einem das Leben verschafft haben, kann sich kein Mensch auflehnen, doch wir wollen es lieber nicht auf die Philosophie ankommen lassen."

„Niemand weiß es," sagte Frau Geßner; „niemand außer mir und ihm und Ihnen."

„Wie ists nur möglich, daß Sie den Mann nie wieder gesehen, daß Sie sich so vollständig damit abgefunden haben?" fragte Manfred.

„Das, Manfred, war der Vertrag, den ich mit mir selber gemacht habe. Die eine Nacht, das war meine Jugend. Und

wie das Mädel geboren war, bin ich gleich eine alte Frau geworden. Geßner, den hab ich dann bald hernach begraben."

Frau Geßner erhob ſich, um die Lampe anzuzünden. Mit nachdenklicher Miene ſchaute ihr Manfred zu. Wenn jene im Dunkel der Zeiten verſchollene Frau von Ermenhofer nicht auf den Maskenball hätte gehen wollen, wäre dann Virginia ungeboren geblieben? dachte er und war erſtaunt über die Ungeheuerlichkeit einer ſo naheliegenden Betrachtung. Ein ungewöhnliches Weſen verdankt ſein Daſein dem Zufall eines ziemlich gewöhnlichen Abenteuers; das Abenteuer erhält den Nimbus von Heiligkeit; der Zufall wird Schickſal, und das ſeiende Geſchöpf beſchämt durch ſeine ſiegreiche Gegenwart den ganzen Kodex der Moral.

In ſolche Gedanken war er noch verſunken, als Virginia kam. Sie brachte das Feuer des ſcheidenden Tages mit. Die unerwartete Freude, den Verlobten zu ſehen, lähmte ihren Fuß. Die Überraſchung enthüllte ihre Liebe; in den metalliſch glänzenden Augen war ein leidenſchaftliches Entzücken. Als ſie ihm die Hand reichte, glaubte Manfred zu ſpüren, daß die Zurückhaltung diesmal faſt über ihre Kraft ging: ihr Arm zitterte, die Finger lagen zuckend in den ſeinen. Sie ſchauten ſich wie verzaubert an, indes Frau Geßner am Tiſche ſaß und zu erlauſchen ſchien, was ſie einander verſchwiegen.

Bald kam die Rede auf den Brief. Virginia mißbilligte Manfreds Verlangen. Sie wollte nicht geſtört, durch Beobachtung nicht gehemmt werden. Des Schutzes glaubte ſie entraten zu können. „Wer hat mich beſchützt, bevor du da warſt?" fragte ſie. „Was ſoll mir dein Freund? Bin ich ohne dich, wozu brauch ich ihn?"

Die Mutter ſtand Manfred ſo lebhaft zur Seite, daß Virginia ärgerlich wurde. Vielleicht war es nur die bevorſtehende Trennung, die ihr ſo ſchwer im Gemüte lag, daß ſie kaum wußte, was ſie redete, als ſie verſtimmt und beunruhigt immer von neuem widerſprach. Aber Manfreds enttäuſchte

Miene weckte ihr Mitleid, und sie fühlte, daß sie ihm unrecht tat, wenn sie den bewunderten Freund zu den Gleichgültigen zählte. „Nimms doch nicht so tragisch," lenkte sie ein, „wozu sollen wir uns streiten? So bring ihn halt her, deinen berühmten Erwin Reiner."

„Na, Gott sei Dank!" rief Manfred freudig. „Du ahnst gar nicht, wie glücklich mich das macht. Den berühmten Erwin Reiner," wiederholte er lachend, „das ist gar kein Spott, Virginia. Erwin fängt wirklich an, berühmt zu werden."

„Um so schlimmer."

„Wieso?"

„Dann ist er also nicht nur reich, nicht nur anspruchsvoll und über die Maßen gebildet, sondern auch berühmt. Um so schlimmer. Der paßt schlecht zu uns."

Manfred hatte es schon oft bemerkt, und durch diese Bemerkung wurde es ihm klarer als zuvor, daß Virginia an der Engigkeit der Verhältnisse litt. Er verzieh es gern. Ein Urtrieb zwingt die Schönheit gegen die Welt; die Schönheit muß sich stellen. Einsam zu sein ziemt ihr nicht und nährt sie nicht. Das Unbewußte des Instinkts vergröbert die Gefahr; ein Feld für böse Ahnungen. Doch Manfred hatte den Willen, hell zu sehen, und seine Liebe erstickte die Kritik.

Zum Abendessen blieb er nicht, er wollte noch zu Erwin. Die Villa Erwins lag in Pötzleinsdorf, als er mit der Trambahn hinauskam, war es halb zehn Uhr. „Der gnädige Herr hat einen Vortrag besuchen müssen," sagte der Diener im Vestibül, „er wird aber um zehn Uhr hier sein."

Es reute Manfred, daß er sich und Virginia um eine unwiederbringliche Stunde gebracht. Er begab sich in die Bibliothek und wartete. Er setzte sich in einiger Entfernung vor den prunkvollen Marmorkamin und blickte ins Feuer. Eine unendliche Bangigkeit stieg in ihm auf, und plötzlich hatte er ein seltsames Gesicht.

Ihm war, als ſehe er Virginia vor dem Kamin, kauernd, wie Mägde kauern, wenn ſie Feuer ſchüren, kauernd, aber bewegungslos. Nie hatte er ihre Haare offen geſehen; jetzt waren ihre Haare offen; ſie fielen auf den Teppich und bildeten große Ringe. Nie hatte er ſie mit nackten Füßen geſehen; jetzt waren ihre Füße nackt. Sie trug ein grünes Gewand, das er an ihr nicht kannte, eine Art Schlafrock, und ihre bloßen Arme waren mit einer Gebärde tiefer Verzweiflung zu beiden Seiten des Hauptes angepreßt.

So kauerte ſie.

Manfred beugte ſich unwillkürlich weit vor, ohne daß die nebelhafte Erſcheinung gänzlich entſchwand. Erſt nach und nach löſte ſie ſich auf wie eine Wolke, die von der Atmoſphäre verzehrt wird. Manfred ſchüttelte über ſich den Kopf und beſchuldigte ſeine geſpannten Nerven für eine Verwirrung, die Qualen der Sehnſucht im voraus malte, ohne das Glück des Beſitzes und der Wiederkehr zu wägen. Sein zärtliches Herz war voller Vertrauen, und das Gefühl, mit dem er dem Freund entgegenharrte, war durch die erſchreckende Viſion nur noch zweifelloſer geworden.

Abſchied

Erwin Reiner führte das Leben eines jener drei- oder viertauſend Bevorzugten, die es in jeder großen Stadt gibt, ein Leben, das, auf dem Fundament unerſchütterlichen Reichtums ruhend, nur mit Rechten ausgerüſtet und keinen Pflichten unterworfen ſcheint. In einem ſolchen Daſein ſpielt der Luxus dieſelbe Rolle wie die Repräſentation im Daſein eines regierenden Herrn. Die Söhne reichgewordener Bürger genoſſen am Anfang des Jahrhunderts nach jeder Richtung hin eine ſchrankenloſere Freiheit als etwa die Sprößlinge adliger Familien, die ſich durch Erziehung, Vorurteile, perſönliche

und Standesrücksichten eingeschränkt und befehligt fanden. Dies war bezeichnend für die vorherrschende und stetig anwachsende Macht des Bürgertums, und ob die jungen Leute, die seinem Schoß entwuchsen, als Gelehrte und Künstler figurierten oder ob sie als Müßiggänger, Dandys und Genüßlinge einer frech erklärten Ungebundenheit huldigten, waren sie eines der wesentlichen Hindernisse für die Bildung eines blutvollen und harmonischen Gesellschaftskörpers, ja eines Staates in humanem Sinn, und der Sozialforscher des einundzwanzigsten Jahrhunderts wird vielleicht nachweisen können, in welchem Maße sie zur Zersplitterung und Verstümmelung der Völker, der Ideen und der Ideale beigetragen haben. Jede große Stadt zählte unter ihren Bewohnern fünfhundert bis tausend Menschen von einer absoluten Einsamkeit, von einer unheimlichen Verführungskraft zur Einsamkeit und geistigen Anarchie.

Der Vater Erwin Reiners hatte sein Vermögen durch Grundstückspekulationen erworben. Zu einer Zeit, wo noch niemand daran gedacht hatte, daß die im Westen der Stadt befindlichen Ländereien der Anlage einer umfangreichen Villegiatur günstig seien, hatte er die Mitgift seiner Frau dazu verwendet, um ein großes Gebiet von Gärten, Äckern und Wiesen aufzukaufen, das beständig im Werte stieg. Die Frau, eine Gutsbesitzerstochter aus der Gegend von Linz, eine einfache Natur, die nichts von den weittragenden Geschäften begriff und die Verwendung ihres Geldes für einen an den Kindern geübten Frevel betrachtete, war nicht geschaffen, das Leben eines Spekulanten zu teilen. Hypochondrischer Kummer zerstörte ihre Gesundheit, die beiden ersten Kinder, die sie gebar, siechten an allgemeiner Schwäche hin, eines kam tot zur Welt, Erwin war das letzte, und die Mutter starb ein Jahr nach seiner Geburt.

Ihm wandte sich die ganze Zärtlichkeit, Sorgfalt und geängstigte Liebe des Vaters zu. Ein hygienisch abgerichteter

Koch mußte die Nahrung des Kindes bereiten, und wie für einen Prinzen war beständig ein Leibarzt zu seiner Verfügung. Aus Furcht vor ansteckenden Krankheiten unterließ man es, ihn in die öffentliche Schule zu schicken; als er mit fünfzehn Jahren ins Gymnasium trat, erregte er Befremden durch seine Fremdheit, Spott durch seine Verwöhntheit, Ärger und Übelwollen durch sein launenhaftes und tyrannisches Wesen. Aber im Wetteifer mit den Gleichstrebenden traten seine angeborenen Geistesgaben alsbald in erstaunlicher Weise ans Licht. Er überflügelte alle. Lehrer und Mitschüler fügten sich einer Überlegenheit, die für jene zu augenfällig, für diese oft zu nützlich war, um bestritten werden zu können. Er hatte ein Gedächtnis wie der Kardinal Mezzofanti, eine Geschicklichkeit in der Aneignung der verschiedensten Disziplinen, die selbst bei Fachleuten Verwunderung hervorrief. Die Schularbeiten waren ihm ein Spiel; er kannte alle Daten der Geschichte, als ob er sie aus einem unsichtbaren Buche läse, übersetzte aus bloßer Liebe zur klassischen Philologie die entlegensten griechischen Schriftsteller und erschloß sich aus eigenem Trieb die höhere Mathematik und die mathematische Geographie. Schon mit achtzehn Jahren grenzte seine Belesenheit ans Unglaubliche; daneben dichtete und musizierte er; er ritt und focht, er turnte, schwamm, spielte Tennis und Fußball, und dank diesen Übungen kräftigte sich sein Körper; seine Muskulatur wurde zäh, seine Haut fest, seine Gestalt gedrungen, seine Bewegungen erhielten Energie, seine Haltung Anmut und seine Manieren eine außerordentliche Elastizität und Schmiegsamkeit.

Auf der Universität hörte er naturwissenschaftliche, philosophische und kunstgeschichtliche Kollegien, und im sechsten Semester verfaßte er seine große Doktorarbeit: Über das Individuelle und das Historische in der Porträtmalerei, eine Schrift, die ihm die Anerkennung der Gelehrten erwarb und sogar im Publikum einigen Widerhall fand. Er verfolgte damals zwei Ziele: die Dozentur und seine Aufnahme in den

Jockeiklub. Jenes war nur eine Frage der Zeit; dieses zu erreichen war ihm durch eine planvolle Ausnützung seiner aristokratischen Beziehungen möglich; er pochte gern darauf, daß seine Mutter eine Schanz, Edle von Jagstburg war, bekannte Familie, die während der Gegenreformation geadelt worden war. Solchen Bestrebungen entsprechend, waren seine Stunden genau eingeteilt, um den Pflichten der Arbeit und der Gesellschaft zu genügen, wie er denn überhaupt ein Mann der gründlichen Ordnung und der sorgfältig ausgeführten Programme war.

Der alte Reiner, der für seine eigene Person anspruchslos wie ein kleiner Kaufmann lebte, hatte dem Sohn ein Jahrgehalt von hunderttausend Kronen zugewiesen. Die Villa und der Haushalt kosteten den vierten Teil davon. Erwin rechnete mit der Köchin monatlich ab wie eine Ehefrau, die ihrem Gatten verantwortlich ist, er kannte genau die Preise von Fleisch, Mehl, Zucker, Gemüse, Kaffee, Milch, Holz und Kohlen. Ihn zu betrügen war unmöglich. Er war weder ein Verschwender noch ein Knicker; er gab mit Anstand aus und hielt mit Anstand zurück. Die praktische Fähigkeit war es auch gewesen, die Manfred zuerst für den um fünf Jahre älteren Erwin eingenommen hatte. Seine romantische Gemütsart fand in ihm einen Halt. Erwins Menschenkenntnis, sein treffendes Urteil, seine Bildung, sein erlesener Geschmack wirkten auf Manfred unwiderstehlicher als die vollendet liebenswürdigen und geistreichen Umgangsformen des Freundes.

Erprobt war diese Freundschaft in keiner Weise. Dem Leben damaliger junger Menschen, das sich in gebrochenen Linien hinzog, wo unter schamhaften Verkleidungen und beziehungsvoller Verschwiegenheit die Aktion zerschmolz, waren Erprobungen so unbekannt wie dem Theater die Mordtaten alten Stils. Man kam zueinander und redete; man hatte auch unberedet dieselben Meinungen; man stritt nur, um zu finden, daß man dieselbe Meinung hatte. Man war

immer weit vom Schuß, weit vom Geschehen, als ob die Zeit hoch über den Köpfen ihre Wirbel triebe, als ob das Schicksal weit unter den Füßen seine Gesänge heulte. Das Jahr war umfriedet, eine undurchdringliche Mauer umfriedete Tag und Jahr, und vor den Toren wachte die Polizei. O Mann am warmen Ofen, schienen bisweilen bleiche, zerwühlte Gesichter zu sprechen, die aus dem Unterirdischen auftauchen, von dort, wo das Schicksal seine Gesänge heult, stiller, verwerflicher Mann am warmen Ofen, steig nieder zu uns, horch und schaue!

Als Manfred den nahenden Schritt des Freundes vernahm, war es ihm eine Sekunde lang zumute, als ob er den Freund kaum kenne. Was weiß ich eigentlich von ihm? dachte er voll Unruhe; sein Gesicht ist mir vertraut, seine belebte Stirn, seine beschäftigten Augen, seine flinken Hände, seine angenehme Gestalt, seine bald helle, bald dunkle Stimme, aber was weiß ich von ihm? Er gibt sich nicht. Was er gibt, ist ein abgemessenes Teil.

Das Bedenkliche solcher Skrupel mag sich aus dem angespannten Seelenzustand des Grüblers und aus der Furcht erklären, eine dauernde Hingebung nicht mit gleicher Glut und Offenheit erwidert zu sehen. Als Erwin ins Zimmer trat, lächelnd und heiter angeregt, füllte er wie jedesmal den Raum mit Sympathie, und Manfred machte eine Gebärde, wie um sich der Erinnerung an einen häßlichen Traum zu entschlagen. „Wo warst du?" fragte er.

„Wärst du nicht so faul und so verliebt, du hättest den Abend nützlich verbringen können," antwortete Erwin. „Arensen, der dänische Südpolfahrer, hat in der Geographischen Gesellschaft Vortrag gehalten. Es war mir wichtig, ihn zu hören. Ich glaube nicht daran, daß Alexander den Diogenes beneidet, aber Diogenes ist in meinen Augen ein Schwein, wenn er Alexander nicht von ganzem Herzen bewundert. Alles kann ich fassen: höllische Strapazen erleiden, Hunger und Durst ertragen, zweimal eine sechs Monate lange Nacht

durchleben, in erstickenden Schneestürmen über die Gletscherabgründe des antarktischen Eises klettern, im Tran- und Kohlenstank einer schneebegrabenen Bretterhütte wissenschaftliche Arbeit heikelster Art verrichten, eine Einsamkeit mit Gefährten teilen, die einem alsbald ekel werden wie ein Hemd, das man nie vom Leibe ziehen darf; gut, ich kanns fassen. Aber den Entschluß dazu, den faß ich nicht. Der Entschluß zu solchen Dingen muß eine Raserei sein. Der Entschluß hält ja die Taten, er ist der eiserne Tragbalken, der das Gebäude des Willens vor dem Zusammenbruch bewahrt. Ich hab mir den Mann genau angesehen; harmlos, denkt man sich, ein Schulmeister. Aber zwischen Stirn und Nase war die fixe Idee kenntlich, von der die Menschen der Tat besessen sind. Diese Leute sind die Dramen, die Gedichte, die Lieder Gottes, das Dargestellte, das Offenbarte, das, was Unbegreiflichkeiten und Hintergründe hat. Wir aber, wir sind die langweiligen Kompendien, die flachen Schilderungen, das naturalistische Quiproquo, die Makulatur."

Das alles sagte er ziemlich hastig und sehr gestenreich, während der Diener das Abendbrot servierte. Manfred schaute gebannt auf die flatternden, flackernden Lippen, die eindringlichen Augen mit dem festen Blick, die entschieden geeckte Stirn unter braunen und sorgfältig gescheitelten Haaren, das glattrasierte, weiße, milchig blasse, zartgeäderte und zarthäutige Gesicht mit der feinen, schmalen und neugierigen Nase und den beim Sprechen vibrierenden, wie bei einem Schauspieler sich verfaltenden und wieder straffenden Wangen. Die ganze Erscheinung hatte etwas vehement Überzeugendes.

„Hast du schon gegessen?" fragte Erwin. „Nein? So setz dich her. Wichtel! Einen Teller und Besteck!"

Als Manfred ihm gegenüber Platz genommen hatte, fuhr er fort: „Entschuldige das Wir von vorhin, Manfred; ich meine eigentlich nur mich. Die richtigen Egoisten sagen immer ‚Wir', wenn sie sich verdammen. Ich hab keine fixe Idee, das macht

mich so ruhelos. Ich bin eine unpolitische Natur, ich habe keinen Anschluß, ich bin kein Vertreter, kein Repräsentant, ich bin nichts weiter als ein Ich, ein Ichlein, das sich manchmal einbildet, die geistige Maschinerie Europas mit in Bewegung zu setzen. Du, du bist ein Träumer. Träumer können aufwachen, von Träumern weiß man nie das Ende. Dir ists ja auch geglückt, deiner schwebenden Leidenschaft einen Inhalt zu geben, was mir nie gelingen wird. Ich habe bloß die Leidenschaft und keinen Inhalt. Ich kann nicht lieben, ich kann nur hassen. Meine Leidenschaft erkaltet, wenn sie einen Gegenstand hat, mein Herz wird matt, wenn es besitzt. Vor Wochen lernte ich ein junges Mädchen kennen, gleichviel wo, gleichviel wer es ist. Frisch und duftig wie eine Feldblume, sag ich dir, und graziös wie nur eine in dieser wunderbaren Stadt. Ich hielt es für unmöglich, sie zu entflammen. Ich wünschte es gar nicht, mich quälte der Gedanke, daß die Unschuld aus der Sternensphäre sinken könnte. Unschuld, siehst du, das ist es! Das ist die Göttin, vor der ich liegen und beten möchte! Aber Unschuld ist offenbar nur ein Reiz und nicht eine Wirklichkeit. Na, und diese ... zwei Monate hat es gedauert, da kam sie, schmiegsam wie ein Kätzchen und traurig und zärtlich wie eine schon Gefallene. Mir wurde weh dabei. Ich nahm sie, gewiß, ich nahm sie, aber mit Wut, mit Verachtung, und dann gab ich ihr zu verstehen, daß alles aus sei zwischen uns. Ich war enttäuschter und zerstörter als sie, das kannst du mir glauben."

„Du wirst sie zerbrochen haben," bemerkte Manfred kurz.

Erwin zuckte die Achseln. „Sie wollte zerbrochen werden," entgegnete er.

„Man macht dirs eben viel zu leicht," sagte Manfred kopfschüttelnd. „Bisweilen ist mir, als ob dich dein Dämon ins Wegloſe locken wollte, um dich zu verstricken."

„Wärs doch so!" rief Erwin aus. „Besser als, wie jetzt, durch das Leben zu rasen, mittendrin zwischen der Tat und

dem Entschluß. Aber lassen wirs. Das klingt alles so großartig und ist simpel wie eine Leichenrede. Wann reist du?"

„Übermorgen."

„Und dein Mädchen? Wie verhält sie sich zu einer so langen Trennung?"

„Ich mag nicht, wenn du ‚dein Mädchen' sagst," versetzte Manfred unwillig. „Im übrigen wollt ich dich bitten, morgen mit mir zu Virginia zu gehen. Sie will dich kennenlernen."

Erwin rümpfte kaum merklich die Nase. „Ich vermute, daß du sie endlich so weit gebracht hast, einen Störenfried bei sich aufzunehmen," sagte er dann. „Aber ich werde ihr versichern, daß ich von meinen Vormundschaftsrechten nur sparsamen Gebrauch machen will."

„Das magst du nach Gutdünken halten," erwiderte Manfred ernst. „Immerhin vergibst du dir nichts und mußt nicht fürchten, feierlich zu sein, wenn du mir versprichst, deine Freundschaft gegen mich auf sie zu übertragen. Sie ist allein, sie ist schutzlos. Ihre Mutter zählt kaum. Qualvoller Gedanke, solch ein Wesen auf sich selbst gestellt zurückzulassen. Nenn es Phantasterei, nenn es Mangel an Gläubigkeit, nenns wie du willst; wir sind ja alle dem Ungefähr ausgeliefert, und ich sehe nur das Verderben auf allen Seiten. Ich würde nicht reisen, wenn ich dich nicht wüßte."

„Aber lieber, lieber, guter Mensch!" Erwin erhob sich und streckte Manfred beide Hände entgegen, die dieser ergriff, schüchtern und von dem ungewohnten Ausbruch freier Herzlichkeit bewegt. „Ich stehe dir mit allem, was ich bin und habe, zur Verfügung," sagte Erwin mit einer Wärme, die der Stimme einen sonoren und seelenvollen Klang verlieh. „Ich übernehme die Verantwortung gern und ohne Vorbehalt. Du hast mein Wort, ich fasse die Sache so wörtlich auf, wie du sie verstehst."

„Dank, tausend Dank," entgegnete Manfred. „Ich brauche ja nur die Sicherheit, daß du im Notfall für sie da bist. Du

ſchreibſt mir gelegentlich über ihre Geſundheit, ihre Stimmung, darüber, wie ſie ausſieht, was ſie ſpricht und tut, das iſt alles. Ich traue dir Geſchicklichkeit genug zu, um ſie nicht durch eine Aufſehermiene ſtörriſch zu machen."

Beide lachten. „Ich muß dir ihr Bild zeigen," fuhr Manfred fort, indem er einen handgroßen Karton aus der Bruſttaſche zog und ihn Erwin reichte, „ſie hat endlich meinen Wunſch erfüllt und ſich photographieren laſſen."

Erwin nahm das Bild und legte es wieder weg. Dann nahm er es abermals, hielt es in Armlänge vor die Augen, und ſeine Brauen rundeten ſich.

„Es iſt keineswegs geſchmeichelt," ſagte Manfred mit naiver Eitelkeit.

„Donnerwetter — ja," murmelte Erwin. „Prächtig, ganz prächtig. Ich dachte immer, du übertreibſt, und habe insgeheim deine Schilderungen belächelt. Aber das ſcheint ja eine vollendete Schönheit zu ſein."

„Noch mehr."

„Mehr? Was noch? Mehr gibt es nicht. Iſt ohnehin ſelten. Darin iſt alles beſchloſſen."

„Wenn wir im Zeitalter Platons lebten, würde ich ſagen: eine vollendete Tugend. Aber heutzutage macht ſich das ſchlecht."

„Gewiß. Tugend hat immer etwas Ranziges. Ein odioſer Begriff."

„So nennen wir es Unſchuld. Trotzdem du die Unſchuld leugneſt."

„Geht es nicht ein wenig wider die Schamhaftigkeit, von jemand zu ſagen, er ſei unſchuldig?" fragte Erwin ſtolz. Manfred ſenkte die Stirn. „Wozu einen Titel? Beſitze, Freund, genieße und laß den Kommentar. Worte zerſtören. Und wirf einen Ring ins Waſſer wie Polykrates, denn du biſt beneidenswert."

Wichtel brachte eine Karte, auf der der Name Ottokar Graf Paleſter ſtand. Erwin lächelte. „Der gute Graf iſt immer

Mitternachtsgast. Bringen Sie kalten Aufschnitt, Wichtel," wandte er sich an den Diener, „der Herr Graf hat sicher noch nicht gegessen."

Graf Palester war ein hochgewachsener, schlanker junger Mann von vornehmer Haltung und schweigsamem Gehaben. Er hatte ein blasses Gesicht, einen rötlichen Spitzbart, schlichtes gelbliches Haar und traurige Augen, die so blau waren wie Kornblumen. Die Finger seiner schmalen Hände waren stets zusammengepreßt und edel gebogen, als ob sie aus Gips wären. Sein Anzug verriet die Sauberkeit und Sorgfalt eines Menschen, dem alles daran liegt, seine Armut zu verbergen. Er war bis vor einem Jahr Marineoffizier gewesen, hatte dann aus unbekannten Gründen den Abschied genommen und lebte mit einem weiblichen Wesen geheimnisvoll zurückgezogen in der Vorstadt. Er besuchte seine wenigen Freunde, die Freunde ihn nicht; dies hatte sich so gefügt. Man achtete seine Armut und sein Geheimnis.

Erwin hatte ihn vor zwei Wintern in Kairo kennengelernt. Er hatte schon damals erfahren, daß der Graf im Besitz der sogenannten Froweinschen Miniaturen war, die nach einem Sammler oder Mäzen des achtzehnten Jahrhunderts ihre Bezeichnung hatten. Es gab nur drei Exemplare dieses Werks; das eine befand sich in der Vatikanischen Bibliothek, das zweite war Eigentum eines Lords Pembroke in Schottland, das dritte war zur Zeit der österreichischen Herrschaft in Toskana durch einen Vorfahr des Grafen, die Palester waren italienischen Ursprungs, aus Florenz nach Wien gekommen. Während das Geschlecht immer mehr verarmte, gingen die mittelalterlichen Malereien, die nach Erwins Meinung einen außerordentlichen Wert hatten, als abergläubisch behütetes Erbstück von Generation zu Generation. Man wähnte, daß der Name Palester nicht untergehen könne, ja, daß ihm einst noch ein neuer Glanz beschieden sein werde, solange dieser Schatz Familiengut blieb. Graf Ottokar war nicht mehr in der Lage, das

Archiv eines Ahnenschlosses damit zu schmücken; obwohl er die Überlieferung als Fabel hinnahm, so achtete er sie doch in einer Treue, die nicht mäkelt, und in einem Trotz gegen weltliches Gut, der durch eine philosophische Lebensführung gehärtet wurde. Vor Wochen hatte er das Buch mitgebracht, um es Erwin zu zeigen, und schon eine flüchtige Prüfung hatte diesen belehrt, daß er ein Original vor sich habe. Die drei in Europa verstreuten Exemplare waren einst ein Ganzes gewesen, aber Erwin, der das römische kannte, stellte entzückt das Palestersche höher, und seine Begierde nach dem Gegenstand wuchs im selben Maß wie der Widerstand, den sie erfuhr. Wenn er zu ungestüm und zu phantastisch mit seinen Angeboten wurde, lächelte Graf Ottokar voll Nachsicht und versprach mit reizender Ironie, er werde ihm den Frowein hinterlassen, wenn er ohne Leibeserben von hinnen gehen müsse. „Das dauert mir zu lang," entgegnete Erwin. „Ich will nicht erben, ich will erobern."

Auch jetzt geriet das Gespräch auf die Miniaturen, und während der Graf sich an den Tisch setzte und aß, wie man im Wirtshaus eine bestellte Mahlzeit zu sich nimmt, schlich Erwin vorsichtig und lüstern um das Thema.

„Was stellen denn die Bilder dar?" fragte Manfred.

„Es sind Heiligenlegenden," erklärte Erwin; „einfach und primitiv gemalt, aber mit einer Innigkeit, die ganz ohnegleichen ist."

„Das mag ja sein," antwortete Manfred, „trotzdem begreif ich dein heftiges Verlangen nicht. Die Welt ist voll von schönen Werken der Kunst, bekannten und unbekannten; warum soll tyrannische Habsucht den Geist in Fesseln binden und den Genuß beschränken?"

Graf Ottokar blickte Manfred wohlwollend an, schwieg jedoch, um Erwin nicht in seiner Entgegnung zu stören. Erwin legte die Hände flach zusammen und sagte mit einem Ausdruck von Festigkeit und Glut: „Die Welt ist groß und klein,

wie mans nimmt. Groß für die Wahllosen und klein für die Wählenden, groß für die Augen und klein für die Hand. Ich bin kein Augenmensch. Ich muß haben, ich muß greifen, zwischen den Fingern muß ichs haben und halten, auch auf die Gefahr, zu zerstören."

„Nun ja, da ist der Punkt, wo Gott aufhört und das Chaos anfängt," bemerkte Graf Ottokar trocken.

Man stritt noch eine Weile für und wider, bis sich der Graf erhob, um sich zu verabschieden. Manfred, der müde war, folgte seinem Beispiel, nachdem er mit Erwin die Stunde festgesetzt hatte, zu der er ihn morgen abholen wollte.

Als er mit Palester auf die nächtlich öde Straße trat, schneite es. „Ich gehe nie ohne ein befeuertes Gefühl von Erwin weg," gestand Manfred, „er hat die Gabe, mich ehrgeizig zu machen."

„Ein interessanter Mensch, ein höchst interessanter Mensch," erwiderte Graf Ottokar leise. „Aber ich möchte sein Gesicht sehen, wenn er allein ist, ganz allein. Er gehört zu denjenigen, deren Gesicht ich mir nicht vorstellen kann, wenn ich sie allein denke. In einer großen Stadt, in einem großen Haus und darin in einem großen Zimmer ... mir ist, als ob er ein anderer wäre."

Manfred blickte verwundert lächelnd auf, aber die Züge des Grafen hatten einen ernsten, beinahe düsteren Ausdruck, als er fortfuhr: „Ich nämlich, im Gegensatz zu Erwin Reiner, bin Augenmensch. Ich sehe zu viel, und was ich nicht sehen kann, quält mich. Neuneinhalb Jahre hat mein Blick nur auf der unermeßlichen Fläche des Ozeans geruht; nun ist mir alles vermauert, Leben und Menschen. Ich komme mir vor wie ein Zwangsarbeiter in einem Bergwerk. Wohin geht eigentlich Ihre Fahrt?"

„Über Madagaskar und Ceylon nach Sumatra, Australien, Polynesien."

„Madagaskar, Ceylon, Sumatra," wiederholte der Graf sinnend. „Und das alles ist vorhanden. Jetzt, indem wir

ſprechen, rauſchen dort die Palmen. Nichts iſt aufwühlender als das Gefühl der Gleichzeitigkeit. Sie werden nachts auf Deck liegen, und das Meer wird leuchten, und die Maſchine wird pochen wie ein Herz."

„Ich würde gern mit Ihnen tauſchen," entſchlüpfte es Manfred.

„Ich verſtehe," antwortete Paleſter, „ich verſtehe. Um ſo mehr wird Sie die Reiſe verwandeln. Wir verwandeln uns nicht, wenn die Erlebniſſe mit unſeren Wünſchen übereinſtimmen. Schreiben Sie mir einmal von dort drüben, vom andern Ende der Welt."

„Mit Vergnügen."

„Vielleicht werde ich Ihnen ebenfalls ſchreiben. Ich werde bei Nacht ſchreiben, Sie werden es bei Tag leſen, und ſo iſt es auch gemeint. Leben Sie wohl, Sie müſſen einſteigen, ich gehe zu Fuß."

„Zu Fuß bis nach Hietzing?" fragte Manfred erſtaunt.

„Ja. In zwei Stunden bin ich zu Hauſe. Ich vertrage nicht den Lärm dieſer Vehikel. Leben Sie wohl."

Manfred ſchaute dem Davonſchreitenden mit unruhiger Teilnahme nach.

Am andern Nachmittag um drei Uhr fuhr er mit Erwin in deſſen Elektromobil zu Virginia.

Beim erſten Anblick des Mädchens ſtand Erwin ein paar Sekunden lang ſteif wie eine Latte. Manfred konnte durchaus nicht erraten, was in ihm vorging. Er ſelbſt gab ſich weniger natürlich als ſonſt; der Wunſch, Erwin und Virginia möchten aneinander Gefallen finden, machte ihn verlegen, und er beobachtete geſpannt Haltung und Blicke von beiden.

Die Eitelkeit von Liebenden iſt dem mütterlichen Stolz verwandt, auch der Unruhe des Künſtlers über die Wirkung ſeines Werkes; er ſuchte aus Erwins Miene zu leſen, ob die Erwartung, die Virginias Bild geweckt, unbefriedigt geblieben oder übertroffen worden war. Virginia ihrerſeits blickte dem Freund

des Verlobten furchtlos forschend ins Gesicht. Nie zuvor war sie Manfred so damenhaft erschienen; das Phlegma, das die Schönheit verleiht und das vielleicht nur durch die Schönheit reizvoll wird, gab ihr eine Distanz und eine Würde, die Manfred alsbald an Erwins Belebtheit entzückt triumphierend genoß.

Es machte den Eindruck, als ob Virginia mit Erwins Betragen zufrieden sei. Seine betonte Höflichkeit gefiel ihr, die Knappheit seiner Ausdrucksweise ließ ihren Gedanken Spielraum, seine Zurückhaltung war bedeutsamer als Schmeichelei und Bewunderung; er kündigte damit an, daß ihm durch die Umstände heikle Grenzen gezogen waren. Sie hatte seine Kritik ein wenig gefürchtet, seine Billigung, die sie spürte, hob ihre Sicherheit. Seine Manieren hatten nichts Nachlässiges, auch nichts absichtlich Fremdes; er war bescheiden, ganz einfach bescheiden. Sogar Frau Geßner konnte nicht umhin, Manfred anerkennend zuzunicken, als sie sich von Erwin unbeobachtet wußte.

Nach Verlauf einer Stunde, die mit belanglosen Gesprächen hingegangen war, brach Erwin auf. „Ich hoffe, mein gnädiges Fräulein, daß Ihnen die Rolle, die mir Manfred während seiner Abwesenheit zuweist, kein Kopfzerbrechen verursacht," sagte er, indem er in den Pelzmantel schlüpfte. „Ich überlasse Ihnen das Kommando. Betrachten Sie mich als einen, der zur Verfügung steht. Vergessen Sie die Person und denken Sie nur an das Amt."

Lächelnd reichte ihm Virginia die Hand, die er küßte. „Ich kann nicht kommandieren," versetzte sie. „Sie würden mich auch viel zu eigensinnig finden, wenn Sie kommandieren müßten. Es wird hoffentlich nichts dergleichen nötig sein."

Manfred begleitete Erwin über die Wendeltreppe hinab. Auf der letzten Stufe blieb Erwin stehen und sagte, indem er Manfred durchdringend anschaute: „Hör mal, es ist doch ganz unmöglich, daß dieses Mädchen, diese ... Dame, diese ...

Ariſtokratin, dieſe ... Diana aus einer Ehe ſtammt, wie du ſie mir geſchildert haſt —?"

Manfred, mit niedergeſchlagenen Augen, doch vor Freude lächelnd, erwiderte unbedacht: „Wie ſcharf und wahr du ſiehſt!" Sogleich merkte er, daß er zuviel geſagt; er wollte ſeine Worte zurücknehmen, verſtrickte ſich noch mehr, und weil ihn Erwins maliziöſe Miene ärgerte, glaubte er nichts Übleres zu tun, als was er ſchon getan, wenn er das rührende Erlebnis von Virginias Mutter in Kürze berichtete.

„Es iſt klar," meinte Erwin, der aufmerkſam zugehört, „ſolche Früchte reifen nicht auf dem dürren Baum des Kleinbürgertums. Amüſant wäre es, von dieſem Punkt einmal die Naturgeſchichte unſerer großen Männer zu durchforſchen. Leider erheben ſich davor die Feſtungswälle tauſendjähriger Heuchelei."

„Verſprich mir, daß du ſchweigſt," ſagte Manfred haſtig.

Erwin zog verwundert die Stirne kraus. „Oh, wie das Grab," antwortete er, als könne eine ſolche Aufforderung nur ſcherzhaft genommen werden. Sie drückten einander die Hand, und Manfred kehrte ins Haus zurück.

Alles, was nun kam, war Abſchied. Daß auch Virginia langſam ihre Faſſung verlor, traf Manfred tiefer als der eigene Schmerz. Ihm war als ob er ſterben müſſe, um erſt nach einer Ewigkeit das Daſein wieder von neuem beginnen zu dürfen. Sie blieben bis über Mitternacht in der Stube beiſammen ſitzen. Frau Geßner hatte ſich zu Bett begeben. Ihr Gebetbuch lag noch an der Ecke des Tiſches, auf dem eine Teekanne, drei Taſſen und eine mit Äpfeln gefüllte Schale ſtanden.

Der Novemberwind ſurrte im Ofen. Sie redeten erſtickte Worte; wenn ſie ſchwiegen, empfanden ſie die Schauer als gefährlich, die über ihre Haut rannen. Manfreds Hände ſuchten die Hände des Mädchens und flohen wieder. Seine Blicke begehrten und krochen erſchrocken in die Winkel; ſpürbar kreiſte das Blut in den Adern, und an den Kleidern trug er eine Laſt wie ein Badender, dem eine Feſſel nicht zu ſchwimmen

erlaubt. Virginia ſchien gefaßt, ja heiter; mit gütigem Lächeln kämpfte ſie gegen die bedrohliche Glut; in der Tiefe ihres Herzens begriff ſie und wehrte ab, ſanft und mitleidig, bittend und beteuernd. Wie ſtolz ſie iſt, dachte Manfred, von Liebe berauſcht; wie unbezwingbar und wie ſchön!

Endlich küßte ſie ihn auf die Stirn und bat ihn zu gehen. Und er ging, beſtürzt, faſt zornig, bleich und verwirrt.

Am nächſten Mittag, geſchlafen hatte er nicht, brachte er ihr einen Ring mit zwei prachtvollen Smaragden. Es war das erſte Geſchenk, das ſie annahm. Er war fertig, alles zur Reiſe bereit, das Gepäck war ſchon auf dem Bahnhof, und um zwei Uhr, nachdem Manfred von Frau Geßner herzlichen Abſchied genommen, fuhren ſie hin.

Sie gingen vor dem Zug auf und ab. Die Friſt war bald verſtrichen. Virginias Geſicht wurde plötzlich weiß wie Porzellan, und als ſie an ſeiner Bruſt lag, ſchluchzte ſie wie ein Kind. Manfred preßte ſie an ſich, bog mit der Linken ihre Stirn zurück, ſchaute in ihre Augen und dann empor. Es erlöſte ihn kein Wort, kein Ausbruch.

Da kam Erwin, um dem Freund Lebewohl zu ſagen. Rückſichtsvoll hatte er die letzte Minute gewählt. Als er Virginia ſo hingeſchmiegt erblickte, war in der Linie ihres Körpers ein Etwas, das ihn ſtutzig machte. Er ſah zu Boden. Virginia gewahrte ihn und nahm ſich zuſammen. Schwerfällig wie ein Greis ſtieg Manfred in den Wagen. Sein edles Geſicht zeigte ſich noch einmal am Fenſter, lächelnd und ſich verdunkelnd, dann rollte der Zug aus der Halle.

Vorſpiele

Beim Verlaſſen des Bahnhofs ſagte Erwin zu Virginia: „Darf ich Ihnen zur Heimfahrt meinen Wagen anbieten, gnädiges Fräulein?“

Sie hörte kaum die Frage, er hatte schon den Schlag geöffnet; gedankenlos, von Kummer benommen, stieg sie ein, nur in dem Trieb, irgendwo zu ruhen und sich zu sammeln. Erwin erriet ihren Zustand, er war bereit, sich zu entfernen. Da wurde sie sich ihrer Unüberlegtheit bewußt, die nicht mehr gutzumachen war. Die Aussicht, so, wie ihr zumute war, eine Viertelstunde lang oder noch länger in der Gesellschaft eines fremden jungen Mannes verweilen zu sollen, war ihr höchst unbehaglich. Ihn einfach fortzuschicken, das konnte sie nicht über sich bringen, es erschien ihr unfreundlich und undankbar, und sie bestand darauf, daß er mitfahre. „Sie müssen entschuldigen, wenn ich nichts rede," sagte sie mit zuckendem Mund, nachdem er gehorsam eingestiegen war. Er nickte. „Sie werden sehen, daß ich unsichtbar sein kann," antwortete er und drückte sich in die Ecke.

Doch beobachtete er an Virginias unruhigen Augensternen fast mit Genuß, daß ihr das Schweigen peinlich war. Er liebte es, von der Seite her die Augen einer Frau zu betrachten; schwer zu sagen, weshalb. Das Hinausstrahlende des unendlichen und gleichwohl gefangenen Blicks liebte er vielleicht.

Das Gefährt hielt, er sprang hinaus und reichte ihr helfend die Hand. Er hatte eine ritterliche Art zu warten, sich zu verbeugen, zu grüßen. „Auf Wiedersehen," sagte Virginia hastig.

Nachdenklich stieg sie die weiße Wendeltreppe empor, und ihr war als käme sie in leichter zu atmende Luft. Sie fiel der Mutter um den Hals und weinte sich satt.

Was nun? Die Arbeit gab ihr keine Freuden mehr. Man saß da und wartete auf den Briefträger. Der Briefträger war nicht so faul, er brachte an jedem Morgen eine Nachricht von Manfred. Vor seiner Einschiffung schrieb er ausführlich; ein zweiter Brief, als leidenschaftliches Adieu, kam schon von Bord des „Phönix".

Auch Erwin hatte Briefe erhalten. Er hatte die Absicht, es Virginia mitzuteilen. War es eine überflüssige Zuvorkommenheit? Sie war überflüssig. Es lockte ihn nichts dabei. Er hatte wenig Zeit. Sein Tag war angefüllt wie ein Reisekoffer. Als er vor dem Hause stand, er war zu Fuß gekommen, überlegte er, ob er nicht umkehren solle. Nichts rief ihn hinauf. Verdrießlich kehrte er um und ging doch wieder zurück. Vor der Treppe zögerte er abermals. Da erinnerte er sich der hingeschmiegten Bewegung ihres Körpers, als sie an Manfreds Brust gelegen, jener rätselhaften Linie, die ihn fast erschreckt hatte. Das entschied.

Virginia schützte Kopfschmerz vor und wollte sich alsbald zurückziehen. Erwin durchschaute die Absicht und suchte etwas, um sie zu fesseln. Er brachte die Rede auf ihre Malerei und wünschte ihre Skizzen zu sehen. Frau Geßner schleppte dienstefrig Mappen herbei. Blatt um Blatt nahm Erwin und widmete den Versuchen, in denen er nur ein mittelmäßiges Talent erkannte, sorgfältige Aufmerksamkeit.

Das Interesse Virginias erwachte durch seine Kritik, die von gründlichem Verständnis zeugte. Er tadelte die Oberflächlichkeit und mangelnde Kraft des Schauens. „Ja, das weiß ich," stimmte Virginia bei, „deswegen bin ich auch so lustlos."

Er sprach über die Kunst wie ein Tischler über die Tischlerei. Das gefiel ihr; Sachlichkeit imponierte ihr. „Es fehlt Ihnen das systematische Studium der Natur und die Kenntnis der großen modernen Meister," sagte er. „Wer gibt Ihnen Unterricht?"

„Das ist ja eben das Unglück," entgegnete Virginia, „der Mann ist ein Anstreicher, weiter nichts."

Erwin riet ihr eine Schule zu besuchen, die er kannte; er rühmte einen der Lehrer dort als unübertrefflich; es sei eine staatliche Anstalt, die Kosten wären infolgedessen gering, und er machte sich erbötig, ihre Aufnahme durchzusetzen.

Virginia war unschlüssig. „Ich bin nicht gewohnt, mit andern zusammen zu arbeiten," wandte sie ein.

„Das heißt zu deutsch, Sie wollen in der Ahnungslosigkeit nicht gestört werden."

Virginia sah ihm entsetzt ins Gesicht. „Um Gotteswillen spotten Sie nicht," sagte sie, „Spott kann ich für den Tod nicht leiden. Das macht mich ganz krank."

Sie fürchtete mit Recht, er könne ihr Bedenken als Mangel an Ernst deuten, und willigte ein. Sehr bald fand sie sich belohnt. Der neue Lehrer nahm es genau und nahm es tief. Er verlieh den Gegenständen Seele, indem er den Blick zu beseelen wußte. Virginia erfuhr allgemach, was es mit solchen Dingen für eine Bewandtnis hatte, wenn man sie von innen heraus hegen, erarbeiten und gestalten mußte. Sie bekam einen gewaltigen Begriff von dem vorher so unbestimmten Wesen und sah auch ein bescheidenes Ziel für sich selbst.

Den Kameraden und Kameradinnen gefiel ihre Art. Es war etwas Genaues an ihr, kein nebelhaftes Wort kam von ihren Lippen. Sie lernte Verhältnisse kennen, Charaktere abschätzen, Gesichter beurteilen und hatte minder häufig Gelegenheit, an ein schwer ausfüllbares Morgen zu denken. Das verlieh ihrer Anmut eine ununterbrochene Wirkung auf die Menschen.

Da sie sich gern so gewandelt sah, erinnerte sie sich gern der Hilfe Erwins. Er kam jede Woche ein- auch zweimal, in den Spätnachmittags-, in den ersten Abendstunden, und seine Gesellschaft war ihr nicht unlieb. Sein Gespräch war belebend, die eigenartige Eleganz seiner Kleidung und seines Auftretens empfand sie als etwas Auszeichnendes und Festliches. Der Fortschritt in ihren Arbeiten schien ihn zu überraschen. „Seien Sie mutiger," sagte er, „Technik haben heißt weiter nichts als Mut haben." Er wollte mit ihr in eine Galerie gehen und schlug ihr das Palais Liechtenstein vor. Sie war bereit, eines Vormittags holte er sie ab.

Die Säle waren leer. Das unerwartete Alleinsein mit dem jungen Mann stimmte Virginia doch ein wenig zaghaft. Erwin spürte es und bemerkte, die kleinbürgerlichen Beengungen harmonierten schlecht zu ihrem Wesen, sie möge sie doch niederkämpfen. Sie schwieg, runzelte aber die Brauen.

Vor der Lautenspielerin von Carpaccio stehend, wußte er Dinge zu sagen, die Virginia niemals gehört hatte. Er schuf ihr das Bild; er gab der Gestalt Leben, der Idee Bedeutung. Zugleich war es, als enthülle er sein Herz, das in einer Region von Sehnsucht und Verlangen webte, wo man vor den Werken der Meister kniet und die Wunden heilt, die der nüchterne Alltag schlägt. Seine Worte zwangen sie zur Ehrfurcht, und sie mußte sich sagen, daß sie um so tiefer unter ihm stand, wenn sie sich nicht neigte vor der Größe seines Gefühls.

Versonnen kam sie nach Hause. Zum erstenmal fand sie sich durch die Geschäftigkeit der Mutter gestört, dies Auf- und Abgehen, in den Laden kramen, Vorsichhinreden und Uhraufziehen. So anheimelnd es sonst gewesen, heute klagte sie darüber, wenn auch liebevoll, und Frau Geßner setzte sich in den Ofenwinkel, um zu nähen. Drei Tage später erschien Erwin gegen elf Uhr morgens; Virginia wollte gerade zur Schule. Sie war verspätet und deshalb in schlechter Laune. Erwin lud sie ein, mit ihm zur Eröffnung einer modernen Ausstellung zu kommen, sie werde interessante Bilder und interessante Leute sehen. „An den interessanten Leuten liegt mir nichts," sagte Virginia. — „Das ist schade," erwiderte Erwin tadelnd. — „Schon deswegen, weil ich keine Toilette für sie habe," fügte Virginia lachend hinzu. — „Ihr schlechtestes Kleid wird genügen, alle Modedamen in Schatten zu stellen," behauptete Erwin trocken.

„Das sind Komplimente, das laß ich mir gefallen," mischte sich Frau Geßner ein. „So geh doch," wandte sie sich an das zögernde Mädchen, „dein blaues Sammetkleid ist ja sehr hübsch."

„Na ſchön, ſo will ichs wagen," antwortete Virginia und ging in die Kammer.

Das Elektromobil ſchnurrte vor dem Haustor, einige Frauen und Kinder ſahen mit neidiſchen Augen den beiden zu, als ſie einſtiegen.

Trotz ihres einfachen Auftretens erregte Virginia Neugier, ja merkbare Bewunderung, als ſie an Erwins Seite durch die Räume ſchritt. Erwin ergriff die Gelegenheit, das junge Mädchen mit einigen Damen bekannt zu machen, vor allem mit der Baronin Reſowsky, einer hochgewachſenen Frau von reſoluten Manieren und furchtloſem Blick. Sie zog Virginia ſogleich in ihren Kreis, und alsbald ſchwirrte es um ſie von neuen Namen und ungewohnten Schmeicheleien. Eine nicht mehr ganz junge Perſon fiel ihr auf, die ihr vom erſten Augenblick an mit einer Art von ſtummer Huldigung begegnet war; ſie hieß Marianne von Flügel, und nach kurzem Geſpräch mit ihr gab Virginia, eigentlich ohne Wunſch noch Luſt, das Verſprechen, ſie zu beſuchen; als die Baronin Reſowsky ein gleiches von ihr forderte, war ſie um die Mittel verlegen, ſolcher Bitte und Ehrung auszuweichen.

Um Erwin drängten ſich, ſobald er allein ſtand, junge Männer und erkundigten ſich, wer die Novize ſei. Es amüſierte ihn, geheimnisvoll zu bleiben, und er beobachtete ohne Unterlaß Virginias Betragen, deren Unruhe ſich nur ſchlecht hinter einem ſchüchternen Lächeln verbarg. Auch muſterte ſie mit Erſtaunen die koſtbaren Gewänder der Frauen. Sie war Zeugin des Anſehens, das Erwin Reiner genoß, um deſſen Wort und Gunſt alle buhlten, und erkannte doch, daß er an allen vorüberging und ſeine beſtrickende Liebenswürdigkeit nur wie eine Gnade walten ließ. Das verkleinerte ſie in ihren eigenen Augen und Gedanken, und was galt es viel, ſich ſtolz zu tragen vor dieſen Damen, die ſich gewiß weit über ihr ſtehend dünkten?

Sie konnte nicht umhin, gegen Erwin einige Andeutungen über ihre Eindrücke fallen zu lassen, als er am folgenden Nachmittag kam. Aber er bemühte sich, den Nimbus zu zerstören, den ihre Unerfahrenheit gewoben hatte.

„Schließen Sie von der Buntheit auf den Gehalt, vom Gezwitscher auf den Geist?" fragte er.

Sie verstand nicht ganz.

„In gewisser Weise sind alle diese Frauen käuflich," fuhr er mit gerunzelten Brauen fort. „Käuflich aus Ehrgeiz, aus Eitelkeit, aus Habsucht, aus Gleichgültigkeit oder aus Verzweiflung. Und wollen Sie wissen, womit man sie bezahlt? Man bezahlt sie mit dem Frieden der Seele. Sie betrügen die Männer, mit denen sie verbunden sind, um den Willen zum Echten und Edlen. Sie reißen ihr Opfer in Stücke, sie plündern seine Brust und entleeren sein Gehirn."

Virginia fühlte sich verletzt, mehr durch den Ton als durch die Worte. „Sie leben aber doch unter ihnen," hielt sie ihm mit aufblitzenden Augen entgegen.

Er zuckte die Achseln und erhob sich, um die blakende Lampe herabzuschrauben. Frau Geßner befand sich in der Küche, er war mit Virginia allein im Zimmer.

Mein Gott, ja, er lebte unter ihnen, begehrt und hochgeschätzt, aber fremd und entsagend. Das etwa war in seinen Mienen zu lesen. „Meine Gärten sind verdorrt," murmelte er schwermütig, um dann mit erhobener Stimme fortzufahren: „Wer verachtet, muß seine Leiden nachweisen, das ist wahr. Auch ich hatte eine Zeit, wo ich durch Sehnsucht gläubig war. Jede dieser jungen Frauen war mir eine Göttin; von jeder habe ich Wunder und Offenbarung erwartet, so lang sie mir unbekannt war. Ich habe mich weggeworfen und habe Weggeworfene aufgehoben. Ich habe oben und unten, in allen Winkeln dieser illuminierten Gruft gewühlt, die man die Gesellschaft nennt, ich kenne sie alle, die Aristokratin, die Bürgerin, die Abenteuerin, die Emporkömmlingin und die

Gefallene. Was war das Ende? Traum um Traum ist abgeblättert wie die Schalen von einer Zwiebel."

Er stützte den Kopf in die Hand und sah an Virginia vorüber. „Ich bin durch ganz Europa und durch den halben Orient gezogen," begann er wieder, gleichsam unwillig und von der Erinnerung verstört, „ich war in allen Salons von Paris, Petersburg, Madrid und Rom, habe meinen Durst nach einem Menschenherzen in Ägypten und in Indien spazierengeführt, aber ich bin im Norden so kalt geblieben wie im Süden. Hätte mich irgendwo und wann eine göttliche Botschaft getroffen, daß ich zwanzig Lebensjahre als Preis bezahlen müsse für einen Tag der Erfüllung, glauben Sie, ich hätte mich besonnen? Nicht einen Augenblick. Später dann, wenn der Wille erlahmt, fängt die Sünde an. Das Glück fordert eine Seele ganz. Es flieht, wo sie sich in kleiner Münze vergeudet. Ach, Virginia," — Virginia zuckte zusammen bei dieser ersten vertraulichen Nennung ihres bloßen Namens — „es ist nicht nur das persönliche Elend, das ich Ihnen da enthülle, es ist der Jammer unserer Generation. Wir jungen Männer allesamt gleichen dem Griechenkönig, der, ohne es zu wissen, sein eigenes Kind verzehrt. Wir sind lauter Defraudanten unseres eigenen Vermögens, unserer Bestimmung, unserer Würde, unserer Freiheit. Erniedrigen Sie sich nicht vor dieser Welt, denn es ist eine Welt, wo der Beste sein Herz und der Schlechte das des andern zerfetzt, wo der Starke zu den Schwachen Brücken schlägt, die verkappte Falltüren, wo die Gesetze Sträflingsketten und die Traditionen notwendige Übel sind."

Er hatte sich erhoben, stand außerhalb des Lichtkreises, und seine funkelnden Augen ruhten halbverdeckt unter den blassen Lidern. Virginia nagte sinnend an ihrer Lippe. Plötzlich sagte sie: „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie Ihr Leben so beurteilen."

„Und warum?"

„Eben weil soviel Menschen um Sie sind, weil Sie so viele Freunde haben."

„Freunde," erwiderte er abschätzig, „Freunde! Was meinen Sie damit?"

„Nun ja, Sie haben doch Freunde. Manfred zum Beispiel."

„Ah, Manfred. Dann dürfen Sie nicht von Freunden sprechen. Manfred ist mein Freund."

Virginia sah ihn verwundert an. Sie verstand die Unterscheidung nicht.

„Freunde sind Kostgänger, Trabanten, Spione, Nachahmer, Mitspieler, Spielverderber," sagte er fast ungestüm. „Freunde und ein Freund, das ist wie: Götter und Gott. Wenigstens ungefähr so. Manfred war für mich etwas wie ein geliebter Schüler. Es war vielleicht mein schönstes Erlebnis, wie aus seiner zarten Natur eine feurige Tüchtigkeit strömte. Er hat die Flamme auf mich übertragen, die ich in ihm angefacht, und so sind wir Brüder geworden, zwei Söhne einer Flamme."

Dieses poetische Bild wirkte auf Virginia insofern, als es in ihr die Vorstellung von der starken Zusammengehörigkeit Erwins und Manfreds befestigte. Sie hatte es nie so bedacht, und nun war es ihr, als ob Manfred dadurch allen Fährlichkeiten entrückt sei. Sie blickte Erwin dankbar an.

„Deshalb war ich auch eifersüchtig auf Sie, warum soll ichs nicht gestehen," fuhr er fort. „Man verzichtet nicht gern auf den ungeteilten Besitz eines Menschen, der das Lebensgefühl erhöht und dem man in starken und schwachen Stunden alle Geheimnisse ausgeliefert hat. Oft hab ich seine Liebe zu Ihnen wie einen Verrat empfunden. Ich konnte nichts dagegen tun. Der Feind, an den ich verraten wurde, war mächtiger als ich." Er lächelte spöttisch-galant.

Beunruhigt von der Wendung des Gesprächs stand Virginia auf. Sie antwortete nichts.

Sie war im Hauskleid; Erwin heftete den Blick wie geistesabwesend auf ihren nackten Hals, auf die zuckende Ader unter

der Kehle und die bebende Sehne, die ſich vom Ohr herab gegen die Schulter ſtemmte wie eine Säule aus Elfenbein. Virginia wurde rot. Dann errötete ſie abermals darüber, daß ſie rot geworden. Erwin fragte in einem faſt naiven Ton, weshalb ſie errötet ſei. Da wurde ſie zum dritten Male rot, nahm ein ſchwarzes Seidentuch vom Haken und warf es um den Hals, mit einer Bewegung als friere ſie.

Als ſie am folgenden Tag zum Mittageſſen nach Hauſe kam, ſagte ſie: „Es riecht ja nach Zigarettenrauch hier. Haſt du Beſuch gehabt, Mutter?"

„Ja, Doktor Reiner war bei mir," antwortete Frau Geßner ein bißchen verlegen.

„Bei dir? was hat er denn gewollt?"

„Nichts, gar nichts. Er hat mit mir geplaudert. Iſt denn das ſonderbar?"

„Alſo mit einem Wort, du haſt eine neue Freundſchaft," ſcherzte Virginia.

„Ja, mein Kind," erwiderte Frau Geßner behaglich, und um ihre kleine Naſe legte ſich ein ſchnippiſcher Zug, was Virginia lächelnd bemerkte. Sie wunderte ſich; daß Erwin Reiner das Bedürfnis haben ſollte, zuweilen mit einſamen alten Damen ſeine Zeit zu verbringen, konnte ſie nicht gut glauben. Sie hatte vor, ihn zu fragen, unterließ es aber aus folgendem Grund. Wenn ſie eine ſolche Frage ſtellte, mußte er annehmen, daß ſie die Unterhaltung, die ſie ihrerſeits ihm gewährte, höher einſchätzte als die der Mutter. Sie fürchtete eitel zu erſcheinen, und im weiteren Verlauf dieſer Überlegungen kam ſie dahin zu wünſchen, daß er die Zahl ſeiner Beſuche beſchränken möge. Es war aber unmöglich, ihm das zu verſtehen zu geben, ohne ſeinen Stolz zu verwunden, ja ohne ihn zu beleidigen, durfte er doch erwarten, daß er ihr mit ſeinem Geſpräch Freude bereite und daß ſie ihm dankbar ſei für das Opfer vieler Stunden.

Sie konnte sich nicht beklagen; er war so zartfühlend, daß er einige Male, als die Mutter sich zu ihrem gewohnten Abendspaziergang rüstete, mit ihr zusammen aufbrach, um nicht mit Virginia allein in der Wohnung zu bleiben. Wenn er dann weggegangen war, saß sie oft lange müßig und erinnerte sich an Worte, die er gesagt, an Ereignisse, die er erzählt, an Personen, die er geschildert hatte. Er besaß eine wunderbare Kunst darin, Begebenheiten und Menschen plastisch darzustellen. Da lebten Bälle und Seefahrten und Wanderungen und Abenteuer in fremden Ländern und die kleinen Intrigen der großen Welt und die großen Ränke kleiner Herren, da lebte alles vom Unbedeutenden bis zum Historischen, und alles hatte sein besonderes Gesicht und seinen Platz im Allgemeinen.

Einmal als er sich ruhelos und ruhebedürftig nannte, riet ihm Virginia, er solle heiraten. Er erwiderte ernsthaft, er kenne die Frauen zu gut. Man gibt den Reichtum der Erfahrung zu, wenn man der Enttäuschung so gründlich sicher ist. Er wußte mit Verschwiegenheit sich selbst in den Schatten zu stellen, während er bitter beredt den Bannstrahl schleuderte.

Er kannte das treuherzige Kind aus der Vorstadt, das seinem Liebsten keine Gunst verweigert, das in einer leicht zu täuschenden, gesang- und tanzfrohen Welt wohnt, in einer von den zahllosen Stuben gepferchter Häuser, wo man sich beim Pfänderspiel und dem Scheppern eines Pianinos bis fünf Minuten vor zehn Uhr des Lebens Lust und Überschwang ergibt. Ein Idyll, das den Nachteil der Langeweile hatte.

Er kannte die Modedame, die Tigerin des Vergnügens, deren Gewissenlosigkeit sich wie Rachsucht ausnimmt und deren Verfeinerung von der Erschöpfung kommt. In ihr ist eine großartige Kraft zur Lüge, und sie versteht es, durch Zärtlichkeit zu quälen. Sie fängt ihre Leute wie der Fuchs ein Huhn, und sie ist leer, unergründlich leer; aber der Abgrund lockt zum Sturz, und wer nach einer Tiefe verlangt, den schreckt keine Finsternis. Wenn er dann von dem unheilvollen Sturz

erwacht, macht ihn der Ekel zum Verbrecher. Er will nicht mehr Huhn sein, sondern Fuchs. Nichts ist verführerischer in der Gesellschaft als die Gebärde eines Mannes, der die Peitsche zu schwingen weiß. Wenns nur knallt; alles seufzt erleichtert auf, wenns knallt.

Er kannte die jungen Mädchen, die frühzeitig eine Art von verliebten Beziehungen pflegen, welche man in den oberen Ständen Flirt nennt. Eine Sache, dazu erfunden, um die Seele zu beschmutzen, während sie den Körper bewahrt. Die erschlafften und neugierigen Geschöpfe stillen den Hunger ihres Gemüts mit Zerstreuungen, die bloß Hunger nach Zerstreuungen erregen, und können niemals den Anschluß an ein tätiges Glück finden. Der Rattenfänger braucht nicht einmal zu pfeifen, die Tierchen kommen von selbst, Väter und Mütter schreien Zeter, und es gibt Verwicklungen wie bei Kotzebue.

Virginia erbebte. Das Bild der Verderbnis ging ihr nahe. Sie hatte keinen Argwohn, daß all dies einen persönlichen Bezug haben könne. In seinem edlen Zorn sah sie nur einen Beweis seines edlen Interesses an Menschen und Zuständen.

Er sprach von berühmten Frauen, zum Beispiel von Rosanna Schörk, der Schauspielerin. „Frauen von Genie sind streberhaft bis zur Raserei," sagte er, „und ihr glorioser Egoismus verleitet sie dazu, einen Mann für ihren Ehrgeiz wie eine Nummer im Lotteriespiel zu benutzen. Da verbeugt man sich, geht nach Hause und sperrt seine Türe zu. Aber ist die Tür auch zugesperrt, so ist doch eine Glocke dran. Man hat nicht den Mut, die Drähte zu zerschneiden. Warum, man weiß ja nicht, wer kommen kann."

Er stand auf, ging ein paarmal durch das Zimmer und blieb dann vor Virginia stehen. „Ich möchte Ihnen aber auch Gesichter von Frauen zeigen, Virginia, ich möchte sie emportauchen lassen wie ein Spiritist die Geister, Frauen, die den Fluch der Verkommenheit mit dem Adel unverschuldeter Sklaverei verschmelzen; Frauen, die heroisch sind, indem sie sich

preisgeben, und stolz, indem sie sich mit Füßen treten lassen; Frauen, die so vom Schicksal gejagt sind, daß sie erlöst scheinen, wenn sie zusammenbrechen; Frauen, durch deren Seele hindurch man wie durch ein Zauberglas den Sinn und Wahnsinn unseres Lebens gewahrt. Das möchte ich tun, weil ich Ihnen Weisheit geben, weil ich Ihnen Illusionen rauben möchte, die eine reine Phantasie nur belasten. Vielleicht bin ich auch auf einem Irrweg; die Unsicherheit darüber reizt mich, denn Sie sind mir fremd, ganz unbeschreiblich fremd, wie sonst kein Mensch."

Virginia saß auf einem Bänkchen am Ofen. Ihr einer Arm erreichte mit dem Handgelenk gerade noch den Tisch, wo er sich unbeweglich gestützt hielt, der andere lag im Schoß. Ihre Oberlippe überschnitt ein wenig die untere; die Spannung der Haut am Kinn drückte Unbehagen aus. Das Haar bildete eine dichte glatte Welle über der Stirn, und das im Lampenlicht irisierende Blond der Schläfenlöckchen schien bisweilen den Goldschimmer des Fleisches verwandelnd zu beleuchten.

Sie sah wirklich die Gesichter der Frauen. Sie hatte Mitleid mit ihnen. Sie sah die Räume, in denen sie hausten, die Betten, in denen sie schliefen, und die Kleider, mit denen sie sich schmückten. Wunderlicherweise war all das reich, reizvoll und begehrenswert. Da verschwand ihr Mitleid wieder, und sie dachte an sich selbst. Ihre Miene wurde zaghaft, wenn sie an sich selbst dachte.

Gegen Erwin blieb sie stille. Sie hatte Angst vor seinem prüfenden Blick, auch Angst vor dem, was ihn so wissend machte, so genau, klar und unbarmherzig gegen sein eigenes Leben.

Von Mal zu Mal seltsamer berührte sie sein Hereintreten ins Zimmer. Es war stets, wie wenn man ihn zuvor nie gesehen hätte. Einen Moment lang schien er zerstreut, ja sogar unfreundlich. Plötzlich strahlte er von jener gewinnenden Liebenswürdigkeit, die nicht frei von Herablassung war. Er sagte „mein Töchterchen", zur Mutter sagte er Mama und

tätſchelte gnädig die Wange der alten Dame. Er verſtand es gemütlich zu ſein und ſchätzte die Gemütlichkeit. Trotzdem fühlte ſich Virginia nie gemütlich.

Es umwehte ihn der Hauch vieler Begebniſſe; vieler Menſchen Wort und Atem haftete an ihm. Seine Hände ſuchten immer etwas zu greifen; er ſaß ſelten friedlich auf einem Fleck, meiſt ging er ruhelos umher. In ſeinen Augen war noch der tobende Lärm der Straße oder das Zuhören von einem früheren Geſpräch. Die ganze Stadt war in ſeinen Augen, deren Blick leuchtend dumpf war und etwas Zurückſchiebendes hatte, als wolle er ſagen: bitte nicht zu nahe. Es war wie bei einem, der eine zerbrechliche Koſtbarkeit in der Hand hält und geſtoßen zu werden fürchtet. Er ſchien ſtets aus einer unbekannten Region zu kommen, und die Art, wie er die Unterhaltung begann, hatte trotz äußerer Leichtigkeit etwas Gezwungenes, als müſſe er erſt überlegen, was er von den Vorgängen in jener Region zu verſchweigen habe. Es wirkte eigentümlich lähmend auf Virginia, daß man ſeine Gegenwart, ſeine Sympathie, ſeine Erinnerung jedesmal neu erobern mußte, daß man geſammelt ſein mußte, während er ſich erſt ſammelte. Man vergaß ihn beinahe, wenn er fortgegangen war, aber man war angenehm bewegt und geweckt, ſobald er kam.

Bei alledem fiel es Virginia doppelt auf, daß er jetzt die Mutter faſt täglich beſuchte, und das gerade in den Stunden wo ſie in der Malſchule war. „Was ſprecht ihr denn miteinander?“ erkundigte ſie ſich mit verwundertem Lächeln, aber Frau Geßner tat geheimnisvoll. Es zeigte ſich jedoch, daß ſie in der Folge bei vielen Gelegenheiten auf die gedrückten Verhältniſſe anſpielte, in denen ſie beide ſich zurechtfinden mußten. Nicht hoffnungslos wie vordem redete ſie darüber, ſondern als ob ein Wandel möglich, als ob er zu gewärtigen ſei, als ob ſie Pläne und Ausſichten habe. Virginia wußte nicht, was ſie davon denken ſollte.

Erwin hatte vorsichtig begonnen, sich in die Vermögenslage des kleinen Haushalts Einblick zu verschaffen. „Wie kann man so leben!“ rief er ehrlich erschrocken, als ihm Frau Geßner die geringfügige Summe nannte, mit der sie wirtschaften mußte. „Hat Manfred sich nie darum bekümmert?“ fragte er.

Eine stolze Gebärde der Frau war die Antwort. Und diese Gebärde entsprach ihrer Beziehung zu Manfred, indes sie dem Fremderen ihre Dürftigkeit zu offenbaren vermochte. Manfreds Zartgefühl hatte den Stolz gefordert, Erwins mutige Sachlichkeit zwang zum Vertrauen.

„Es wäre abscheulich, Ihre Tochter noch zwei Jahre oder länger in so erbärmlichen Umständen vegetieren zu lassen,“ sagte Erwin. „Eine solche Natur braucht Licht, Raum und Komfort. Ich bin erstaunt über den guten Manfred. Es gibt Fälle, wo vornehme Zurückhaltung wie Nachlässigkeit aussieht. Schließlich hat er doch alle Verantwortung stillschweigend übernommen und mußte darauf dringen, daß —; aber freilich, wie wäre Virginia zu bewegen? Manfred war einfach nicht schlau genug. Seien wir schlau, Mama. Wenn ein Kranker sich weigert, seinen Strohsack zu verlassen, hebt man ihn im Schlaf auf und schiebt einen Pfühl unter, ohne daß ers merkt.“

Frau Geßner verstand nicht eine Silbe. Ängstlich brach sie das Thema ab. Da sich Erwin kalt verabschiedete, glaubte sie ihn beleidigt, und als er ein paar Tage später wiederkam, fragte sie, was er mit dem Strohsack und dem Pfühl gemeint habe. „Ich werde es Ihnen erklären,“ antwortete Erwin, „aber können Sie auch schweigen?“

„Ja, ich kanns.“

„Sie sagten mir, Virginia besitze etwas Kapital; ist es möglich, fünf- bis sechstausend Kronen davon flüssig zu machen?“

„Nein, das geht nicht,“ antwortete Frau Geßner; „das Geld wird von einem gerichtlichen Vormund verwaltet.“

„Das iſt ſchade. Gerade jetzt hätte ſich Gelegenheit geboten, eine ſolche Summe zu verdreifachen. Es handelt ſich dabei um eine Spekulation, für deren Gelingen ich mich verbürgt hätte. Sehr ſchade.“ Bedauernd blickte er Frau Geßner an, die unwillkürlich die Hände faltete. Plötzlich ſprang er auf. „Da fällt mir was ein,“ fuhr er fort. „Es iſt ja ſchließlich nicht von Belang, daß Sie mir die Summe geben. Ich nehme an, Sie hätten ſie mir gegeben, damit ich ſie fruchtbringend anlege. Ich ſtrecke Ihnen einfach dieſe fünftauſend Kronen vor, ungefähr wie es die Agenten machen, nur daß ich keine Zinſen beanſpruche; haben wir dann das Geſchäft glücklich zuſtande gebracht, ſo ziehe ich meine Auslagen ab, und Sie bekommen den reinen Gewinn. Wie gefällt Ihnen der Vorſchlag?“

Der guten Frau wurde es ſchwindlig. „So? machen das die Agenten ſo?“ fragte ſie.

„Genau ſo.“

„Aber wenn das Geld verlorengeht? Wenn Sie ſich täuſchen?“

„Das laſſen Sie nur meine Sorge ſein, Mama.“

„Aber wie iſt denn das denkbar? Wie geht das zu?“ murmelte Frau Geßner. „Warum tun es denn nicht alle Menſchen, wenn es ſo gefahrlos iſt? Da läge ja der Reichtum auf der Gaſſe —“

„Ein Wagnis iſt immerhin dabei,“ verſetzte Erwin lächelnd und ungeduldig. „Aber die großen Fiſche im Meer, ſehen Sie, die ziehen die kleinen hinter ſich nach. Ihre paar Kreuzer, Mama, die werden von den Millionen geſchleppt und mäſten ſich von ihnen. Man muß nur einen Wächter haben, der einen benachrichtigt, wann ſo ein großer Fiſch in Sicht kommt. Manchmal frißt auch die Million den kleinen Fiſch oder wird mit ihm gefangen, aber laſſen wir uns das nicht anfechten, ich bürge Ihnen.“

Die Frau zauderte. Das Abenteuer erſchien ihr unheimlich, doch am Ende konnte ſie der Verlockung nicht widerſtehen.

Nachdem sie eingewilligt hatte, beharrte sie darauf, daß er einen Schuldschein von ihr annahm, für welchen Deckung zu finden ihr bei einem unglücklichen Ausgang schwer geworden wäre. Erwin ließ die Formalität mit geschäftlichem Ernst über sich ergehen. Während eines Gedankens Dauer erbitterte ihn die Gewöhnlichkeit der Person, die ihn für einen Börsengänger halten konnte, doch in der folgenden Zeit studierte er nicht ohne Interesse alle Merkmale der Spielerregung an der alten Dame. Sie Virginia gegenüber beherrscht zu machen, erforderte seine ständige Mahnung; das Mädchen hatte scharfe Augen und betrachtete die Mutter oft mit grübelndem Erstaunen.

Nach anderthalb Wochen überreichte Erwin Frau Geßner ein dickes Kuvert, in welchem sich so viele Banknoten befanden, daß die Empfängerin erschrocken aufschrie. „Hier ist der Schuldschein," sagte er gelassen, zerriß das Papier und warf die Stücke ins Ofenfeuer. Die Frau saß wortlos auf ihrem Stuhle. Der Anblick ihrer Bezauberung wirkte unerquicklich auf Erwin.

„Bedenken Sie wohl," sagte er beinahe hart, „daß diese paar Scheine nicht in der Sparbüchse verschwinden dürfen. Die Absicht war, Virginias Los zu verbessern. Eine Schönheit wie die ihre macht uns zu ihren Schuldnern, Sie am meisten. Geben Sie ihr die leichtest verdauliche Kost. Schaffen Sie teure Wäsche für sie an. Grobe Nahrung und schlechtes Linnen würden die unvergleichliche Zartheit ihrer Haut nach und nach verderben. Wenn sie ein Kleid trägt, in dem sie gering erscheint, wird das Glück verringert, das sie hervorbringen soll. Denn Virginias Aufgabe ist es, Glück zu erzeugen, so wie eine Kirche Andacht, eine melodiöse Musik Vergnügen erzeugt. Knausern Sie nicht, Mama. Ich werde Ihnen eine genaue Aufstellung von allen Dingen geben, die Sie kaufen müssen. Und seien Sie unbesorgt, der Baum, den wir da geschüttelt haben, ist noch beladen mit Früchten."

„Wie soll ich Ihnen aber danken?“ stammelte Frau Geßner beklommen.

„Indem Sie meine Ratschläge befolgen.“

„Aber ich kanns doch Gina nicht mehr verheimlichen?“

„Ist auch überflüssig. Ich werde selbst mit ihr sprechen.“

Doch Erwin ließ der Sache zunächst ihren Lauf, und Frau Geßner zeigte sich hilflos, als Virginia, stutzig geworden durch ungewöhnliche Ausgaben, die Mutter zur Rede stellte. Sie hätte sich in verräterische Widersprüche verwickelt, wenn zur gefährlichen Stunde nicht Erwin erschienen wäre.

Er hielt allen Ernstes eine einleuchtende kleine Vorlesung über Geldtransaktionen, über den Kurs, über Vermögensanlage und die geschäftliche Ausnützung gewisser Strömungen. Was er getan habe, sei nicht nur verzeihlich, es sei erlaubt, und nicht nur erlaubt, es sei klug und gut, so klug und gut wie das Beginnen des Landmanns, der von einem fernen Fluß das Wasser auf seinen Acker leitet.

„Auf seinen Acker, ja; aber nicht auf einen fremden Acker,“ wandte Virginia lebhaft ein.

„Wenn er selber genug hat und sein Nachbar sich nicht zu rühren versteht, warum nicht? Denken Sie doch nicht so krämerhaft, Virginia.“

„Man kann über solche Dinge nicht krämerhaft genug denken,“ erklärte sie eigensinnig.

„Danke.“ Er sah sie von oben herab an, und sie wich seinem Blick aus.

„Ich habs so gewollt,“ mischte sich nun Frau Geßner bündig in das Gespräch, „und ich verantwort es auch.“

„So sind schon viele Leute ins Elend geraten, Mutter,“ sagte Virginia naiv warnend, und als Erwin lachte, zuckte sie beschämt lächelnd die Achseln.

Sie sträubte sich gegen die unerwartete Wandlung der Umstände. Erworbenes oder ererbtes Gut verlieh Eigentumsrecht; dies Geld war ihr unheimlich, und Wünsche, deren

Erfüllung es gewährte, kamen ihr wie Vergehen vor. Sie beschloß, Manfred davon Kunde zu geben und ihre Haltung seinem Urteil zu unterwerfen. Da sagte ihr Erwin, er selbst habe an Manfred geschrieben, und sie wollte nun abwarten, ob Manfred solchen Reichtum billigte, der, wie sie sich ausdrückte, „aus nichts entstanden war wie die Würmer im Mehl".

Aber was für ein neuer Geist war plötzlich in die Mutter gefahren? Virginia wußte kaum, wie es zuging, plötzlich sah sie sich im Besitz kostbarer Wäsche; hatte jene reizenden Kleinigkeiten der Toilette, die sonst nur verwöhnten Damen Bedürfnis sind; hatte Schuhe von modischem Schnitt und Hüte, die mehr gedichtet als wirklich schienen. „Was treibst du denn, Mutter?" rief Virginia ein übers andre Mal bestürzt. „Wehr dich nicht," sagte Frau Geßner streng, „und widersprich mir nicht. Es ist beschlossene Sache, daß das Geld, das wir gewonnen haben, für deine Ausstattung verwendet werden soll. Ich möchte ja Gott auf den Knien dafür danken, daß dus nun endlich ein bißchen besser hast."

Dennoch schien ein Geisterarm die Herrlichkeiten in ihr Leben zu stellen, die ihrem Körper, ihrem Auge, ihren Sinnen in gleicher Weise schmeichelten. „Ich verstehe nur nicht, wo du plötzlich so viel Geschmack hernimmst," sagte sie zur Mutter.

„Geschmack! Was denn! man geht zu den besten Firmen und kauft das Beste. Ist das eine Kunst?"

„Wer hat dir denn die besten Firmen empfohlen?"

„Wer? Erwin zum Beispiel. Der kennt das alles aus dem Effeff. Siehst du dabei was Ungehöriges?"

Virginia wußte keine Antwort. Zufällig kam gerade die Schneiderin, eine hochmanierliche und gezirkelt vornehme Person, schlug Modenbilder auf und nahm Maß zu einem eleganten Kostüm. Es ist doch schön, dachte Virginia, wenn man geschmückt wird und kein schlechtes Gewissen dabei hat. Trotzdem wünschte sie sich noch leichteren Sinn, wenn ihre

Finger liebkosend in Spitzen wühlten und bedächtig über Seide und Battist raschelten.

Wie gerne spürte sie das feine Gewebe am Leib, wie sprach ihr Auge mit den delikaten Farben edler Mode! Der Spiegel wurde ein liebevoller Berater, und sie, sie wurde unnahbarer für zudringliche Blicke, stand abgeschlossener da, indes die Art ihrer Bewegung unbewußt zu einer Welt höherer Formen strebte.

Erwin erkannte es und hielt es für förderlich, ihr die Pforten dieser Welt zu öffnen.

Ein Duell

Eines Tages wurde ein wenig ungestüm die Glocke gezogen, Frau Geßner öffnete und trat mit Marianne von Flügel ins Zimmer. „Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich Sie überrumple," sagte das Fräulein, auf Virginia zugehend und ihr die Hand reichend, mit einer Stimme von geübtem Wohlklang. „Erwin hat mich ermutigt Sie aufzusuchen. Erwin und ich, wir sind alte Freunde, mehr als Freunde, fast wie Geschwister. Er hat mir soviel von Ihnen erzählt, und seit ich Sie kennengelernt, hab ich soviel an Sie gedacht, daß es mich eigentlich keine Überwindung gekostet hat, den ersten Schritt zu tun."

„Es ist sehr lieb von Ihnen," antwortete Virginia ziemlich steif.

Frau Geßner, die gleich angefangen hatte, Stühle zu rücken und Deckchen zu glätten, schleppte einen Sessel herbei und bat das Fräulein, „sich nur ja nicht umzuschauen", als ob eine so glänzende Dame hier Schaden erleiden könne, wiewohl in letzter Zeit viel für die Wohnung geschehen war. Neue Vorhänge hingen über den Fenstern, einige Möbelstücke waren neu beschafft worden, und ein bescheidener Blumentisch stand

an sonnigem Platz. Virginia ärgerte sich über das demütige Wesen der Mutter, und ihre Miene wurde zusehends fremder, bis die besiegende Herzlichkeit der andern ihrem spröden Widerstand ein Ziel setzte.

Es war etwas Aufgelöstes und Ungehemmtes an Marianne von Flügel. Sie war um Worte nicht verlegen, um die kühnsten nicht; ihre Zunge spielte wie ein Weberschifflein hinter den starken Zähnen. Wie sie saß und ein Bein über das andre schlug, wie sie ein goldenes Zigarettendöschen aus der Tasche nahm, ein winziges Zigarettchen zwischen die Lippen schob und beim Plaudern den Rauch verfließen ließ, das hatte seine Art; da steckte Humor drin. Und Humor war in ihren Bemerkungen über das Treiben der Leute; es waren kleine schelmische Nadelstiche, ein Lächeln, ein Wenden der Hand und alles war vorüber: irgendeiner war tot, der vorher noch lustig gelebt hatte. Um so gewichtiger mußte der Ausdruck der Bewunderung klingen, die sie Virginia entgegenbrachte. „Es ist mein fester Vorsatz, daß wir Freundinnen werden müssen," sagte sie, und Virginia konnte nicht umhin, sich darein zu ergeben. Als Marianne ging, bat sie Virginia, einen Abend, der sogleich bestimmt wurde, bei ihr zu verbringen; es kämen nur einige Freunde, Erwin natürlich auch. Virginia versprach es.

Am Morgen des betreffenden Tages wurde Frau Geßner unwohl und legte sich fiebernd zu Bett. Virginia telephonierte vom nahen Postamt dem Doktor Zimmermann, einem seit dreißig Jahren im Bezirk sässigen Arzt, der schon den Vater Virginias behandelt hatte und, so selten er kam, ein obsorgendes Verhältnis zu den beiden Frauen unverbrüchlich pflegte. Es war ein graubärtiger Herr von gedrungener Gestalt, stramm und scharf in Geste und Wort und infolge einer leichten Taubheit zu selbstgefälliger Beredsamkeit geneigt.

Er war nicht wie die meisten jungen Ärzte gekränkt, wenn man ihn zu einem Schnupfen holte. Ein Schnupfen gehörte

zur Soldateska des Todes so gut wie ein Magengeschwür. Er erklärte den Fall für harmlos und verfaßte ein tröstendes Rezept. Dann setzte er sich ans Bett der Patientin und fragte nach diesem und jenem. Frau Geßners Erlebnisse waren nicht so weitschichtig, daß sie den Namen Erwin Reiners bei solchem Anlaß unerwähnt gelassen hätte. Das Gesicht des alten Doktors veränderte sich; er hielt die Hand ans Ohr und ließ sich den Namen wiederholen. „Ist das der Sohn von dem reichen Michael Reiner?" fragte er. „Dieser ... besondere Erwin Reiner? Der ... Kunstgelehrte oder ... Naturforscher, was weiß ich? Der?" Und als Frau Geßner triumphierend nickte: „Den Mann kennen Sie? Doch wohl" — mit dem Daumen über die Schulter nach Virginia weisend — „das Fräulein Tochter nicht?"

„Ja, gewiß," entgegnete Frau Geßner, „er ist der intimste Freund von Ginas Bräutigam."

Virginia war draußen im Wohnzimmer mit Holz und Schnitzmesser am Tisch gesessen; jetzt erhob sie sich und trat leise durch die offene Tür.

„Na, da gratulier ich," murmelte der Doktor und schüttelte den Kopf.

„Was gibts denn?" fragte Virginia heiter, indem sie sich gegen die Schulter Doktor Zimmermanns herabneigte, „was haben Sie denn gegen Erwin Reiner einzuwenden?"

Mit energischem Ruck wendete sich der Doktor und blickte das Mädchen mit seinen braunen, lebhaften Augen an. „Ich?" antwortete er mit der geräuschvollen Stimme des Schwerhörigen; „was ich einzuwenden habe? Das will ich Ihnen erzählen. Ich habe einen Neffen, Ulrich Zimmermann mit Namen, der einzige Verwandte, den ich besitze, überhaupt der einzige Mensch, der mir dem Blut nach nahesteht. Diesen Neffen hab ich von früh auf bewacht, bemuttert darf man sagen, denn er verlor beide Eltern nach seiner Geburt. Ich habe für seine Erziehung gesorgt, ich habe ihn aufs Gymnasium

und auf die Universität geschickt, kurz, ich habe meine Hoffnung auf ihn gesetzt und gedacht, der junge Mensch wird mal meine Praxis übernehmen und quasi mein Leben fortsetzen. Wir führen ja einen guten Namen, schon mein Vater war Arzt dahier und mein Großvater gleichfalls. Eines Tages kommt der Bursche zu mir und sagt: Onkel, ich will nicht mehr studieren. So? frag ich, und aus welchem Grunde denn, mein Verehrtester? Ich habe keine Lust an der Medizin, sagt er. Nun, wozu hast du aber Lust? frag ich. Ich will Dichter werden, gibt er mir zur Antwort. Ich schau ihn mir von oben bis unten an und sage: gut, mein Junge, wenn du Dichter werden willst, so laß dir das von deinen zukünftigen Lesern bezahlen, von mir bekommst du keinen Heller. Er geht weg und von der Stunde an hab ich ihn nicht mehr gesehen. Das ist jetzt drei Jahre her. In liederlichen Kneipen hat er die Nächte durchschwärmt und die Tage, Gott weiß wo, verschlafen. Ist ein Schuldenmacher, ein Schwarmgeist und Phrasenritter geworden, ein Kerl, der nichts arbeitet und in der Welt herumschmarotzt. Und wer, glauben Sie nun, hat das auf dem Gewissen? wer, glauben Sie, hat mir meinen ordentlichen, fleißigen, treuen, dankbaren Ulrich gestohlen und zu einem Landstreicher gemacht? Ihr Erwin Reiner war das. Ganz genau derselbe. Von dem Tag an, wo Ulrich den Mann kennengelernt hat, war er verhext. Ich habe ihm das Geld entzogen, um ihn durch Not zur Vernunft zu bringen, aber der gewissenlose Freund hat ihn unterstützt, hat seine Einbildungen genährt, sein angebliches Talent aufgebauscht, hat ihn, mit einem Wort, unglücklich gemacht. Vor einem Jahr ist Ulrich nach Amerika gefahren; dort wird er vollends verdorben sein."

Der Doktor starrte eine Weile düster vor sich hin, dann fuhr er fort: „Das wäre meine private Erfahrung. Von andrem möcht ich nur ungern reden, um Ihnen den Gusto nicht zu verderben, mein schönes Kind, obwohl die Spatzen es von den

Dächern pfeifen. Der Mann ist über Leichen gegangen, im wörtlichsten Sinn. Er atmet in der Luft des Skandals. Ein Blütenzerknicker; ein Seelendieb; der echte moderne Selbstgott. Da war vor ein oder zwei Jahren eine unselige Affäre, eine Weiberaffäre natürlich, wobei es zum Duell kam. Ein junger, hoffnungsvoller Mensch, Offizier, einziger Sohn seiner Eltern, hat sein Leben lassen müssen. Die Sache ist vertuscht worden, kam nicht einmal in die Zeitungen, aber Ihr Erwin Reiner kann das junge Blut nimmer von seinen Händen abwaschen. Die Eltern sind bald darauf vor Kummer gestorben, und die Frau, um deretwillen das Unheil geschah, hat den Schleier genommen."

Virginia hatte den Kopf gesenkt und schwieg.

„Kennen Sie ihn denn persönlich?" fragte Frau Geßner mit bekümmerter Miene.

„Wie?"

„Ob Sie ihn persönlich kennen?"

„Nein. Ich kenne ihn nicht. Ich wünsche ihn nicht zu kennen. Ich kenne seinen Vater. Ein vortrefflicher Herr. Wir sehen uns bisweilen bei Frau Malwine Engelhardt. Dort hat der alte Mann, der sich einsam fühlt, etwas wie ein Heim gefunden. Es wird sogar davon gesprochen, daß die beiden sich heiraten sollen. Aber der junge Reiner sucht das natürlich zu verhindern. Es wäre eine Mesalliance in seinen Augen." Der Doktor lachte heiser und erhob sich. Virginia reichte ihm kühl die Hand. Es tat ihr weh, den Freund Manfreds so verunglimpft zu wissen. Da Erwin die Beschuldigungen des Doktors nicht widerlegen konnte, Aug in Auge, wie es hätte sein sollen, nahm sie im Innern seine Partei.

Desungeachtet war sie verstimmt und hatte, auch weil die Mutter bettlägerig war, die Lust verloren, den Abend außer Haus zu verbringen. Erwin hatte versprochen, sie abzuholen, und gegen acht Uhr kam er. Virginias Weigerung erstaunte ihn; den Hinweis auf die Kranke ließ er nicht gelten. Er trat

ins Nebenzimmer an Frau Geßners Lager und fragte sie selbst. Sie redete Virginia zu, aber ihre Verlegenheit fiel Erwin auf. Er roch Unrat, und alsbald erfuhr er, daß Doktor Zimmermann dagewesen sei.

„Ach so," sagte er, „ach so." Er schaute Virginia, die ihm gefolgt war, forschend an und trommelte mit den Fingern auf den Bettpfosten. „Und da hat er wohl von seinem Neffen erzählt?" Virginia nickte. „Und bei dem Neffen ist es wohl nicht geblieben?" Virginia nickte.

„Wissen Sie, wie sich die Geschichte mit dem Neffen verhält?" begann Erwin ruhig. „Ich lernte Ulrich Zimmermann im Hörsaal der Anatomie kennen. Er interessierte mich durch ein Wesen, das man nur bei genial veranlagten Naturen trifft. Wir traten uns näher, und ich hatte bald Gelegenheit mich seiner anzunehmen. Seit seiner frühen Jugend ging er künstlerischen Neigungen nach, sah aber keine Möglichkeit, sich vom verhaßten Brotberuf zu befreien. Sein Onkel ist reich; er hat im Verlauf einer langen Praxis ein Vermögen zusammengescharrt, ist aber von einem unnatürlichen Geiz besessen."

„Das stimmt, geizig ist er," fiel Frau Geßner ein. „Seit zehn Jahren spricht er von einer Reise nach Italien, was seine größte Sehnsucht ist, aber er hat nicht das Herz dazu. Er gönnt seinem Stellvertreter nicht die Einnahmen, die ihm dann entgehen würden."

„Man macht oft die Erfahrung, daß Leute, die langsam und durch mühselige Arbeit zu Geld gekommen sind, sich ebenso schwer davon trennen, wie sie es erworben haben," erwiderte Erwin verteidigend. „Nun, dieser Geiz hatte Ulrich verzweifelt und trübsinnig gemacht. Jedes Mittagessen, der Kauf jedes Buchs mußte schwarz auf weiß bescheinigt werden. Er hatte wochenlang gedarbt, um von dem Alten nicht Geld fordern zu müssen, aber dieser Umstand erlöste sein Gemüt auch allmählich von der Last der Dankbarkeit. Mich fesselte es, das wilde Talent zu formen und aus dem Staub zu ziehen. Ich habe den

unbeschreiblichen Genuß gehabt, Zuschauer zu sein, wie ein lebendiger wollender Geist zu seiner Bestimmung heranwächst. Daran ändert kein Onkel auf Erden etwas."

Das klang nun ein wenig anders.

„Übrigens können Sie Ulrich heute abend in Mariannes Salon sehen," fügte Erwin, gegen Virginia gewandt, hinzu.

„So?" fragte Frau Geßner erfreut, „er ist also nicht in Amerika zugrunde gegangen?"

Erwin lächelte. „Er ist vor acht Tagen zurückgekommen," sagte er. „Ich kann Ihnen ja verraten, daß ich selbst es war, der ihm die Mittel verschafft hat, nach Amerika zu gehen. Es hatte einen bestimmten Zweck; davon zu sprechen, ist hier überflüssig. Aber ich merke schon und sehe es Ihnen beiden an," fügte er bitter hinzu, „daß man mir einen tüchtigen Nasenstüber versetzen wollte. Glauben Sie, es überrascht mich? Es ist mir nichts Neues. Ich greife zu, wo die andern schwatzen, mich lockt das Leben überall, das schöne, große, bunte, dunkle Leben, aber hab ich in einem pestvergifteten Schacht eine Goldader gefunden, dann fährt mir die ganze Meute der Neinsager und der Kopfschüttler ans Genick, und wo ich etwas geradegebogen habe, da kommen alle, die sonst ihre Löcher nur verlassen, wenns brennt, um zu konstatieren, daß das Krumme besser war. Ich schäme mich meiner Taten nicht. Ich verheimliche sie nicht. Ich rechtfertige sie nicht. Ich schäme mich meiner selbst nicht. Ich flüchte nicht vor mir. Ich habe geliebt, ich wurde geliebt, ich habe gehaßt, ich wurde gehaßt, und ich resigniere nicht, niemals, denn jede Form des Handelns ist besser als selbst die edelste Resignation."

Er stand da mit funkelnden Augen und schüttelte den ganzen Arm mit der ausgestreckten Faust. Virginia, die sich um eine Last erleichtert fühlte, blickte ihn mit ehrlicher Freude an und sagte: „Ich gehe mit Ihnen, Erwin. Warten Sie. In einer Viertelstunde bin ich fertig."

Und sie verschwand in ihrem Kabinett.

Der Abend verlief angeregt. Die Huldigungen, die Virginia erfuhr, beeinträchtigten keineswegs die bescheidene Meinung, die sie von sich hatte. Erwin tadelte ihre hervortretende Bescheidenheit. „Ein bißchen Hochmut ist nützlich," sagte er, „das erzeugt Distanz." Aber sie konnte nicht hochmütig sein, weil ihre Armut sie daran verhinderte. Fritz Kynast, einer von Erwins Freunden, wollte finden und wünschte es von Erwin bestätigt zu hören, daß sie der Lukrezia Tornabuoni von Botticelli ähnlich sehe. „Nur ist die Tornabuoni tragisch gefaßt, während für Fräulein Geßner eine innere Heiterkeit charakteristisch ist." Virginia nahm diese umfassende Kritik lieblich zweifelnd hin. „Man soll nicht Seelenanalysen auf Grund eines Soupers treiben," sagte Erwin kalt.

Es hatte natürlich bei dem einen Abend sein Bewenden nicht. Marianne von Flügel schien die Aufgabe übernommen zu haben, Virginia in die Gesellschaft einzuführen. Virginia sträubte sich oft, aber Mariannes Energie entwaffnete ihren Widerstand. Sie ging zu einem Tee bei der Baronin Resowsky, und mit dieser Dame fühlte sie sich alsbald in lebhafter Sympathie verbunden. Marianne bemerkte es ungern und säte Mißtrauen.

Marianne von Flügel war die Tochter des Professors und Klinikers von Flügel, der sich eines Tages, verfolgt von Erpressern, zerrütteten Geistes, eine Kugel in den Kopf geschossen hatte. Beschmutzende Gerüchte hafteten an dem Ereignis. Mariannes Mutter war vor zehn Jahren mit einem Pianisten durchgebrannt. Nach dem Tod ihres Gatten war sie zurückgekehrt, alt und stumpf. Sie war wunderlich geworden und man versteckte sie vor den Leuten. Drei Brüder lebten wie große Herren, auch nachdem sie ihr Erbteil verpraßt hatten. Marianne führte ein Haus; niemand wußte, woher das Geld kam. Verleumder erzählten, in ihrem Salon werde nächtlicherweile gespielt. Verblaßter Glanz. Das Elend, das hinter

Damastvorhängen und fahlen Gobelins grinste, hatte Marianne gelehrt, wie man kurzsichtige Gäste täuscht. Der Name ihres Vaters schien ihr die Pflicht der Haltung aufzuerlegen. Die Brüder waren wie Bastarde, die das Gut dieses Namens frech verschleuderten, die Mutter hatte ihn längst mit Füßen getreten. Es läßt sich schwer ein Begriff von dem vernichtenden Hohn geben, mit dem das achtundzwanzigjährige Mädchen heimlich auf das Getriebe einer Welt blickte, die sich in konzentrischen Kreisen ermüdend um sie bewegte. Die einzige Rettung war eine reiche Heirat, das stand für sie fest. Ebenso fest stand es für sie, daß Erwin es war, der sie heiraten mußte.

Man konnte im Zweifel sein, ob sie hübsch war. Sie wußte sich zu tragen. Sie hatte die Grazie zweiten Ranges, die auf Übung, Urteil und Geschmack beruht. Sie hatte Figur. Sie war es nicht. Sie täuschte gefällig. Ihr Teint hatte etwas von der entwerteten Mattheit gewaschener Seide. Ihr Profil war bewundernswert. Es gab Bilder von ihr, auf denen das Profil statuenhaft bedeutend war. Im Leben war es tot.

Ihre Undurchdringlichkeit hatte Erwin einst gefesselt. Auch jetzt noch liebte er die Schauder, von denen er sie durchzittert fühlte, wenn er neben ihr ging oder saß. Das war es eben, was ihn lockte, was ihn unersättlich machte. Die Schauder waren es, die ein liebendes Geschöpf vor ihm entkleideten, eine Stunde der Ergriffenheit, der Anblick stiller Ekstase, die sein Welt- und Selbstgefühl zur weitesten Schwingung trieben. Die sich an ihn verloren, die Seelen, von denen nährte er sich, ihre Sehnsucht war seine Erfüllung. Da war er dann brüderlich rücksichtsvoll, und seine Gedanken waren einschmeichelnd wie die eines entflammten Knaben.

Jetzt spannte sich sein Wille glühend gegen ein anderes Ziel. Marianne ertrug es wie ein Schicksal. Sie war erbötig, das Sprungbrett zu halten, von welchem er in die Brandung stürzte, und sie hoffte, sie erwartete es, sie rechnete damit, daß er einmal mit zermalmtem Herzen zurückkommen würde, um

nach ihr zu greifen, weil keine andre da war. Sie dachte niemals ohne Haß an ihn, und nie ohne Furcht, und nie ohne die Neugier eines Menschen, der nicht weiß, was sich hinter einer Mauer begibt, an der er täglich vorübergeht.

Es war an einem Abend im Januar. Marianne von Flügel feierte ihren Geburtstag, deshalb war Virginia zu ihr gegangen. Sie traf Ulrich Zimmermann dort, den sie heute erst zum zweiten Male sah. Marianne bemutterte ihn; sie behandelte ihn als einen Poeten, das heißt, sie behandelte ihn schlecht. Er war schweigsam. Er gehörte zu jenen Naturen, die in Gesellschaft ein unsichtbares Schneckenhaus um sich tragen, worin sie trotzig und scheu menschenfeindlichen Anwandlungen zur Beute werden, die eine Folge unbefriedigter Eigenliebe sind. Virginia fand sich beengt, da seine Blicke mit Hartnäckigkeit an ihr hingen. Zum Glück kam Erwin bald; er brachte den Grafen Palester mit. Der Graf kannte Marianne flüchtig. Als er Virginia vorgestellt wurde, war sein Gruß ohne Förmlichkeit, sein Lächeln ohne Zwang. Seine vornehme Art gefiel ihr; bald war sie mit ihm in eifriger Unterhaltung über Manfred und Manfreds Reise, und sie spürte, wie sie es noch bei keinem gespürt, daß er Manfred aufrichtig zugetan war.

Im Verlauf des Abends war Marianne so munter und kapriziös, daß Mitrede und Widerpart allen Vergnügen bereiteten, und schließlich hatte sie den Einfall, man solle doch an einem der nächsten Tage eine Schlittenpartie ins Hochgebirge machen. Dem wurde beigestimmt, man setzte den zweitfolgenden Tag fest, auch die Stunde des Stelldicheins auf dem Bahnhof; Erwin sollte den Schlitten telegraphisch bestellen. Er fragte Virginia um Einzelheiten, als ob sie Sachverständige in Schlittenpartien sei; sie war im Zweifel, ob sie mittun solle, fügte sich aber dem allgemeinen Drängen.

Während der nachflatternden Erörterungen ergriff Marianne plötzlich Virginia bei der Hand und führte sie in ein Gemach nebenan. Ein Hängeteppich statt der Tür trennte den Raum

von dem Zimmer, wo die andern waren. „Sie sind schön, Virginia," sagte Marianne leise, „Sie müssen auf Ihrer Hut sein."

Virginia entfärbte sich. Ihre Lippen öffneten sich zur Frage. „Haben Sie wissentlich jemand beleidigt?" fuhr Marianne fort, „vielleicht bei der Resowsky? Oder gestern bei Wellhausens? Besinnen Sie sich einmal."

„Ich weiß von nichts," hauchte Virginia erschrocken, „was ist denn geschehen?"

„Also unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, Virginia: Erwin hat Ihretwegen ein Renkontre gehabt."

„Was heißt das?"

„Was das heißt? Ein Herr hat eine ungehörige Bemerkung über Sie geäußert, und Erwin hat ihn zur Rede gestellt."

„Eine ungehörige Bemerkung? Über mich?" Virginias Augen funkelten, aber aus ihren Wangen wich vollends jede Farbe. Marianne hatte eine Regung des Mitleids und der Reue, andrerseits entzückte sie das Bild rührender Entrüstung und schmerzlichen Erstaunens. „Seien Sie vernünftig," mahnte sie, „beherrschen Sie sich. Solchen Dingen ist man eben preisgegeben. Die meisten Gespräche in unseren Kreisen sind Hinrichtungen Abwesender."

„Was war es für eine Bemerkung?" — „Das weiß ich nicht." — „Wer war es?" — „Das . . . brauchen Sie nicht zu erfahren." — „Und Erwin?" — „Erwin? Er hat geantwortet, wie ein Freund antworten muß. Ich habe Ihnen ja gesagt . . ." — „Ich verstehe es nicht." — „Er wird sich schlagen." — „Ein Duell?" — Marianne nickte.

Noch einmal funkelten Virginias Augen auf, dann bemächtigte sich ihrer eine tiefe Verstörtheit. „Ich möchte jetzt nach Haus," sagte sie, „kann ich von hier aus gleich in den Flur?" — „Ja, aber Sie können doch nicht allein gehen." — „Ich fürchte mich nicht. Ich will allein sein." — „Das geht nicht, in der Nacht . . . Ulrich soll Sie begleiten." Marianne schob den

Teppich zur Seite und rief Ulrich Zimmermann. Er übernahm den Auftrag mit befangener Freude.

Marianne begab sich ins Speisezimmer zurück. „Fräulein Geßner läßt Sie beide grüßen, sie hat sich unwohl gefühlt und wollte nicht weiter stören," sagte sie zu Palester und Erwin. Dieser zuckte auf und sah Marianne drohend an. Wenige Minuten später empfahl sich Graf Ottokar. „Was habt ihr miteinander gehabt?" fragte Erwin, als jener gegangen war, und sein Blick wurde noch drohender.

Marianne zog ihr Döschen aus der Tasche, zündete eine der winzigen Zigaretten an und fragte gleichmütig: „Wie stehst du denn eigentlich mit ihr?"

Erwin zuckte mißfällig die Achseln. „Du bist taktlos, Marianne, diese Eigenschaft ist mir neu an dir," sagte er.

„Ich will dir behilflich sein, weiter nichts," erwiderte Marianne, und über Erwins verständnislose Miene etwas gezwungen lachend, fuhr sie fort: „Ich habe dich unwiderstehlich gemacht. Ich habe dich in ein Duell verwickelt. Man hat in Gesellschaft abschätzig über sie gesprochen, ... das fleckenlose Lamm hat gar nicht daran gezweifelt ..., du bist als Ritter für ihre Ehre aufgetreten, die Folgen ergeben sich von selbst. Ich habe einfach etwas erfunden, wozu die Wirklichkeit zu stümperhaft war."

Erwin machte große Augen. „Und du denkst im Ernst, daß ich das aufrechterhalten werde?" fragte er.

„Du mußt. Was fichts dich an?"

„Köstliche Antwort: was fichts dich an. Ich meinerseits habe einen Ruf zu verlieren."

„Bah. Dir glaubt man alles. Du bist in Mode."

„Ein Duell ohne Gegner, ohne Ursache, ohne Folgen?"

„Findest du das nicht prachtvoll? Endlich einmal etwas Originelles. Du führst die ganze Gesellschaft an der Nase herum, denn alle müssen es natürlich wissen, sonst hat es keinen Zweck, sonst bleibt deine marmorne Göttin ungerührt. Ein

Weiberherz, mag es beſchaffen ſein wie es will, wird immer davon beſtimmt, wie die Welt über einen Mann urteilt. Für die Verbreitung werde ich ſchon ſorgen. Was riskierſt du? Nichts. Du haſt deinen Gegner nicht getötet, denn er hat nie gelebt. Und weil er nicht lebt, wird man ihn auch nicht finden. Wir beide, wir ſchweigen."

Erwin ſetzte ſich rittlings auf den Stuhl und packte die Lehne mit beiden Händen. So, den Kopf vorgeneigt, lachte er lautlos mit offenem Mund, in dem die ſtarken weißen Zähne blitzten und eine Goldplombe leuchtete. „Deine Experimentalpſychologie iſt unbezahlbar, liebe Marianne," verſicherte er endlich, wobei in ſeiner Miene das Vergnügen über den Einfall mit einer gewiſſen Verachtung gegen die Perſon kämpfte. „Das hat Geiſt, ja, das hat Geiſt, ich kanns nicht leugnen. Aber du nimmſt mirs ja nicht weiter übel, wenn ich Virginia ſo bald wie möglich aufkläre. Der papierne Lorbeerkranz iſt mir peinlich."

„Das wäre die größte Dummheit, die du begehen könnteſt. Du würdeſt das Mädchen für immer erkälten. Sie würde dir niemals verzeihen, daß ſie umſonſt für dich in Sorge war."

„In Sorge?"

„Gewiß. Sie iſt beſorgt für dich. Sie muß es ſein, wenn ſie Gemüt im Leibe hat. Sie iſt gekränkt worden, und du biſt der Rächer. Zerſtörſt du dieſe Einbildung, ſo erſcheinſt du ihr lächerlich, ob ſie will oder nicht. Das iſt Frauenart. Der imitierte Lorbeerkranz iſt alſo beſſer als eine Narrenkappe."

„Weshalb?" fragte Erwin leichthin, „man kann Narrenkappen ſo würdevoll tragen wie Kronen." Er runzelte die Stirn und ſtützte das Kinn auf das Holz der Lehne.

„Außerdem ... ſoll ich vielleicht als Lügnerin daſtehen?"

„Mein Gott, ein Irrtum, ein Klatſch —"

Marianne ſah ihn feſt an. „Du wirſt es nicht tun, Erwin. Ich kenne dich. Es wäre ja philiſterhaft, den Faſchingsſcherz

ins Tragische zu wenden. Der Kavalierstandpunkt gilt doch nicht unter uns."

„Aber welches Interesse hast du daran, Marianne, du?"

„Ach, ich möchte, daß das kleine Abenteuer bald hinter dir liegt, es beschäftigt dich über Gebühr," entgegnete Marianne frostig.

Erwin mußte lächeln. Es war Lust und Begierde in seinem Lächeln. Indem er an Virginia dachte, sah er sie wie eine Lilie, deren weißer Glanz allein Schutz genug ist gegen häßliche Berührung, und indem er das Bild Mariannes hinzugesellte, wurde es von dem weißen Glanz verzehrt wie Fackellicht von einer Magnesiumflamme. Ihn ekelte ein wenig vor der billigen Heldenrolle, die ihm Marianne aufdrängte, doch sah er ein, daß er damit viel gewann; und weil eine ihm tief innewohnende Geringschätzung gegen Menschen und ihre Einrichtungen ihn stets reizte, die Fesseln der Konvention für nichts zu nehmen, so pedantisch er sie auch zu achten schien, überredete er sich leicht, in diesem Wagnis ein heiteres Spiel zu sehen, das er jeden Augenblick mühelos beenden konnte.

Ohne sich von solcher Erwägung etwas anmerken zu lassen, erhob er sich und sagte kühl: „Auf übermorgen also. Ich hole dich und Virginia ab."

„Gibst du mir nicht die Hand?"

Er reichte ihr die Hand wie man einem Bedienten den Hut reicht.

„Und die andre, was ists mit der?" fragte Marianne mit gesenkten Lidern.

„Welche andre?"

„Die Schwester von Fritz Kynast ..."

„Frau Zurmühlen meinst du? Es geht ihr vortrefflich. Gute Nacht, Marianne."

Als Erwin das Zimmer verlassen hatte, blieb Marianne an der Tür stehen, um seinem verklingenden Schritt nachzulauschen und dann zu grübeln. Der freundliche, gesellige Ausdruck ihrer

Züge hatte ſich im Nu verwandelt, von Müdigkeit in Düſterkeit, von Düſterkeit in jene Verzweiflung, die ein altgewohnter Kampf hoffnungsloſer Gedanken erregt. Sie fühlte ſich ſchon an der Wende der Jugend, überſättigt und luſtlos, ohne Zuverſicht und ohne Liebe, ohne Kraft und ohne Ruhe. Die Spule leerer Vergnügungen war abgeſponnen, und die öden Tage folgten einander ſcheinbar belebt, wie auf einer Bühne ein ſchlechtes Stück, das nur Neulinge flüchtig zerſtreut, ewig wiederholt wird.

Sie bildete ſich aber ein, daß ſie zu den Schauſpielern, zu den Hauptdarſtellern dieſes ſchlechten Stücks gehöre, und das war ein Glück für ſie. Denn es verurſachte immerhin Bewegung, gebot die Pflicht der Haltung, ließ Schminke und Verſtellung unerläßlich erſcheinen. Die amüſierten Zuſchauer vernahmen nicht den blechernen Klang der Stimmen und das puppenhafte Knarren der Gebärden, und ſo führte man die Rolle zähneknirſchend durch und konnte der Verſuchung endlich kaum mehr widerſtehen, einmal aufzuſchreien, den Ingrimm ſich vom Herzen zu ſchreien und das blutſaugeriſche Lügenweſen zu enthüllen.

Hätte man nur nicht fürchten müſſen, dann zur Rolle des Zuſchauers verdammt zu werden.

Virginia konnte die Nacht hindurch kein Auge ſchließen. Hundertmal überlegte ſie, was ſie dort, wo ſie geweſen, für Worte geſagt, was man ihr geantwortet, ſie ließ die Geſichter vorüberziehen, die untreuen, undurchdringlichen. Um drei Uhr machte ſie Licht, nahm ihren Handſpiegel und prüfte mit Sorgfalt ihre Züge. Sie argwöhnte, zu oft gelächelt zu haben.

Am Vormittag krochen die Stunden träge hin. Sie konnte nichts arbeiten, ihre Befürchtungen ſchlugen folgſam die Richtung ein, die Mariannes Worte ihr gewieſen. Es wurde ihr ſchwer, ſich vor der Mutter zuſammenzunehmen, obgleich dieſe

nicht viel sah, weil sie viel spintisierte. Sie wollte eine Absage für den morgigen Ausflug schreiben, blieb jedoch unschlüssig. Unschlüssigkeit war ein Zustand, den sie sonst nicht kannte, ein verhaßter Zustand.

Da Erwin am Nachmittag nicht kam, ging sie gegen sechs Uhr zu Marianne. Marianne war nicht zu Hause. Sie bat das Dienstmädchen, telephonieren zu dürfen, und ließ sich mit Erwins Villa verbinden. Erwin war gleichfalls nicht zu Hause. Während sie abklingelte, vernahm sie aus einem der Zimmer zwei wild streitende Männerstimmen. Plötzlich stürzte ein totenbleicher Mensch im Zylinderhut heraus, an ihr vorüber und durch die offene Tür die Treppe hinunter. Nun blieb es still. Virginia ging erschrocken weg.

Kaum war sie daheim, so läutete es. Es war Marianne. Sie trug einen kostbaren Chinchillamantel und einen großen Hut mit schwarzen Straußfedern. Die Winterkälte hatte ihr Gesicht gerötet, Schneeflocken hingen in ihrem Haar. Sie weigerte sich, ins Zimmer zu treten, da sie in Eile war. „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß alles glücklich vorüber ist," flüsterte sie atemlos, schlang ihre Arme um Virginias Hals und küßte sie schnell auf die Wange.

„Alles vorüber? Erwin ist gesund?" fragte Virginia, der es zumute war, als löse sich eine klammernde Hand von ihrem Nacken. „Und der andere?"

„Unbedeutende Verletzung. Ein Denkzettel, weiter nichts. Gute Nacht, Liebe, auf Wiedersehen! Halten Sie sich bereit für morgen. Wir werden sehr lustig sein."

Virginia blieb nachdenklich, und nicht froher wurde ihr ums Herz. Andern Tags um neun Uhr früh fuhr sie mit Marianne und Erwin zum Bahnhof, wo Ulrich Zimmermann und Graf Palester warteten. Im Kupee setzte sich Ulrich Zimmermann neben sie; so scheu er noch gestern gewesen, so zutraulich war er jetzt. Virginia, die ein feines Gefühl für äußere Formen besaß, hatte bislang an seinen Manieren Anstoß genommen,

nun versöhnte sie sich damit, denn was er sagte, hatte eine geistige Schwere, die durch Selbstironie wohltuend gemildert wurde. Er erzählte von Amerika wie jemand, der einen Fiebertraum gehabt hat.

Von Payerbach aus wurde der Schlitten benutzt, die Fahrt ging ins Höllental. Die Luft brannte vor Kälte, der Himmel vor Bläue, es wehte kein Wind, über den Bäumen lag der Schnee gleich riesigen Watteknäueln, grünblaue Eiskatarakte glitzerten an den Felswänden, die Häuser schienen ausgestorben, leergefroren, und in der feierlichen Stille tönten nur die zahlreichen Glöckchen am Geschirr der Pferde.

Auf einer einsamen Meierei wurde ein Imbiß genommen. In einem Nebengelaß spielte ein alter Bauer die Harmonika, Marianne führte ihn am Arm herüber, er sollte Walzer zum besten geben. Dies vermochte er jedoch nicht und man holte einen, der die Kunst verstand. Erwin und Ulrich tanzten mit den Mädchen. Graf Ottokar blieb ruhig auf seinem Platz. Marianne ersetzte durch Temperament, was ihr an junger Grazie fehlte, aber Virginia, die tanzte! Die konnte tanzen, als ob die ganze Süßigkeit und Glut eines Frühlings in ihren Adern gärte, als ob die liedervolle Stadt da unten im Tal ihre Zauber, ihre Rhythmen nur ihr allein geschenkt hätte. Sie war aus allem Gleichmut gerissen, von Licht und Luft und Sonne und blühweißem Schnee berauscht und wiegte sich in Erwins Arm, Kopf hintüber, Hals gespannt, Schultern gelöst, Glieder beschwingt, mit unhörbarer Sohle wie ein Elfenwesen am Rand mondbeschienener Wässer. Die andern ließen ihr beschwerteres Treiben und schauten zu, auch die Hausbewohner drängten sich auf die Schwelle.

Auf einmal, mitten im Tanz, hielt Virginia inne, blieb ein Weilchen inmitten der verdämmernden Stube stehen, schloß die Augen und trat dann erbleichend aus dem Kreis.

Sie dachte an Manfred. Und an das, was zwischen ihr und Erwin lag. Sie tanzte nicht mehr.

Auch auf der Rückfahrt schien sie verstimmt, und was ihr sonst immer ergreifend war, der Abend in der Natur, sie vermochte ihn nicht zu spüren. Marianne, der Graf und Ulrich waren auch schweigsam geworden, nur Erwin, immer befeuert, rezitierte Verse, alte deutsche Lieder und solche, deren Herkunft nicht genannt wurde; eins davon bewegte Virginia, sie bat ihn, es zu wiederholen. Er wiederholte das Gedicht, mit dem Refrain hinter jeder Strophe: „Einst konnt ich gehen, ohne müd zu werden, jetzt bin ich müd, ohne zu gehen."

Aber als sie in der Dunkelheit Erwins dunklen Blick auf sich ruhen fühlte, wallten Zorn und Scham in ihr empor. Denn sie mochte diesem Manne nichts verdanken, sie mochte ihm nicht das Recht einräumen, für sie aufzutreten, sie wollte keinerlei Verpflichtung tragen, sie wollte ihm nichts schuldig sein. Es mußte kommen, daß darüber geredet würde; ach! Zungen, die hinter ihr her zischten! Manfreds Stolz war in ihr beleidigt, ihr Zuihmgehören war bedroht.

Das Leben erschien ihr nicht mehr so einfach wie bisher. Mit Manfred war es so wunderbar einfach gewesen. Jetzt wirkten einfache Ereignisse bedeutungsvoll, ohne daß sie den Grund erkannte. An einem der nächsten Vormittage ging sie durch eine enge Gasse in der Stadt. Ein daherstürmender Fiaker streifte einen Handwagen, von dem ein länglicher Blechkasten, durch den Anprall aus dem Gleichgewicht gebracht, aufs Pflaster stürzte. Der Deckel des Kastens fiel ab, Wasser strömte heraus, und sogleich wimmelten Dutzende von Goldfischen auf dem frischgefallenen Schnee. Wimmelten und wandten sich, schnappten mit den Kiefern, schlugen mit den Schwänzchen und schnellten kraftlos in die Höhe. Es war ein liebliches und schmerzliches Schauspiel. Virginia blieb stehen und sah versunken den Händen vieler Leute zu, die geschäftig waren, die Tierchen wieder in den Trog zu werfen. Zu spät; als man Wasser herbeigeschafft hatte, waren die meisten schon tot.

Das Bild verfolgte sie. Auch in ihrem Brief an Manfred war sie versucht, es zu schildern, fand aber keine sinnvolle Anknüpfung. Es war ein stürmischer Abend, das Mondlicht glitzerte auf den Schneebändern der äußeren Fenster. Vom Turm der Piaristenkirche schlug es zwölf Uhr; sie saß, den Federkiel an der Stirn, den Blick gegen die absterbende Kohlenglut im Ofen gerichtet und dachte an die Goldfische. Die Mutter rief sie zu Bett, aber Virginia antwortete, sie hätte noch viel zu schreiben. Im Honigschatten ihres aufgelösten Haares lag das schmale Antlitz, wie die Putten auf alten Gemälden in rosige Wolken geschmiegt sind.

Das Tanagra-Figürchen

Man sprach in allen Salons der Stadt von dem Duell Erwin Reiners. Auch einige Zeitungen bemächtigten sich des Gerüchts; in einem Arbeiterblatt wurde die Behörde gefragt, wie lange sie noch die blutigen Spiele unter den oberen Zehntausend zu dulden gedenke, und in einem Journal, das dem Klatsch diente, versah ein Reporter von mittlerer Begabung die Angelegenheit mit einer Reihe prickelnder Zutaten. Erwin erhielt eine polizeiliche Vorladung. Nach seinem Gegner gefragt, zuckte er die Achseln und erwiderte, niemand könne ihn zur Indiskretion zwingen. Er stellte sogar den Sachverhalt in Abrede, erklärte aber, sich den Beweisen beugen zu wollen, die man gegen ihn finden würde. Die Feierlichkeit der Beamten belustigte ihn ebenso wie die aufgeregte Neugier seiner Freunde, und er hatte Mühe, seinen Ernst zu bewahren. Da auch kein andrer Mensch den Namen des Partners in diesem Schattenkampf herausbringen konnte, erschien die ganze Geschichte um so geheimnisvoller. Man munkelte, daß eine schöne Frau, deren Beschützer er war, die Ursache des Duells sei, aber wer auch immer befragt wurde, mußte seine Unwissenheit

bekennen. Einen ganzen Vormittag lang läutete das Telephon fast ununterbrochen, Stimmen aus allen Gegenden der Stadt erkundigten sich voll Teilnahme nach Erwins Befinden. Unter der eingelaufenen Post befand sich ein Brief von Helene Zurmühlen, der einer leidenschaftlichen Besorgnis Ausdruck gab. „Könnt ich nur wissen, aus welchem Grund Sie Ihr teures Leben in die Schanze geschlagen haben," schloß das Schreiben, „ich zittere in dem Gedanken, daß Sie dem Tod gegenübergestanden sind. Für mich hat ja der Tod keine Schrecken mehr, für Sie hat er in meinem Herzen tausend. Alles ist mir fremd geworden, Vergangenheit und Gegenwart haben sich von mir abgelöst, ich bin mir selber fremd geworden und müßte mich hassen, wenn ich stark genug dazu wäre."

Erwin antwortete: „Bauschen Sie eine Bagatelle nicht zur Katastrophe auf, Helene. Ich bin munter wie ein Fisch im Wasser. Sich selber fremd sein, ein beneidenswerter Zustand, dem die Dichter unsterbliche Eingebungen verdanken. Aber mit Haß? Nein. Fremd sein in Liebe, uns selbst, uns einander, das ist der Weg zur Erfüllung und zum Genuß der Welt."

Während er Wichtel den Brief zur Besorgung übergab, trat sein Vater ein. „Guten Tag, Alter," sagte Michael Reiner. „Was ist denn los? Die Leute reden ja massenhaft dummes Zeug. Bist du blessiert? Nein? Gott sei Dank."

Er sprach ein wenig keuchend; sein Gesicht hatte die Zinnoberfarbe vollblütiger Greise, und er trug den österreichischen Bart mit ausrasiertem Kinn. Er war athletisch gebaut und sah aus wie jemand, der Widerwärtigkeit, üble Laune und Glücksfälle ohne viel Federlesens hinunterschlingt und ausgezeichnet dabei gedeiht. Aber die unendliche Liebe, die er für seinen Sohn hegte, kennzeichnete jede Gebärde. Er lag gleichsam stets auf den Knien vor ihm, lauschte atemlos auf alles, was er sagte, überlegte es später, erquickte sich erinnernd daran, wenn er nachts nicht schlafen konnte, und hatte Herzklopfen in seiner Nähe. Unglücklich Liebende haben eine

Neigung zum Gesinde; er hatte draußen schon den Diener ausgeholt, ob er über das Vorgefallene Bescheid wisse, doch in solchen Dingen war Wichtel zugeknöpft wie ein Diplomat.

Die flackernden Blicke des Alten, die die Unruhe und Unsicherheit eines Mannes nicht verleugnen konnten, der gewohnt ist, daß man Geld von ihm fordert und nichts anderes als Geld, suchten in den Zügen des Sohnes ängstlich nach einer Kundgebung der Freundlichkeit. Erwin saß an dem großen runden Tisch, der mit erlesenen Prachtwerken englischer und amerikanischer Buchkunst bedeckt war, und schrieb von Zeit zu Zeit kurze Notizen auf ein Blatt Papier, eine Tätigkeit, die der Alte andächtig schweigend verfolgte.

„Bleibst du zum Essen?" fragte Erwin endlich kühl. — „Wenn du gestattest, gern," antwortete Michael Reiner und räusperte sich, was wie das dankbare Knurren eines Hundes klang.

„Ich erwarte noch einen Gast, den jungen Zimmermann," fuhr Erwin fort, „das wird dich ja nicht weiter stören. Ich habe mit dir zu sprechen, Papa, und wir wollen es gleich erledigen. Ich brauche nämlich eine größere Summe, eine sehr bedeutende Summe. Wenn dirs nicht paßt, sag einfach nein, ich bin dir nicht böse, obwohl die Sache von Wichtigkeit für mich ist."

„Freut mich, daß du mir dein Vertrauen schenkst," erwiderte Michael Reiner, „freut mich, Erwin. Stehe dir selbstverständlich zur Verfügung." Mit seinen plumpen Schritten begab er sich zum Schreibtisch, riß ein Blatt aus dem Bankbuch, das er in der Tasche trug, und schaute Erwin fragend an. Dieser nannte die Summe, und nach wenigen Minuten war er im Besitz des Schecks, den er gelassen einsteckte. Der väterliche Reichtum beschämte ihn, er achtete nur den aristokratischen Reichtum, der von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und mit der unnachahmlichen Noblesse gehandhabt wird, die den Emporkömmlingen versagt ist.

Michael Reiner hatte nun seinerseits ein Anliegen. Seit fünfzehn Jahren verbrachte er fast alle Abende bei Frau Engelhardt, der wohlhabenden Witwe eines Getreidemaklers. Wie schon der Doktor Zimmermann gegen Virginia und deren Mutter angedeutet, hatte er sich allmählich an den Wunsch und Gedanken gewöhnt, die ihm grenzenlos ergebene Frau zu heiraten. Er hatte niemals davon mit Erwin gesprochen, aber Erwin wußte, wie die Dinge standen, und sein Verhalten war das ablehnendste, das es gibt: er übersah die Freundin seines Vaters. Diese kränkte sich darüber schon lange, und Michael Reiner machte nun mit klopfender Brust den Versuch, Erwin zu bewegen, daß er Frau Engelhardt die Ehre einer Visite erweise. „Du könntest mir wahrhaftig den Gefallen tun," bat er. „Wäre dir riesig erkenntlich. Ich habs der Malwine in die Hand versprochen, und sie wird dich empfangen wie einen Prinzen. Sag nicht nein, Erwin, dich kostets eine Stunde und mir machts eine Freude fürs Leben."

Erwin lachte. „Du bist nicht aufrichtig, Papa," antwortete er tadelnd und eindringlich. „Ich finde es nicht geschmackvoll, daß du mich über deine Absichten täuschen willst. Es steht mir natürlich nicht zu, dir bei der Ausführung eines Vorhabens in den Weg zu treten, aber ich würde die Lächerlichkeit dieses Vorhabens den Augen der ganzen Welt enthüllen, wenn ich dir dabei behilflich wäre. Nein, Papa, nein! Trotz aller Ehrerbietung, die ich dir schulde, werde ich nie und nimmer die Schwelle des Hauses übertreten, in dem jene Frau wohnt. Du willst heiraten? Schön. Nur verlange nicht von mir, daß ich es gutheiße. Ich habe nichts damit zu schaffen. Die fremde Frau meines Vaters wird niemals meine Mutter werden. Sie wird stets die spekulative Witwe eines Kornhändlers für mich bleiben."

Der Alte war sehr niedergeschlagen und schwieg. Früher haben die Väter ihre Söhne abgekanzelt, dachte er, jetzt ist es umgekehrt, so ändern sich die Läufte. Er überlegte, warum

das so sei, und kiefte an dem Elfenbeingriff seines Stockes. „Wenn man mit fünfundsechzig Jahren heiratet," fuhr Erwin lächelnd fort, „muß man schon eine Herzogin nehmen, um den Spott der Welt zu ersticken. Passionen dürfen plebejisch sein, denn sie sind vergänglich, durch eine Eheschließung ruft man die Unsterblichkeit zum Zeugen auf. Bedank dich, Papa, für die gute Meinung. Im übrigen," fügte er lebhaft hinzu, „ehe ichs vergesse, da ist noch eine kleine Geschichte. Die Rosanna Schörk hat eine junge, begabte Kollegin, der es momentan schlecht geht. Ich habe versprochen, etwas für das Mädel zu tun. Du bist doch bekannt mit den Theaterdirektoren, erlaubst du, daß ich dieses Fräulein, Martens heißt sie, Christie Martens, zu dir schicke?"

Michael Reiner nickte, ohne im entferntesten zu ahnen, in welcher Schlinge er sich da fangen sollte. Während des Mittagessens blieb er finster in sich gekehrt, und da er wußte, daß seine schmatzende Art zu kauen Erwin nervös machte, aß er fast gar nichts, stocherte, solang Ulrich Zimmermann redete, mit der Gabel lustlos auf dem Teller herum, aber wenn Erwin sprach, festigte sich sein Blick, und er merkte genau auf. Nach beendeter Mahlzeit küßte Erwin den Vater zärtlich auf die Wange und bot ihm für die Siesta sein Schlafzimmer an.

Ein prächtiges Verhältnis zwischen den beiden, dachte Ulrich Zimmermann, der sich gleichwohl durch die Gegenwart des Alten beengt fühlte; er gehörte zu den Beobachtern, die nichts sehen, aber alles gesehen haben.

Erwin und Ulrich setzten sich in der Bibliothek einander gegenüber, rauchten und tranken aus kleinen goldnen Tassen Mokka. „Was arbeiten Sie?" fragte Erwin.

„Ich versuche mich jetzt an der Geschichte des Mirowitsch," antwortete Ulrich Zimmermann. „Wissen Sie, wer Mirowitsch war?"

„Nein."

„Mirowitsch war ein Rebell aus der Zeit der großen Katharina."

„So?" Das ist lang her. Was hat es für eine Bewandtnis mit ihm?"

„Soll ich ausführlich erzählen? Wird es Sie nicht langweilen? Also hören Sie zu. Mirowitsch war ein kleiner Edelmann aus einer zugrunde gegangenen Familie und diente, schlecht besoldet, in einem Regiment der Kaiserin. Es lebte damals noch ein Prätendent auf den zarischen Thron, der braunschweigische Prinz Iwan Antonowitsch. Dieser war auf der Festung Schlüsselburg unter dem Titel des namenlosen Gefangenen in grauenhafter und langjähriger Einsamkeit inhaftiert. Aber das ganze Land redet heimlich von ihm, und wo man nicht die Ohren der Spione fürchtet, beklagt man sein Schicksal. Katharina muß natürlich wünschen, daß dieses unbequeme Überbleibsel einer früheren Dynastie verschwindet, und sie hat Auftrag gegeben, daß die beiden Offiziere, die ihn bewachen und die auf solche Art nicht ohne Plan selbst zu Gefangenen gemacht wurden, den Prinzen töten, wenn der geringste Verdacht entsteht, daß er fliehen will oder durch Aufruhr zur Flucht ermuntert wird. Nun, Mirowitsch kommt mit einer von den Kompagnien, die abwechselnd den Wachdienst in der Festung versehen, nach Schlüsselburg. Mirowitsch ist einundzwanzig Jahre alt. Er hat den Staatsstreich erlebt, er hat erlebt, wie kleine Leute, die der Kaiserin zum Thron verhalfen, mächtig und reich wurden, und er will ebenfalls mächtig und reich werden, denn er hat nur Schulden, drei hungernde Schwestern und einen hoffnungslosen Prozeß mit der Krone. Er kann nicht rauchen, er kann nicht trinken, er kann nicht Karten spielen, er hat für alles das kein Geld. Es gibt kein Opfer, das er nicht bringen würde, um aus seiner Armut und Dunkelheit emporzusteigen. Bald genug erfährt er, daß der streng bewachte Häftling niemand anders ist als Iwanuschka, der Kaiser, der heimliche Kaiser. Mirowitsch

beſchließt, den Kaiſer zu befreien. Ganz allein und auf eigene Fauſt will er den Kaiſer befreien, dann iſt er reich, geehrt, kann wieder rauchen, trinken und Karten ſpielen. Schlägts fehl, ſo ſchlägts fehl, er iſt ja auch ſo ein verlorener Menſch."

„Er iſt ein Narr, dieſer Mirowitſch," ſagte Erwin trocken, „wie fängt er denn das an, ganz allein?"

„Ja, ganz allein," fuhr Ulrich Zimmermann fort, der unter ſeiner Eingebung erglühte. „Er verfaßt Ukaſe und Manifeſte im Namen des künftigen Zaren. Unter ſeinem Kopfkiſſen liegen ſchon alle Papiere, die Kundgebung an das Volk, die Form der Eidesleiſtung, der Befehl an die Regimenter. Er hat keine Teilnehmer, keine Mitwiſſer, keine Genoſſen, als er eines Nachts mit ſeiner Kompagnie die Wache in der Feſtung bezieht. Alles iſt in mitternächtlicher Ruhe, da greift Mirowitſch zu Schärpe, Degen und Hut, rennt in die Wachſtube und ſchreit: Zu den Waffen! Seine Soldaten gehorchen. Der Kommandant ſtürzt im Schlafrock auf die Treppe und fragt: weshalb ſtellen ſich die Leute ohne Befehl in die Front und laden die Gewehre? Mirowitſch ſchlägt ihn nieder. Er begibt ſich an die Spitze ſeiner Truppe, und auf den Ruf der Schildwache antwortet er: Ich gehe zum Kaiſer. Die Schildwache ſchießt, Mirowitſch läßt gleichfalls feuern, aber kaum iſt die erſte Salve abgegeben worden, da ſind die beiden Offiziere, die Iwans Leibwache bilden, bei dem Gefangenen eingedrungen und haben ihm den Degen ins Herz geſtoßen, denn dazu ſind ſie ermächtigt. Der eine Mörder begegnet Mirowitſch und ſeinen Leuten auf der Galerie. Mirowitſch zwingt den Mann, ihn zum Kaiſer zu führen. Die Tür der Kaſematte wird geöffnet: es iſt finſter drinnen. Man holt Fackeln. Auf der Diele liegt ein toter Körper, ſchwimmt Iwan Antonowitſch in ſeinem Blut. Ihr Elenden, ruft Mirowitſch, weshalb habt ihr das Blut des Kaiſers vergoſſen? Was das für ein Mann war, wiſſen wir nicht, iſt die Antwort, wir wiſſen nur, daß er ein Gefangener war. Selbſt die Soldaten erbeben bei dem

schrecklichen Anblick. Mirowitsch tritt an die Leiche heran, kniet nieder, küßt die Hand und den Fuß Iwans, denn jetzt, erst jetzt ist er zum Vasallen dieses Menschen geworden, der bis zu dieser Frist nur das Ziel seines Ehrgeizes war. Er läßt den Leichnam in feierlicher Prozession durch die Festung tragen, und der volle Generalmarsch ertönt. Nochmals küßt Mirowitsch die erkaltete Hand und spricht: Seht, Brüder, das ist unser Kaiser Iwan. Wir sind aber nicht glücklich, sondern unglücklich zu heißen. Und schuldig bin nur ich, ich trage die Verantwortung für euch alle. Damit war der Aufstand zu Ende, die Truppen der Kaiserin überwältigten Mirowitsch' Schar, und Mirowitsch wurde hingerichtet. Er starb mit Heldenmut und Größe. Als das Volk den Kopf in der Hand des Scharfrichters sah, ertönte ein lautes Ach, und die Menge erzitterte so, daß die Newabrücke schwankte und das Geländer abfiel."

Ulrich Zimmermann schwieg; er erhob sich und wanderte umher.

„Ich verstehe ungefähr," sagte Erwin nach einer langen Pause, „ich verstehe den Impuls ..."

„Sie müssen es empfinden, Erwin! empfinden müssen Sies!" versetzte Ulrich schon in der Angst vor der Verstimmung, welche bei Künstlern den Momenten des Enthusiasmus und des Vertrauens folgt. „Ganz allein begibt sich Mirowitsch an ein Unternehmen, das aussichtslos, das vollkommen bodenlos ist. Ganz allein steht er da gegen einen Staat, gegen eine Welt. Und nicht darum handelt er, weil er überzeugt ist von der Größe seiner Tat, nicht weil er den Menschen dienen will, nicht weil sein Inneres ergriffen ist von Mitleid, Ehrfurcht oder Liebe, sondern weil er sich nach Ämtern sehnt, weil er rauchen, trinken und Karten spielen will. Er ist eitel, genußsüchtig und streberisch. Aus Eitelkeit, Genußsucht und Streberei ersinnt er den vermessensten aller Pläne. Eitelkeit, Genußsucht und Streberei begeistern ihn zu einer Tat, die innerlich hohl ist, aber alle Züge der Genialität aufweist: Kühnheit,

Selbstverleugnung, Opfersinn und Leidenschaft. Und zuletzt, als ob die Tat sein Schicksal geadelt hätte, wird aus dem gesetzlosen Schwärmer und selbstsüchtigen Besessenen etwas wie ein Held. Denn zuletzt muß er lieben. Das ists; unterliegend muß er lieben. Indem er zusammenbricht, trifft ihn eine Ahnung des Wirklichen, weil sein Herz erwacht, weil er liebt. Darin liegt der Kern: daß er liebt, wenn es zu spät ist. Denn die Liebe hätte ihn vielleicht gelehrt, zu entsagen. Aber Mirowitsch kann nicht entsagen. Er will rauchen, trinken und Karten spielen; er will Ehren und Auszeichnungen. Niemals wird Mirowitsch entsagen."

Erwin sah den jungen Schriftsteller aufmerksam an. „Und das ist die Frucht, die Amerika in Ihnen gereift hat?" fragte er.

Ulrich Zimmermann zuckte zusammen. „Amerika? Nein. Das Leben. An jeder Straßenecke seh ich einen Mirowitsch, auf jeder Tribüne, in jedem Konventikel, in jedem Kaffeehaus, alte und junge, heimliche und bekennende, freche und heuchlerische, führende und verführte."

„Also doch eine Allegorie; und wieder eine Allegorie," entgegnete Erwin kopfschüttelnd. „Was ist mir Hekuba? Was ist mir eine Schlüsselburger Kasematte von siebzehnhundertsiebzig? Was ist es gegen unsre Not, unsern Hunger, unsern Wahn, unsere Leiden? Wieder ein Schwächling, wieder ein Schatten! Und der Befreier sein soll und Prophet, schließt sich in ein Antiquitätenkabinett ein. Ach, Ulrich, Ulrich! Ich habe Sie nach Amerika geschickt, in das Land des Lebens und der Zukunft, damit Sie Botschaft des Lebens und der Zukunft bringen, und nun studieren Sie Leichen und wühlen in der Vergangenheit. Aber tun Sie, was Sie müssen, vielleicht bin ich im Unrecht, denn ich liebe und bewundre zu sehr unsere Gegenwart, diese Zeit, deren Geschöpf ich bin."

Ulrich Zimmermann war bleich geworden und starrte unbeweglich auf den Teppich. Seine Not? Seine Leiden? wo sind sie? dachte er. Nicht zum erstenmal legte sich diese

gebieterische Hand über die Schwingen seines Geistes. Er sah sich unbegriffen aus Herrschsucht, das spürte er und wagte es doch nicht zu glauben. Er war ohnmächtig zum Widerpart, weil er in Abhängigkeit war. Dafür gab es kein Gericht; es lag in Abgründen, in die niemals die Leuchte gegenseitiger Verständigung dringt. Sein Werk büßte den Hauch der Wahrheit ein, es wurde feindselig und gewöhnlich. Was kann ich schließlich verlieren? dachte er in seiner Melancholie, mich selbst kann ich nicht verlieren.

Aber indem er so dunkel bewegt in das Antlitz des Freundes blickte, schauten ihn zwei Augen an, zwei Augen wie offenbarte Rätsel. Und wie es eine Minute gibt, wo die Mutter zum erstenmal das Kind in ihrem Schoß sich regen fühlt, so erblühte jetzt in seiner Phantasie, aus Hemmung und Zweifel heraus, das neue, beredte, beängstigend nahe Bild seiner Schöpfung und seiner Gestalt. Doch Lust und Qual ward hier zu einem; denn er liebte Erwin, er war ihm tief verpflichtet und mußte zum Verräter werden durch den Zwang eines zweiten Gesichts. So wie er mit schlechtem Gewissen hinwegging, ließ er den andern unzufrieden und verstimmt zurück.

Es lagen zwei leere Stunden vor Erwin, das unerträglichste von allem: leere Stunden. Da sein Körper von gefesselter Kraft ungeduldig war, begab er sich zu Salviati und focht mit dem Säbel, bis ihn der Schweiß überströmte und er erschöpft in einen Sessel fiel. Dann ging er in die Universität und arbeitete bis acht Uhr über einer altenglischen Handschrift. Für acht Uhr hatte er den Wagen bestellt, er fuhr zum Souper in den Klub und dann nach Hause. Das Fahrzeug schnarrte mit vierzig Kilometer Geschwindigkeit durch die schon verödeten Gassen, als ob es groß was gälte.

Wichtel meldete, der Herr Graf Palester warte in der Bibliothek. Erwin trat ein; Palester lag lang ausgestreckt, blaß und regungslos auf einem Diwan und schlief.

Widerlich, einen Mann ſchlafen zu ſehen, dachte Erwin, indem er auf das edle Geſicht und die ſchlanke Geſtalt des Grafen niederſchaute wie auf einen Leichnam, den er ſezieren ſollte; ſchlafen, ſtarr daliegen, dachte er, nichts von ſich wiſſen, träumen, was man nicht träumen mag, und noch dazu geſehen werden, iſt das menſchenwürdig?

Er zündete eine kurze Pfeife an und paffte mit düſterem Geſicht. Er wähnte ſich unbeobachtet, und ſein Geſicht verdüſterte ſich immer mehr. Plötzlich gewahrte er, daß die kobaltblauen Augen des Grafen ſtill und ernſt auf ihn gerichtet waren. Er erwiderte den Blick und lächelte freundlich. „Ich bitte um Verzeihung," ſagte Paleſter und erhob ſich, „ich war ein wenig müde."

„Ganz nach Bequemlichkeit, Graf. Wollen Sie etwas zu ſich nehmen?"

„Eine Taſſe Tee, wenn ich bitten darf."

Der Tee ſtand längſt auf dem Tiſch, und die beiden jungen Leute hatten außer den förmlichen Redensarten noch kein Wort gewechſelt.

„Schöne Perſon, außerordentlich ſchöne Perſon," unterbrach auf einmal Paleſter das Schweigen mit ſeiner melodiſchen Stimme.

Erwin drehte langſam den Kopf herüber. „Wen meinen Sie?" fragte er abweiſend.

„Nun, dieſelbe, die Sie meinen," antwortete der Graf ruhig.

Erwin entgegnete lange nichts. Dann ſagte er ſpöttiſch: „War das eins von Ihren okkultiſtiſchen Kunſtſtücken?"

„Nein." Paleſters Augen ſchimmerten plötzlich grün. Augen wie er ſie beſaß, können weder lachen noch weinen. Es ſind Deuteraugen, Adeptenaugen, die Augen des Letztgeborenen eines ermüdeten Geſchlechts.

„Klären Sie mich auf, Erwin," begann er nach einer Weile; „ein Mann wie Dalcroze, der doch ſicherlich ſeine fünf Sinne beiſammen hat, entſchließt ſich freiwillig zu einer ſo langen

Trennung von einer Frau, wie es diese Virginia ist. Zwei Jahre! Der zwanzigste Teil von dem, was ihm das Leben im besten Fall noch bewilligen wird! Warum hat er sie nicht mitgenommen? Ist das Stumpfsinn oder Ahnungslosigkeit? Daß er den ungeheuern Glücksfall, Welt, wirkliche Welt, fremde Länder, erhabene Natur zu schauen, nicht würdigen kann, weil ihn die Sehnsucht blind machen wird, ist für mich ohnehin zweifellos."

„Manfred ist vorläufig noch nicht reich genug, um einer Frau das bieten zu können, was er ihr bieten möchte," erwiderte Erwin sachlich. „Er wollte zunächst seine Examina hinter sich haben, wollte Lebensgewißheiten erringen, dann kam das mit seiner Lunge; die Krankheit auszuheilen erschien ihm gegen Virginia als Pflicht, und da er als Mitglied einer wissenschaftlichen Vereinigung reist, mußte er allein bleiben. Was ist da zu verwundern?"

„Es ist, als ob einer den kostbarsten Diamanten auf einem Wirtshaustisch liegen ließe," murmelte Palester.

„Die kostbarsten Diamanten sind wertlos für die Diebe," versetzte Erwin, und da Graf Ottokar lächelte, fügte er hinzu: „Es müßte denn ein Dieb sein, der nicht aus Habsucht stiehlt, sondern aus Kennerschaft und Liebhaberei. Da aber die menschlichen Diamanten ihren Besitzer nicht willenlos zu wechseln pflegen, wäre für solch einen Dieb ein Handgriff nicht genug, er müßte streitbar auftreten und aus einem Eskamoteur zum Eroberer werden. Wir befinden uns hier auf der Grenzscheide der Begriffe Raub und Krieg."

Palester schwieg. Er lehnte den schmalen Kopf hintüber und blickte zur Büste Athenes empor, deren fleischgelber Marmor auf einem Büchergestell leuchtete.

„Sie haben recht," begann Erwin wieder, der aufgestanden war und vor dem Kamin hin und her ging wie ein Leopard. „Das ist einmal ein Gesicht und nicht bloß eine lebendige Attrappe. Wie herrlich, in ein Gesicht zu schauen, in ein

Menſchenantlitz! Die Natur verleugnet plötzlich ihre ſonſtige Flickſchneiderei und Falſchmünzerei, ewiges Eis ſchmilzt von unſeren Herzen, die Blutadern ſind ſymphoniſch geſtimmt. Haben Sie das Mädchen beobachtet, Graf? Die Bewegung? Wie wenn ein Mittagshauch übers reife Korn läuft. Der Schritt! Als ob die Erde ſich gefällig böge. Wie ſie tanzte, großer Gott, wie ſie tanzte! So ein Leib wird zum Myſterium, ſeine Haut iſt die ſchimmernde Wand vor dem Unerforſchlichen."

Paleſter rührte ſich nicht. Er ſchloß die Augen bis auf einen engen Spalt. Der rötlich gelbe und gegen die glattraſierten Wangen ſcharf abgeſchnittene Kinnbart ſah auf dem zarten Geſicht wie aufgeklebt aus.

„Und zu denken," fuhr Erwin fort, erregt, leiſe, und oftmals ſtockend wie in einem Selbſtgeſpräch, „zu denken, daß dieſer ſanfte und ſtandhafte Blick aufgewühlt werden kann zum Verlangen; daß das gemeſſene Spiel dieſer Gebärden dem Rhythmus der Leidenſchaft folgt; zu wiſſen, daß dieſe vollendeten Linien durch eine Begierde zu großartiger Entfaltung gebracht werden können, daß eine Flamme dieſe kühlſte Stirn übermalen wird, daß dieſe Schultern zittern, dieſe Lippen herrlich geöffnet ſein, dieſe blauen Adern ſtürmiſcher pulſen, dieſe tugendhaften Haare ungekettet fließen werden, daß es eine Macht gibt, um dieſe beſchloſſene Ruhe in alle Grade der Unruhe zu verwandeln: von der Erwartung zur Sehnſucht, von der Sehnſucht zur Beklommenheit, von der Beklommenheit zur Qual, von der Qual zur Entſelbſtung und nun hinab- und hinaufgeſchleppt in die Abgründe der Schwermut und auf den Gipfel des Glücks! Das zu denken! Das zu denken!"

„Genug, Erwin, genug!" flüſterte der Graf kaum hörbar.

„Genug? Warum genug? Niemals genug! Niemals!"

„Und Manfred?"

Erwin runzelte finſter die Brauen. „Manfred! Manfred beſitzt nicht die Macht, von der ich rede. Manfred hat ſich mit dem erſten Anfang des Phänomens begnügt. Er hat Virginia

bis an den Rand des Feuers geführt, um ihr zu sagen: verbrenn dich nicht. Er hat furchtsam den Kopf abgewendet und ihre Hände gefaßt und nicht gespürt, daß sie das Feuer wollte und daß sie von ihm erwartete, er möge ihr Sträuben besiegen. So sind sie stehengeblieben, in Angst voreinander, und haben nicht gewagt, Menschen zu sein, und haben das Paradies nicht betreten, aus Besorgnis, daraus vertrieben zu werden. Das sind Philisterdinge, Graf, Philistergeschicke. Die Fügung hat diesem feinnervigsten aller Philister ein Himmelswunder von Weib beschert, die heiter spielende Kreatur, ein Wesen, geschaffen zur Hingabe und sinnlichen Verwandlung, und er? Er führt sie bis dorthin, wo Ahnung noch nicht Gewißheit ist, wo der gestörte Schläfer nicht mehr schlafen und auch nicht mehr träumen kann. Ich sehe, ich fühle ja das alles und es läßt mich nicht. Es geht über meine Kraft, den Diamanten auf dem Wirtshaustisch liegen zu lassen. Welch eine Glorie, diese aufgesparte Fülle, denn die Schönheit ist wie das Genie eine Krönung, ein Friedensschluß im Zwiespalt der Generationen, diese Fülle aus ihren Hülsen und Bollwerken zu treiben! Man müßte so wenig Phantasie haben wie ein Frosch, um auf Einwände zu hören, die nur für Schwachköpfe und Feiglinge eine Schranke sind. Da haben Sie mich, Graf, da haben Sie mich mit Haut und Haar."

Palester öffnete die Lider und schaute Erwin mit einem tiefen und sonderbar gütigen Blick an. „Sie irren," erwiderte er. „Ich habe Sie nicht. Weder die Haut noch das Herz. Sie sind nicht zu haben, Erwin, das wissen Sie vielleicht selber kaum. Man besitzt Sie nicht, und Sie besitzen nichts; niemand und nichts."

Erwin lächelte. Der Graf fuhr fort: „Aber das ist hier kein Argument. Mein Argument besteht aus drei Worten: Virginia liebt Manfred. Gegen Liebe kämpft auch ein Gott vergebens."

„Virginia liebt Manfred," wiederholte Erwin. „Liebt! Ja, es ist unleugbar. Aber diese Liebe ist unvollendet und kein besiegeltes Schicksal. Zwischen Manfred und Virginia ist viel unerforschtes Terrain, das meine Neugier reizt. Nichts weiter. Es gibt kein Gefühl in der Welt, das für einen darauf gerichteten Willen nicht hervorzubringen wäre. Ja, das Gefühl wird mit dem Willen schon geboren, und nicht nur in der Bruder- und Schwesterseele, sondern in jeder Seele, sogar in jedem Element. Wo zwei Menschen beisammen sind, ist das Gefühl in der Brust des einen schon Zwillingskind. Jede Leidenschaft kann erzeugt, kann zerstört, kann übertragen werden. Es ist eine Frage der geistigen Energie und der Fähigkeit, Illusionen hervorzubringen oder vorbestimmte Illusionen zu ersetzen."

Palester mußte lachen über den ernsthaft dozierenden Ton, der eine Schelmerei zu enthalten schien. Erwin stimmte in die Heiterkeit mit ein. „Sie beruhigen mich vollkommen," sagte Graf Ottokar herzlich. „Sie sind ein famoser Logiker und, was mehr bedeutet, Sie haben Humor. Das beruhigt mich wieder. Dieser Homunkulus in der Retorte ist eine possierliche Sache."

Erwin lachte abermals, und hell wie ein Kind. „Was würden Sie zum Pfand setzen, Graf, gegen das Gelingen meines Experiments?" fragte er übermütig.

„Alles was Sie wollen," antwortete Palester gelassen.

„Auch die Froweinschen Miniaturen?"

Palester stutzte. „Auch die Miniaturen," versetzte er dann achselzuckend.

Erwin sah ihn aufmerksam an und gewahrte in den Zügen Palesters jenen Ausdruck mystischer Versunkenheit, der ihm zuweilen lächerlich, zuweilen übernatürlich erschien. Dann fragte er: „Soll das gelten? Sie verkaufen mir die Miniaturen an dem Tag, an dem ich Ihnen beweisen kann, daß mein Versuch gelungen ist?"

„An diesem Tag würden Sie die Miniaturen allerdings erhalten." Palester erhob sich. „Was für Scherze, was für Spiele," sagte er lächelnd und mit leichtem Mißbehagen. „Aber es ist spät, ich muß nach Hause."

„Übernachten Sie doch bei mir," schlug Erwin vor. Der Graf schüttelte den Kopf und verbeugte sich dankend. Erwin hatte plötzlich ein Verlangen, zu wissen, was es mit den geheimnisvollen Umständen dieses Mannes auf sich habe, und er fragte unbefangen, ob er ihn einmal besuchen könne. „Es wird mir ein Vergnügen sein," entgegnete Graf Ottokar mit kaum merklichem Widerstreben; „aber Sie müssen sich vorher anmelden, sonst bleibt das Tor versperrt."

Als sein Gast gegangen war, wanderte Erwin in dem weiträumigen Zimmer auf und ab. Er verlöschte die elektrischen Flammen bis auf eine einzige Glühbirne neben dem Schreibtisch. Seine Mienen zeigten eine gewisse Anstrengung, doch nicht die Anstrengung des Nachdenkens, sondern die der Erwartung oder der Ungeduld vor dem Erreichen eines Ziels. Auch mit den Schultern machte er bisweilen kleine ungeduldige Bewegungen. Manchmal blieb er stehen, und seine Hände preßten sich zu Fäusten zusammen.

Da fiel sein Blick auf ein Tanagrafigürchen, das auf dem Lesetisch stand. Dieses Figürchen hatte die reizendste Gestalt, die sich denken läßt, und ein Köpfchen von entzückender Lieblichkeit. Doch fehlten ihm die Arme. Erwin nahm es in die Hand, auf seine Lippen trat ein dünnes, unschlüssiges Lächeln, und der sonderbar angestrengte Ausdruck seines Gesichtes verstärkte sich. Er warf sich in einen Sessel, stellte das Figürchen auf den Rand des Tisches vor sich hin und heftete nun den magisch gehaltenen Blick mit der äußersten Steigerung jener Anstrengung länger als eine halbe Stunde darauf. Er wurde blaß, und seine Augen nahmen eine schwarze, glanzlose Färbung an. Allmählich ermüdete sein Blick; er sprang auf, stellte das Figürchen auf den Handteller, und seine Lippen schoben sich

verlangend vor. Verlangen und Hingeriſſenheit drückte ſich auch in ſeiner Haltung aus, und ſein Blick war immer noch befehlend, erfüllt von der magiſchen Faſzinierung. Er wollte das Figürchen an einen entlegenen Platz bringen; während ſeines Schreitens entfiel es ihm und lag nun vor ſeinen Füßen auf einer vom Teppich nicht bedeckten Stelle; mit abgebrochenem Kopf lag es vor ihm da.

Läßt ſich eine Beziehung zwiſchen einer ſolchen Handlung und einer Schläferin denken, die fern davon weilt? Ein Strom der Angſt, der Bezauberung, der Ahnung, der durch Häuſermauern dringt?

Zur gleichen Zeit hatte Virginia folgenden Traum. Sie ſtand allein auf einer Art von Terraſſe über dem fünften Stockwerk eines brennenden Gebäudes. Es gibt keine Treppe mehr, die Ausgänge ſind verſchwunden, ringsum liegen rauchende Aſchenhaufen. Sie ſteht am Dachfirſt und ſchaut in die Tiefe hinunter; auf der Straße iſt es als ob nichts geſchehen wäre; Wagen fahren und Leute gehen wie ſonſt. Sie ruft um Hilfe, doch niemand hört es. Wieder und wieder ruft ſie um Hilfe, aber plötzlich merkt ſie, daß ſie gar nicht wirklich um Hilfe ruft, ſondern daß ſie nur die Abſicht hat und daß ihr das Wort nicht einfällt. Jetzt winken einige Leute herauf, ſo teilnahmslos, daß ihr das Herz ſtille ſteht. Da klettert an der zerbröckelnden Hauswand mit wunderbarer Geſchicklichkeit Erwin Reiner herauf. Sie iſt ziemlich verlegen, denn ſie erinnert ſich, daß ſie nur notdürftig bekleidet iſt und daß ſie eine Schürze anhat, der die Taſchen fehlen. Hinter ihr iſt eine rieſige Sandſteinſtatue. Mit geheimnisvollem Weſen erklärt ihr Erwin, daß unter dieſer Statue ein verborgener Gang auf die Straße führt; der Kopf der Statue ſei drehbar, und nur er unter allen Menſchen könne den Hebel finden, durch den ſich der Kopf drehen läßt und der Gang ſich öffnet. Sie befindet ſich mit ihm in dem finſtern Gang. Er ſchweigt. Sein Schweigen iſt furchtbar. Sie ruft ihn, doch ſie vergißt ſeinen Namen, während ſie ruft.

Jetzt fällt ihr das Wort Hilfe ein, und sie ruft um Hilfe. Rufend erwachte sie.

Von da ab litt sie viel von Träumen, und das Merkwürdige war, daß auch Manfred von Träumen schrieb, deren ungreifbarer Sinn ihn schmerzlich beschäftigte.

Das Perlenhalsband

Es war eine Woche verflossen, ohne daß Erwin sich in der Piaristengasse hatte sehen lassen. Als er endlich zur gewohnten Stunde kam, vermochte sich Virginia eines beengten Verpflichtungsgefühls nicht zu erwehren. Erst seine heitere Freiheit gab ihr Ruhe. Er erkundigte sich nach ihrer Arbeit, und Virginia berichtete, daß sie sich an einer Intarsia versuche, daß es viel Mühe koste, die verschiedenen Holzarten, der Färbung und Faserung entsprechend, zusammenzustellen, daß aber das Schneiden und Schnitzen sehr anregend sei.

Erwin entgegnete, er finde das Bestreben, eine kunstgewerbliche Fertigkeit auszubilden, bei einer Frau erfreulicher als den Trieb nach schöpferischer Gestaltung; „übrigens", fuhr er fort, „besitze ich eine ausgezeichnete Intarsia eines modernen Franzosen, der das Material in einer besonders lehrreichen Manier behandelt. Wollen Sie sie nicht anschauen?"

Virginia erwiderte, das möchte sie gerne.

„Sie können daraus Nutzen ziehen," sagte Erwin. „Kommen Sie doch gleich mit mir," schlug er vor, indem er sich erhob.

Virginia zögerte mit der Antwort. „Das geht doch nicht," versetzte sie ein wenig erstaunt.

„Das geht nicht?" fragte Erwin, anscheinend noch viel erstaunter, „warum geht es denn nicht? Ach so," fügte er hinzu und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn, „Sie meinen, daß wir eine Aufsichtsdame nötig hätten! Verzeihen Sie, es

war ein freundschaftliches Anerbieten, und auf die Ohrfeige war ich nicht gefaßt." Er griff nach seinem Hut.

„Finden Sie denn wirklich," mischte sich Frau Geßner, die Zeugin dieses Wortwechsels war, zaghaft ein, „daß ein junges Mädchen so ohne weiteres einen jungen Mann in seiner Wohnung besuchen darf?"

„Nein, teure Mama, absolut nicht," antwortete Erwin mit höflichem Ernst. „Ich finde auch meine Besuche bei Ihnen durchaus ungehörig. Doktor Zimmermann hat Ihnen ja bewiesen, wie gefährlich das ist. Ein junges Mädchen darf niemals den Abgrund zwischen Mann und Weib vergessen, und wahrscheinlich gibt es kein neutrales Gebiet für ihre Gedanken und ihre Arbeit. Wahrscheinlich ist es ein Verbrechen, wenn sie die Sorge um ihre körperliche Unbescholtenheit außer acht läßt. Man kann ihr nicht so viel Stolz und Überlegenheit zumuten, daß sie sich sagt: was ich tue, hat sein Gesetz und seine Rechtfertigung in sich selbst. Das ist vollkommen in der Ordnung. Nur wäre es ehrlicher und für mich weniger erniedrigend, wenn man mir gleich sagen würde: gib deinen Handkuß und rede nicht von Philosophie."

Ohne Zweifel wußte Erwin, welche Beschämung er mit diesen Worten bei Virginia hervorrief. Nie war sein Auge funkelnder, seine Beredsamkeit hinreißender, seine Gebärde zwingender als in Momenten, wo er durch Kundgebungen des Zornes und der Verachtung das Bild eines zürnenden und verachtenden Mannes bot. Sein Blick eilte erobernd durch den Raum und schien einen Widerstand zu suchen, an dem er seine Macht erproben konnte, nur Widerstand, sonst nichts. Virginia ihrerseits sah ein, daß sie einen Fehler begangen, aber auch, daß man ihn über Gebühr an ihr rächte, denn der kalte Hohn verletzte sie tief. Sich verletzt zu geben erschien ihr zu harmlos und zu klein; am besten war es, die Beleidigung zu überhören; ihm gehorsam zu willfahren, widerriet ihr ein ahnungsvoller Instinkt. Dennoch entschloß

sie sich, ihm zu folgen, und obwohl ihr Auge abweisend glänzte, sagte sie mit dem Ton eines gemahnten Schuldners in der Stimme: „Ich gehe mit Ihnen."

„Bravo, Virginia!" rief Erwin. „Aber womit soll ich die rasche Sinnesänderung büßen?" fügte er sanft hinzu. „Lassen wirs doch heute. Die Vernunft hat gesiegt, mehr kann ich nicht wünschen. Schließlich, man besucht mich wie man in ein Museum geht."

Aber Virginia hatte den Hut aufgesetzt und sagte mit ruhigem Lächeln: „Ich bin fertig." Frau Geßner, die nicht immer verstand, was Virginia tat, sah neugierig zu.

Schweigend gingen sie die weiße Wendeltreppe hinab. Es war etwas Mutiges in Virginias Schritt, von ihrem Hut hing ein blauer Schleier herab, dessen Enden beim schnellen Gehen über die Schultern flatterten. Fast war Erwin versucht, diesen Schleier zu packen, wie wenn er dadurch Virginia lenken könnte. Im Vorderhof schlich eine Katze. Virginia blieb einen Augenblick stehen und lockte sie. An Tieren und an Blumen konnte sie nicht vorübergehen ohne eine kleine Zwiesprache oder liebkosendes Betrachten.

Eine halbe Stunde später waren sie am Ziel.

Die Villa Erwins war ein Bau aus der Kongreßzeit und hatte einem mächtigen Staatsmann jener Tage als Ruheort gedient. Ihre äußeren Verhältnisse, streng und gefällig zugleich, erstrebten eine vornehme Anpassung an ländliche Umgebung. Das Innere des Hauses überraschte sowohl durch die Zahl als auch durch die Tiefe und Wucht seiner Räumlichkeiten. Von der hohen, aber etwas düsteren Eingangshalle führten fünf Türen zu den Gemächern des unteren Stockwerks und eine breite, zweimal geeckte Holztreppe mit flachen Stufen in die des oberen. Der Empfangsraum, dessen Stil und Ausstattung an Sanssouci erinnerte, hatte gegen den ausgedehnten Park eine ovale Wand; eine große, mit geschliffenen Scheiben versehene Glastür bildete den Zugang zur Freitreppe. Zur

Linken befanden sich das Speisezimmer, das Musikzimmer und einige reich ausgestattete Boudoirs, zur Rechten die Bibliothek und die Räume für die Sammlungen. Erwins Privatgemächer, die Fremdenzimmer und die eigentliche Gemäldegalerie lagen im oberen Stock.

„Mein Gott, so viele Bücher!" rief Virginia aus, als sie durch die Bibliothek gingen, und ein achtungsvoller Blick streifte ihren Begleiter. Erwin lächelte; er führte sie in das nebenan gelegene Zimmer, das mit grünem, gepreßtem Leder tapeziert war. Er läutete dem Diener, raunte ihm einen Befehl zu, sodann öffnete er einen mächtigen Ahornschrank und nahm die Intarsiatafel heraus.

Virginia betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Ihre Bemerkungen verrieten neben echtem Verständnis die amüsante Trockenheit eines eifrigen Schülers. „Warum hängen sie es nicht auf?" fragte sie. Er erwiderte, er habe keinen Platz mehr, auch gebe es gewisse Dinge, für die er sein Auge nicht abstumpfen wolle, so wie ein Feinschmecker den Genuß gewisser Köstlichkeiten für seltene Anlässe verspare. Von Erwin auf Einzelheiten der Ausführung hingewiesen, meinte sie seufzend: „Was werden Sie da zu meiner Stümperei sagen?" Er bestätigte ohne Tröstung: „Mit den Meistern wetteifern ist schwer."

Nun zeigte er ihr die Bilder, die er besaß, die Plastiken, die Keramiken und schleppte Mappen mit Stichen, Radierungen und Handzeichnungen herbei. Er zeigte ihr die Vasen, die Münzen, die Schnitzereien aus Elfenbein, die Porzellanfiguren, die Fayencen, die Teppiche, die Stoffe, die alten Spitzen und Stickereien, die Gemmen und Kameen, die Ringe, Ketten, Dosen und Petschafte. Er hatte eine erlesene Sammlung von Halbedelsteinen, die sich in verschließbaren Kristallgläsern befanden und die er mit den sorgfältigen und liebevollen Handbewegungen eines Juweliers vor ihr ausbreitete, um das Licht in ihnen spielen zu lassen, ihre Herkunft zu erklären und den Zauber, den sie auf ihn ausübten.

Da war der zeisiggrüne Pistazit, da waren veilchenblaue, pflaumenblaue, nelkenbraune Amethyste; „Amethyst bedeutet rauschverhütend", sagte er, „und ist ein Mittel gegen alle Art von Trunkenheit." Da war der Korund, der aus Ceylon stammt, und der Onyx, der seinen Namen von der rosigen Farbe des Fingernagels hat; da war der blutige Karneol vom alten Stein, der apfelgrüne Chrysopras, der an dunklen Orten verwahrt werden muß, das Tigerauge, das einen schönen, wogenden Lichtschein aussendet, der perlmutterglänzende Kascholong, der Serpentin, der als Mittel gegen Schlangengift gilt; da waren Smaragde, Berylle, Turmaline, der tiefschwarze Granat von Arendal und der weinrote indische Rubin.

Er zeigte ihr ein riesiges Herbarium und ein Dutzend Schachteln, voll von wunderbaren Schmetterlingen. In zehn Schubladen eines niedrigen Kastens lagen seltene Mineralien, und in einer Vitrine standen ausgestopfte Paradiesvögel und Kolibris, deren Gefieder so schön war, daß Virginia beim Beschauen vor Lust errötete. Es war ihr zumut, als ob dieser Mann mit allen Dingen der Erde auf du und du verkehre; die Natur schien so wenig wie die Kunst Geheimnisse vor ihm zu haben. Ihre Augen wurden immer größer, und wenn er sie bei ununterbrochener Rede anblickte, sagte sie immer nur „ja", – „ja", – „ja", wie ein gehorsames Kind.

Um die Folge der Sehenswürdigkeiten durch Bildnisse der Menschen zu vervollständigen, die er schätzte oder die in seinem Dasein eine Rolle gespielt, zeigte er ihr auch viele Photographien von Männern und Frauen. Jene waren Virginia gleichgültig; die eine oder andere Berühmtheit sprach sie mit zu alltäglicher Miene an, als daß sie Teilnahme oder gar Ehrfurcht hätte empfinden können. Nur bei dem Porträt eines Schauspielers verweilte sie, eines Mannes von Gaben und menschlichem Belang, wie alle spürten, die nur einmal den Klang seiner unvergeßlichen Stimme gehört hatten. Virginia fand,

daß er Manfred ähnlich sehe. „Sie kennen ihn?" fragte sie neugierig. Erwin runzelte die Stirn und entgegnete mit einem Anflug von Ungeduld: „Ja gewiß; ich kenne ihn. Ein Komödiant, nur verführerischer als die andern." Virginia legte das Bild hastig beiseite.

Mit wärmerem Gefühl betrachtete sie die Frauengesichter. Mit einer Scham, deren sie sich schämte, weil sie die Ursache nur dunkel empfand, mit Bedauern, mit Kränkung, mit vorwurfsvoller Verwunderung, denn sie wußte schließlich doch, was sie von ihnen zu halten hatte. Viele traurige Augen; schöne, aber traurige Augen. Sie schauten so stumm; sie hatten so mancherlei erlebt. Was mochte begehrenswert an ihnen sein, da sie jedes Begehren zu erfüllen so schnell bereit gewesen waren? Virginia war unentschieden, wie sie die Schaustellung nehmen sollte, Widerwillen erwachte in ihr, doch Erwin beraubte sie jeder Gebärde der Abwehr, da er von ihnen sprach, wie er von den Steinen, den Münzen, den ausgestopften Vögeln gesprochen.

Er schilderte ihre Hände, ihre Haare, ihren Gang und die Art ihres Temperaments. Er verwies auf einen Mißklang zwischen Stirn und Mund, was auf einen von gefangener Sinnlichkeit beunruhigten Geist deutete. Bei dem Worte Sinnlichkeit, wie er es aussprach und betonte, spürte Virginia einen Schauder über den Nacken rieseln. Vom Schicksal redete er nicht. Er wiederholte sich niemals. Hierin unterstützte das Gedächtnis den Geschmack.

Der Diener bat zum Tee. Virginia folgte der Aufforderung mit einer beinahe drolligen Artigkeit. Das reiche elektrische Licht des Bibliotheksaals blendete sie. Erwin gegenübersitzend, erschien sie sich in dem großen Raum verhängnisvoll einsam mit ihm. Er machte mit vollendeter Anmut den Wirt und bot ihr auf silberner Platte Süßigkeiten. Sie sagte, daß sie nachmittags nie etwas esse, aber vor der duftenden Verlockung kam der Grundsatz ins Wanken. Da es ein wenig kühl

im Zimmer war und Virginia fröstelte, holte Erwin einen kostbaren indischen Schal und umhüllte ihre Schultern damit. Unter seltsamem Prickeln ward sie sich bewußt, daß ihr Stoff und Farbe außerordentlich gut zu Gesicht standen. Ihre Augen glühten froher. Erwin konnte es gewahren. Er konnte beobachten, daß ihr Auge, wenn es behaglich oder durch die Freude erregt war, innerhalb des Sterns eine grünliche Marmorierung erhielt. Dieser Umstand prägte sich ihm ein. Indem er darüber nachdachte, daß es möglich sein könnte, die Veränderung einst ganz, ganz nahe zu genießen, ja, ganz, ganz nahe, Wimper fast an Wimper, bemächtigte sich seiner Gedanken eine eigentümliche heiße Erstarrung.

Erschreckt von einer unwillkommenen Redepause, die Erwin nicht ohne Berechnung auszudehnen suchte, erhob sich Virginia, dankte und reichte Erwin die Hand. Er machte sich anheischig, sie zu begleiten, doch sie schüttelte den Kopf und sagte, sie habe Kommissionen in der Stadt zu besorgen. Er begriff, daß sie allein zu sein wünschte, und fand es förderlich, wenn sie jetzt sich selbst überlassen blieb. So führte er sie in den Flur und half ihr in den Mantel. Beim Abschied sagte er zu ihr mit einem Lächeln, in dem Bitterkeit nur als Erinnerung wohnte: „Ich hoffe, Sie oft bei mir zu sehen, Virginia. Ich bin zu Hause nicht gefährlicher als draußen. Sobald Sie hier eintreten, sind Sie die Herrin."

Ein trotziger Blick wollte ihm erwidern, sie ließ den Blick besinnend fallen. Sie ahnte einen Triumph in seinen Worten, aber ängstlich erstickte sie die Regung des Widerparts. Hätte er sich nur launisch gezeigt; Launenhaftigkeit gibt Blößen und verleiht dem Trotz als Waffe etwas Spielendes. Aber seine Ruhe, seine despotische Ruhe, seine zarte und zärtliche Ruhe, sein Insichverschlossensein und das Nieversagen, Nieverraten in Wort und Blick, das beirrte sie wie ein Schleier vor einem Spiegel.

Unzufrieden erledigte sie ihre Geschäfte und war nicht froher gestimmt, als sie nach Hause kam.

Die Wände erschienen ihr kahler als sonst, die Stuben ärmlicher. Was man Gemütlichkeit nennt, ist doch nur die Zuflucht der Armen; so ungefähr dachte sie. Eine Andeutung des geschauten Glanzes stimmte auch die Mutter wünschevoll, von der sie Stillung, ja Zurechtweisung gehofft hatte.

„Herrgott, Mädel," sagte Frau Geßner, „wenn ich so denke! Wenn ich mir so vorstelle, wieviel Reichtum es in der Welt gibt! Sag mir nichts von der Genügsamkeit. Wer genügsam ist, bleibt ewig ein Tropf. Hat man einmal von der Fülle und von der Schönheit gekostet, dann kriegt man den Geschmack nicht mehr los."

Virginia bereute schon. Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Eigentlich ists schade um dich," fuhr Frau Geßner seufzend fort. „So jung, so frisch, so prächtig! Kein Palast wär für dich zu gut. Könntest eine große Dame sein. Lockt dich das nicht, eine große Dame sein?"

„Mutter!" Es war etwas Abschneidendes und ein ernster Nachdruck in dem Ruf. Virginia erhob sich, dehnte den Arm und sagte schmerzlich bewegt: „Warum ist er denn fort und warum gar so weit!"

Frau Geßner sah beinahe überrascht aus, denn die gute Frau hatte Manfred schon vergessen. Er kam ihr je ärmer und geringer vor, je länger seine Abwesenheit dauerte. Sein schwärmerisches Gesicht war hinabgetaucht auf die andere Seite, die Nachtseite der Erdkugel. Alternde Frauen besitzen nicht mehr die Phantasie des Herzens; sie können lange trauern, doch sie vergessen schnell.

Vielleicht auch trug der Einfluß Erwins an solcher Kurzlebigkeit eines durchaus nicht schwächlichen Gefühles Schuld. Denn dieser Mann erfüllte sie mit unbegrenztem Respekt, und ohne daß sie es merkte, hatte sie den Mut verloren, ihm zu widersprechen. Sie hatte niemals einen Mann kennengelernt, der an Glanz, an Würde, an Bestimmtheit, an Geist, an Liebenswürdigkeit mit ihm sich nur im entferntesten hätte

messen können. Sie staunte ihn an, das war alles. Sie träumte von ihm. Er gab ihr einen neuen Begriff von der Welt und von einer Zeit, deren Heraufkunft sie einfach verschlafen hatte.

Bisweilen saß sie und dachte darüber nach, weshalb er sie eigentlich eines so ausführlichen Umgangs und so vertraulicher Gespräche für wert hielt. Aber wie tief sie auch grübeln mochte, sie entdeckte keine andere Ursache als seine unverkennbare Seelengüte und freundschaftliche Ergebenheit. Wenn die jungen Leute so viel Herz und Takt haben, sagte sie sich, dann braucht man nicht in Sorge zu sein um die Zukunft der Menschen.

Als er ihr den Plan entwickelte, die Geldspekulation in etwas größerem Maßstab zu wiederholen, falls es ohne Wagnis geschehen könne, stimmte sie ihm gläubig zu. Seine Geschicklichkeit täuschte sie vollkommen, und nicht eine Sekunde lang spürte sie die Fessel, mit der sie der Verlocker umschnürte. Es kam ihr nicht unmöglich vor, an der Hand dieses Hexenmeisters zum Wohlstand zu gelangen, und da doch alles für Virginia war, an der sie mit jeder Faser hing, die sie abgöttisch bewunderte und glücklich, sorglos, beneidet und umworben zu sehen wünschte, hätte sie Argwohn als töricht empfunden.

Nichtsdestoweniger wurden die angeblichen Börsengeschäfte vor Virginia vertuscht. Virginia sah nur, daß ziemlich viel Geld ins Haus kam und daß die Mutter, die ja von Erwin systematischen Unterricht darin erhielt, sich zu ungewöhnlichen Ausgaben sowohl für die Küche wie für die Bequemlichkeit leichten Sinns entschloß. Wohl atmete sie auf, als es nicht mehr notwendig war, mit jedem Kreuzer ins Gericht zu gehen und wieder und wieder mit der Mutter erwägen zu müssen, ob man sich trauen dürfe, dies oder jenes zu kaufen. Aber ihr Gemüt war ahnungsvoll, und wenn sie ihrer zögernden Beunruhigung Worte verlieh, um dem schwer durchschaubaren Wesen Klarheit abzuringen, konnte Frau Geßner äußerst ungehalten werden. „Du bist mißtrauisch von Natur aus," sagte sie dann erregt, „in dir sitzt das Mißtrauen wie ein böses Gift.

Andre würden jubeln, und du gehst herum, als ob man dir was gestohlen hätte. Endlich einmal ein Freund, ders ehrlich mit uns meint und der Bescheid weiß um die Brunnen, wo gar viele ihren Segen holen. Was gehts dich an? Dir kommts zugute, und du solltest auch ein bißchen dankbar sein können."

Virginia schwieg; sie schüttelte den Kopf in der langsamen und wehmütigen Art, die sie hatte, wenn ihr etwas nicht gefiel. Solche Worte hätten sie beschwichtigen können, hingegen bei den Liebkosungen und versprechenden Reden der Mutter wurde sie stets zweifelsüchtig. Die alte Ordnung war eben gebrochen, und die neue hatte etwas von schwülem Wind und Gewitternähe.

Inzwischen war es Frühjahr geworden, und wie nun die ersten lauen Tage kamen, ließ sich Virginia gern zu gemeinsamen Spaziergängen mit Marianne von Flügel bereit finden. Der lange Winter hatte sie heuer mehr als sonst bedrückt.

Marianne gab sich als Freundin der Natur und als Flüchtling aus der ungesunden Luft ihrer Welt. Mit vieler Kunst gab sie sich so, denn sie erwarb Virginias Zuneigung damit. Was Enttäuschungen und Haß in ihr an Frivolität gesammelt hatten, verbarg sie geschickt, aber da man sich seines Charakters doch nicht entledigen kann wie eines Kleides und da sie auch keineswegs gewillt war, eine Nonne vorzustellen, brach durch diese Verhaltenheit ein immer kühner werdendes Predigen von Lebensgenuß. Das war der Pakt mit allem Leid und Unbehagen: genießen, genießen, genießen. Nichts unter den Tisch fallen lassen, alles ins Körbchen stopfen, am Ende kommt der Tod, und ein zweites Leben gibt es nicht.

Virginia machte bei solchen Verkündigungen große Augen und wußte nicht, was sie sagen sollte. Genießen, was war damit viel bedeutet? Genoß sie denn nicht auch? Die Stunde, wenn sie gut, den Tag, wenn er schön war, das innere Glück und das äußere Gelingen? Mariannes Reden dünkten sie unbescheiden, und sie konnte sich nicht anders helfen als daß sie

durch eine lustige Bemerkung, was sie davon begriff und was sie ahnend abwehrte, ins Hausbackene herabzog. Das fand Marianne zum Küssen, wie sie sich ausdrückte, nahm sich aber doch ein wenig besser in acht.

Es dauerte nicht lange, so hörte Erwin von diesen Frühlingsgängen und wünschte teilzunehmen. Nun wurde es ein ander Ding; man flog im Automobil hinaus ins Land, ließ das Fahrzeug auf der Straße stehen und streifte im Wald, über Hügel und durch Täler. Erwin war unerschöpflich in guter Laune, in Scherz, in Aufmunterung, im Erzählen, in Erinnerungen, in Plänen und in Belehrung.

Als Vierter im Bund gesellte sich bisweilen Ulrich Zimmermann hinzu. Wenn er stumm und gedankenvoll kam, so taute er beim Lachen und Plaudern auf, und niemand bemerkte, was in ihm vorging. Er begegnete Virginia mit einer pagenhaften Ehrerbietung, und sooft eine Verwegenheit in Erwins unbesorgten Worten sie zum Erröten brachte, schwieg er fünf Minuten stille und stapfte mit hastigerem Schritt voraus.

An einem strahlenden Apriltag holten Erwin, Ulrich und Marianne kurz nach Tisch Virginia ab. Sie fuhren bis zum Stiftswald und wanderten zwischen Hameau und Rohrerhütte beim roten Kreuz unter Buchen und Fichten und den langnadeligen Föhren, die Lenau besungen hat. Virginia pflückte Veilchen und Leberblümchen im Vorübergehen, und Erwin erzählte von seinem Buch über das Leben der Ameisen, das demnächst erscheinen sollte. Die Vielseitigkeit seines Wissens und die Souveränität, mit der er es behandelte, erweckten in Ulrich Zimmermann zum erstenmal ein eifersüchtiges Staunen, aber seine etwas knifflichen und groben Fragen drückten mehr Argwohn als Unterordnung aus. „Wo nehmen Sie um Gottes willen bloß die Zeit zu all den Arbeiten und Studien her," rief er schließlich beunruhigt, „die ja gar nicht zu Ihrem Fach gehören! Sie, der Sie leben wie kaum einer und von dem

man nicht sagen könnte, wann er am Schreibtisch sitzt, falls man gefragt würde!"

„Fach! Ich habe kein Fach!" erwiderte Erwin abschätzig. „Mein Fach ist die Natur, die Menschheit, die Kunst, ist alles was mich will und alles was sich mir widersetzt. Für den, der zur Leistung entschlossen ist, hat ein Tag ungefähr sechzehn Stunden, mein lieber Ulrich. Ihr Dichter freilich, ihr rechnet schon das Träumen mit zur Leistung; ihr dürft es tun, wenn euch die Träume zur Wirklichkeit werden; meine Wirklichkeit darf mir nie zum Traum entschwinden, sonst bin ich verloren."

Marianne schaute messend zu dem mit stolzen Schritten Schreitenden hinüber und verfehlte nicht, Virginia durch einen Blick zu einem Zeichen des Beifalls aufzumuntern. Wie stumpfsinnig die Person ist, dachte sie, als Virginia davon keine Notiz nahm. Diese hatte Erwins Antwort nicht ganz begriffen; halb glaubte sie ihn demütig und halb anmaßend, trotz alledem, man mußte die Menschen und ihre Geschäfte so sehen, wie sie sich in seinem Geiste formten. Ulrich Zimmermann marschierte eine Weile unzufrieden für sich allein, bis ihn Virginia mit lächelnder Ermahnung aus seinem Brüten weckte. Er dankte ihr durch ein heißes Aufblitzen seiner Augen und sagte: „Heute müßte man Gedichte lesen."

„Oh, das wäre famos," erwiderte Virginia; „haben Sie denn welche mit? Lesen Sie doch."

„Ich wäre nicht abgeneigt," versetzte Ulrich Zimmermann gnädig.

Erwin, der Ohren hatte wie ein Indianer, hatte das Gespräch belauscht: „Nicht abgeneigt ist gut!" spottete er. „Das Attentat war doch schon beschlossen, als Sie Ihre Verse in die Tasche gesteckt haben, wie?"

Das ist grausam, dachte Virginia, als sie Ulrich erblassen sah, zu dessen Lastern Empfindlichkeit sonst nicht gehörte, nur heute, nur jetzt. Beinahe hätte sie ihn, wie einen Bruder, am Ohrläppchen gezupft, um ihn harmloser zu machen.

Aber während sie dann auf einer Lichtung rasteten, Marianne und Virginia gegenüber Erwin und Ulrich auf frischgefällten Stämmen saßen, jeder in seiner Stille webend, dem Flug der Schmetterlinge nachsinnend, den seidigen Glanz des Lichtes auf Moos und Laub betrachtend, unterbrach Erwin das Schweigen und glich die kleine Felonie von vorhin wieder aus, indem er Ulrich beim Wort nahm. Dieser holte ein paar beschriebene Blättchen aus der Brusttasche und las mit wenig geübter Stimme zaghaft vor. Nach einer Weile griff Erwin ungeduldig nach den Blättern. „Sie zerstören ja alles," sagte er; „die zarten Gebilde; schade drum. Geben Sie her."

Und nun las er selbst.

Ulrich horchte erstaunt; das klang ja wie Musik. Aber er konnte Erwin nicht danken, denn aus der versonnenen Miene, mit der Virginia diesen betrachtete, schloß er, daß sie ihn, den Dichter, völlig vergessen habe. Und das hatte er eigentlich nicht beabsichtigt.

Bei der Rückkehr gerieten sie im Wald an eine morastige Stelle; während Marianne den Rock bis zu den Knien hob und verwegen hindurchging, zog Virginia den Umweg am steilen Hang vor. Einige Dornen rissen ihr die Haut am Handgelenk blutig. Es war ein Bach in der Nähe; Erwin wusch die Wunde rein und verband sie mit seinem Taschentuch. Sie lachte über den doktormäßigen Ernst, mit dem er die unbedeutende Verletzung behandelte, auch Marianne ließ es an spitzem Spott, der allen beiden galt, nicht fehlen. Erwin hielt dabei noch immer Virginias Hand in der seinen und bastelte an dem weißen Tuch. Endlich entriß sie ihm die Hand und versteckte sie instinktiv in einer Kleidfalte. Ulrich stand an einen Baum gelehnt und schaute mit weiten Augen in den blauen Himmel.

„Seit meiner Kindheit ist es meine größte Angst, daß ich einmal in einem Sumpf versinken könnte," sagte Virginia, als sie sich wieder auf den Weg gemacht hatten, zur Entschuldigung

ihrer Zimperlichkeit. Sie erwartete, daß Erwin darüber lächeln würde, doch sie täuschte sich.

„Also auch Sie tragen heimliche Schatten herum," antwortete er mit verstehendem Blick. „Man ahnt gar nicht, wie solche Schreckbilder die ganze Lebensstimmung beeinflussen. Die dunklen Gewalten sind eben doch die mächtigsten."

„Ja, Virginia, ja!" bemerkte Marianne anscheinend fidel, „vor dem Sumpf müssen Sie sich hüten. Gerade wenn man zu weit hinausschaut, übersieht man den Schlammtümpel vor den Füßen."

„Keine Prophezeiungen, Marianne," sagte Erwin hart, „das Unken überläßt man den ... Unken."

Marianne schoß ihm einen bitterbösen Blick zu. Virginia fing ihn auf und erschrak vor dem Haß und der Wildheit dieses Blicks. „Ach so, weil Unken nicht fliegen können?" erwiderte Marianne düster. „Auch ich bin einst geflogen, aber man hat mir die Flügel abgeschnitten. Was hilfts; man liegt dann da und piepst vor sich hin, und das nennen die Leute unken."

Erwin zuckte die Achseln. Virginia war sonderbar bewegt und schob ihren Arm fast zärtlich in den Mariannes, sie, die selten ein werbendes Gefühl zu unmittelbarem Ausdruck brachte. Jedoch Marianne schüttelte brüsk den Kopf und schritt hastig voran. Bald ging sie an Erwins Seite; unterdrückten Tons und in raschen Sätzen sprachen sie miteinander und entfernten sich immer weiter von Ulrich und Virginia, die wortkarg und bedrückt den schmalen Pfad bis zur Landstraße verfolgten, wo das Automobil wartete.

Dort verabschiedete sich Ulrich Zimmermann unter dem Vorgeben, er wolle noch den Abend im Freien verbringen. Stumm saßen die drei während der Fahrt, die so schnell war, daß es Virginia schwindlig wurde. Die sanfte Frühlingsluft schien zum Sturm aufgeregt. Virginia hatte Erwin bisher noch nicht so schweigsam und kalt gesehen. Manchmal heftete er den Blick prüfend auf sie, und sie glaubte den Blick ertragen

zu müssen, damit er wieder versöhnt werde. Sie hatte von Minute zu Minute stärker das unerklärliche Gefühl, als wünsche er von ihr ein Wort zu hören, das die Verdunkelung seines Innern zerstreuen könne. Sie war dessen nicht fähig, und ihr war als zürne er ihr, als leide er darunter; kurzum, ein Wirrsal von Empfindungen der Abhängigkeit und der Schuld.

Als der Wagen in der Piaristengasse hielt, begleitete sie Erwin durch die Höfe bis zur weißen Wendeltreppe. In der Torbogendämmerung sagten sie sich kühl gute Nacht. Schon auf der Treppe, wandte sie sich noch einmal um und nahm mit Verdruß wahr, daß er ihr mit den Blicken folgte. Unwillkürlich zog sie den Fuß zurück, auf den sein Auge sich zu heften schien. Das matte Flurlampenlicht beleuchtete seine Züge, und sie sah, daß er lächelte, so bestrickend, heiter und kameradschaftlich, wie nur er zu lächeln vermochte.

Gott sei Dank, dachte Virginia, es ist alles wieder gut.

In der Nacht träumte sie, daß sie sich in einem Zimmer mit sechzehn Türen befinde. Sie war ohne Aufhören damit beschäftigt, die Türen zu schließen aus Furcht vor einem großen Hund. Aber jedes Mal, wenn sie eine Tür geschlossen hatte, stand der Hund, groß wie ein Kalb, vor einer andern, offenen. Er war nicht eben boshaft, doch war in seiner Ruhe etwas unbeschreiblich Quälendes, als wolle er sie erst vollkommen erschöpfen, bevor er sich auf sie stürzte.

Während des Waldspaziergangs war verabredet worden, daß Erwin am zweitnächsten Tag Marianne und Virginia den Wagen schicken und daß diese ihn dann abholen sollten. Als sie vor der Villa ankamen, begann es zu regnen. „Aus der Landpartie wird heute nichts," sagte Marianne. — „Es wird ja wieder aufhören zu regnen," meinte Virginia. — „Und wenn auch nicht," versetzte Marianne spöttisch, „haben Sie Angst, hier zu bleiben? Wir werden in diesem gemütlichen Gasthaus Tee trinken."

Virginia blickte Marianne forschend und bedächtig an. Sie machte plötzlich die Erfahrung, daß sich die kleinen Verkettungen der Geselligkeit oft unlöslicher erweisen als die großen Pflichten, weil die möglichen Widerstände zu viel Kraft kosten würden.

Erwin war im Frack. „Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „ich hatte leider vergessen, daß ich um sieben Uhr bei der Fürstin Liebenberg sein muß. Wenn Sie wünschen, überlasse ich Ihnen natürlich den Wagen, aber es wäre hübsch, wenn Sie mir ein bißchen Gesellschaft leisten würden."

Virginia war zu sehr Neuling, um bei dem gleichgültig ausgesprochenen Namen einer Fürstin eine respektvolle Miene zu unterdrücken.

„Es ist nach Ihnen telephoniert worden," wandte sich Erwin an Marianne, „Wichtel hat die Nummer aufgeschrieben, die Sie rufen sollen."

Marianne ging hinaus. Als sie zurückkam, bat sie Erwin hastig, er möge ihr für eine halbe Stunde das Auto geben, sie müsse zu einer dringenden Besprechung in die Stadt. Überrascht schaute Virginia empor. Ein unbestimmter Argwohn wallte in ihr auf.

„Bis ihr zum Tee geht, bin ich wieder da," fügte Marianne hinzu und verließ das Zimmer.

Erwin lachte. „Immer hat sie wichtige Geschäfte," sagte er.

Eine Weile herrschte Schweigen. Nicht etwa das Schweigen der Vertraulichkeit, sondern das Schweigen vor einem Kampf. Virginia spürte es, und ihr war nicht geheuer dabei. Erwin wanderte rauchend auf und ab. Der Regen prasselte an die Fenster. Im Kamin schnurrte der Wind.

Wie ahnungslos sie ist, sagte sich Erwin; und um wieviel leib- und seelenhafter sie erscheint, seit die andere fort ist; man sollte junge Mädchen nicht miteinander verkehren lassen, das Geschlecht hebt sich gegenseitig auf, ihr Magnetismus wird halbiert, indem sie sich unbewußt verbünden.

„Sie haben eine wunderbare Macht über die Menschen, Virginia," begann er endlich, und seine Stimme klang nicht metallisch wie sonst, sondern sordiniert. „Jedesmal wenn ich Sie sehe, erhebt sich ein Vorwurf in mir. Was hast du geleistet? frag ich mich. Es ist ein geheimnisvolles Bedürfnis, mich in irgendeiner Weise vor Ihnen zu rechtfertigen. Als die ersten Weltumsegler zu den wilden Völkern kamen, schickten diese, durch den bloßen Anblick der Fremden zur Ehrfurcht bezwungen, Abgesandte mit Gold und Edelsteinen und erklärten sich aus freien Stücken für tributpflichtig. Wenn Sie Ehrgeiz hätten, wie sie keinen haben, wüßt ich nicht, welche Grenze ich Ihrer Laufbahn ziehen sollte. Runzeln Sie nicht die Stirn, Virginia, das steht Ihnen schlecht, auch ist kein Anlaß dazu. Ich möchte Sie zu einem höheren Grad des Selbstbewußtseins erziehen. Der Makellose soll Muster sein. Warum zum Teufel machen Sie ein andächtiges Gesicht, wenn von einer Fürstin die Rede ist? Sie stehen über jeder Fürstin. Wären Sie meine Schwester, ich wollte eine deutlichere Sprache führen und Sie durch zwingendere Beweise überzeugen. Ich wollte denen ein Licht aufstecken, die sich für vollkommen halten und es nicht sind, die weder stehen, noch gehen, noch sitzen können und sich zu bewegen glauben, wenn sie zappeln. Ich für meine Person, ich habe ein Interesse daran, daß das Leben schöner wird auf dieser Welt, daß es einen Aufschwung gibt, einen Aufblick, ein hinreißendes Beispiel, ein Unbezweifelbares und Unbedingtes. Deshalb rede ich mit Ihnen darüber, aus keinem andern Grund. Wer als Fackel geboren ist, muß leuchten."

Virginia wechselte während seiner Rede beständig die Farbe, doch in so feinen Übergängen, daß es bisweilen kaum zu merken war. „Was wollen Sie von mir, Erwin?" rief sie mit gefalteten Händen. „Bitte, sprechen Sie doch nicht so, bitte!"

Der flehentliche und rührende Appell machte Erwin betroffen. Die Stimme, der Ausdruck, der Blick, die Gebärde des Mädchens, all das traf ihn unversehens und rüttelte an

ihm wie ein Zorn, wie ein Durst, wie ein Feind. Virginias Augen verfolgten ihn mit Besorgnis, während er ungeduldiger auf und ab schritt. Er fand es für angezeigt, den Ton brüderlichen Vertrauens anzuschlagen. „Als ich Ihnen damals meine geringen Schätze vorwies," sagte er einschmeichelnd, „hatte ich das Gefühl eines Vasallen, der seinem Lehnsherrn Verantwortung schuldig ist. Mir war als ob Ihr Blick auf all den Dingen nur zu ruhen brauchte, um sie in Besitz zu nehmen, oder als ob mein Besitztitel erst durch Sie anerkannt werden müßte."

Virginia lächelte verwundert, doch Erwin fuhr fort: „Weil wir eben von Schätzen sprechen, Virginia, von Gütern, die keinen Besitzer haben, obgleich sie einem gehören, muß ich Ihnen doch noch etwas zeigen."

Er eilte rasch ins Nebenzimmer und kam nach kurzer Weile mit einer mäßig großen Schachtel in der Hand zurück, aus welcher er eine herrliche Perlenkette hervorzog. „Wie gefällt Ihnen das?" fragte er mit einer Stimme wie einem Kind gegenüber.

Virginia nahm die Kette in die Hand. „Oh, wundervoll!" rief sie mit auflodernden Augen.

„Nicht wahr? Solchen Schmuck wünschen sich die Häßlichen, damit man ihre Häßlichkeit vergesse; und die Schönen, die erhalten königliche Würde dadurch."

Virginia ahnte kaum den hohen Wert des Juwels, aber wie ein Jagdhund rebellisch wird, wenn das Horn schallt und die Rosse schnuppern, so kann ein echtes Weib mit gesunden Sinnen unmöglich zurückhaltend bleiben oder sich unempfindlich stellen beim Anblick eines Halsbandes aus drei Schnüren erbsengroßer Perlen, enggereiht wie die Zähne im Mund eines Kindes, violett und rosig strahlend wie ein kleiner Regenbogen, durchsichtig fast wie Seifenblasen und warm anzufühlen wie blutgeäderte Haut. Edler Schmuck hat etwas Unleugbares wie die Elemente.

Von den erwarteten Merkmalen der Freude und Erregung nahm Erwin in aller Heimlichkeit Notiz. Da ihn Virginia, ohne zu bedenken, daß ihm die Antwort unter Umständen schwerfallen konnte, neugierig fragte, welcher Herkunft das Kollier sei und weshalb er es im Haus habe, erwiderte er, er habe die Kette einst, vor Jahr und Tag, für eine Frau gekauft, der er niemals nah gestanden und die er nur ganz aus der Ferne angebetet. „Ich hatte keine Hoffnung," sagte er gedankenverloren, „denn sie war die Tugend selbst und rein wie eine Vestalin. Sie hat die Perlen, von denen mir jede einzelne heilig war wie ein Blick aus ihren Augen, niemals an ihrem Hals getragen, und ich, ich habe mich begnügt, sie damit geschmückt zu träumen, ich habe sie im Traum damit verschönt. Sie war die einzige, die mich hätte verwandeln können, so wie große Liebe verwandelt, die große Leidenschaft, die keine Dämonen kennt, sondern nur Genien und die die Seele fromm macht und den Geist gelehrig; aber sie schwebte am Horizont meines Lebens vorüber wie ein fremder Stern, ein frühzeitiger Tod hat sie hinweggerafft, und mir ist als hätte sie mir die Perlen als Erbteil gelassen."

Virginia war ergriffen von dem Bekenntnis. Sie hatte Erwin nicht solcher Trauer, solcher Wärme, solcher Beständigkeit des Gefühls für fähig gehalten. Die intensive feuchte Bläue ihrer Augen, der milde und von jedem Argwohn gereinigte Blick verriet ihm, daß er ihr inneres Wesen anzurühren verstanden hatte. „Bis auf den heutigen Tag konnte ich mir nie vorstellen, daß dies Gehänge den Hals einer andern Frau schmücken könnte," fuhr er fort. „Aber wie eigentümlich die Phantasie doch spielt! Als Sie vorhin ins Zimmer traten, Virginia, schoß es mir mit der Sekunde, wo ich Sie sah, durch den Kopf: nur die und keine andere dürfte meine Perlen tragen. Ach tun Sie mir doch den Gefallen," bat er dringend und mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, als er wahrnahm, daß Virginia ängstlich die Brauen zusammenzog.

„Legen Sie die Kette um Ihren Hals! Nur zur Probe; nur damit ich es sehe!"

„Wirklich? Soll ich es wirklich?" flüsterte Virginia mit scheuem Lächeln. Sie wußte nicht, wie sie ihm sein Verlangen hätte abschlagen sollen, außerdem hatte sie selbst nicht wenig Lust zu wissen, wie es wäre, gleichsam nur naschend zu erfahren, wie es wäre, wenn man eine Perlenkette trug. Beinahe war sie Erwin dankbar, daß er ihr die Erfüllung dieser Begierde so leicht machte. Da sie ein halsfreies Kleid trug, waren keine Vorbereitungen nötig. Erwin trat hinter ihren Stuhl, um ihr beim Schließen der Kette behilflich zu sein.

Nichts wäre für einen Zuschauer verblüffender gewesen als der jähe Wechsel seiner Mienen in diesem Moment. Alles bog sich in den Zügen; die Stirnknochen schoben sich stärker über die Augen; die Nüstern wölbten sich auswärts; die Lippen kräuselten sich, die Finger krümmten sich, ehe sie zugriffen, und mit einem prüfenden, bohrenden, habsüchtigen und beutesicheren Blick, dem Blick eines Menschen, der gewohnt ist, zu greifen, zu nehmen, zu rauben und Wert und Scheinwert genau zu unterscheiden, starrte er auf ihren schimmernden Nacken herab, dessen weiße Glätte ihm etwas wie Furcht einflößte.

Sodann holte er einen silbergefaßten Handspiegel und ließ Virginia hineinschauen. Diese konnte ihre selige Befriedigung nicht bemeistern. Sie blickte in den Spiegel, als erkenne sie sich selbst nicht, und in ihren Augen war ein beredter Glanz. „Nein, so was," hauchte sie mit leisem Kopfschütteln, halb lachend, halb bedauernd.

„Wie gern möchte ich Ihnen die Kette schenken," sagte Erwin, indem er sich dicht vor ihr auf dem Stuhl niederließ; „wie glücklich würde ich sein, wenn Sie eine solche Gabe leicht und frei aufnehmen, ohne Ziererei und Künstelei empfangen wollten!"

Virginia wurde zuerst purpurrot und danach ganz blaß. Sie hob in einer energischen Art den Kopf. „Aber Erwin!“ rief sie erschrocken, „was fällt Ihnen denn ein? Ich glaube, Sie halten mich zum besten.“

Mit jener Raschheit, die ihn oft so rätselhaft erscheinen ließ, veränderte sich Erwins Wesen zum Feierlichen und Gehaltenen. „Es ist mein Ernst,“ sagte er; „es ist mein Wille. Es ist mein heftigster Wunsch. Für Sie allein sind diese Perlen auf die Schnur gereiht worden. Jene andere war die Berufene, Sie sind die Erwählte. An Ihrem Hals gleichen sie den gewachsenen Blüten am Zweig. Wozu sie aufbewahren, wenn man das lebloſe Kapital in lebendiges verwandeln kann? sehe ich Sie damit geziert, so genießen meine Augen die Zinsen. Könnten Sie doch ein Vorurteil verachten, das so albern und müßig ist, daß es mich ekelt, davon zu reden, Sie würden mich reicher machen als ich bin und sich selbst kostbarer und beschwingter.“

„Aber Erwin! Erwin!“ unterbrach ihn Virginia mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und legte im Eifer ihre beiden Hände sacht auf seinen Arm, eine Berührung, die ihm einen traumhaften Genuß verschaffte, „das ist ja Unsinn. Sie wissen genau so gut wie ich, daß ich das nicht annehmen könnte. Es gibt Gesetze, die für Sie vielleicht nicht gelten, die ich aber nicht übertreten darf, ohne ins Abenteuerliche zu geraten. Und Sie wissen das, Erwin, Sie wissen es, Sie wollen mich nur auf die Probe stellen. Mein Gott, wie käm ich auch dazu! Schnell, schnell, herunter mit dem Ding, Sie machen einem ja ganz heiß, räumen Sies weg, daß ichs nicht mehr sehe.“

Entzückend, dachte Erwin, entzückend, als er die stürmische, liebliche Beweglichkeit verfolgte, mit der sie das Kollier abnahm und ihm überreichte, wie wahr, wie einfach die Angst, wie ungeheuchelt das Begehren! „Ich werde an Manfred schreiben,“ versetzte er gelassen wie ein Notar, der einen Vertrag bespricht, „ich werde bei ihm in aller Form um die

Erlaubnis anſuchen, Ihnen das Halsband verehren zu dürfen... als ein Bundeszeichen von ihm zu mir, von mir zu Ihnen. Ich bin überzeugt, daß er die Sache ſo betrachten wird, wie ein Mann von ſeinem Charakter und ſeinen Anſchauungen ſie betrachten muß. Würden Sie ſich dann noch ſträuben?"

„Gewiß," antwortete Virginia mit feſtem Blick, „Manfred kann doch nicht Richter über uns beide ſein."

„Vortrefflich, ah, vortrefflich," rief Erwin beluſtigt, „jetzt ergreifen Sie ſchon die Flucht, und wie ſchlau noch dazu." Gar nicht ſchlau, dachte er triumphierend für ſich, ſie fängt ſich ja mit dieſem famoſen Wort: Richter über uns beide. „In wenigen Wochen können wir Manfreds Beſcheid haben," fuhr er fort, „und dann ſehe ich keinen Grund mehr für Sie, eigenſinnig zu ſein. Manfred kennt mich und weiß, daß er mich beleidigen würde durch jedes Wie und Warum oder Aber. Eines Tages werde ich ſeine Einwilligung haben, und ich werde vor Ihnen erſcheinen und die Kette um Ihren Hals hängen. Wenn Sie wollen, mit verbundenen Augen."

Da nun Virginia inne wurde, daß ein wahrhaftiger Ernſt hinter all dem ſteckte und nicht bloß ein verſucheriſches Spiel, entſchwand ihr ihre heitere Sicherheit. Sie ſchaute bang vor ſich hin, das Herz klopfte ihr, und ſie wußte nichts mehr zu ſagen.

„Freilich, es gibt keinen uneigennützigen Schenker, es gibt kein Geſchenk ohne Hoffnung auf Entgelt," fuhr Erwin mit einer Kühnheit fort, die er nur wagte, weil er es für gefahrloſer hielt, ſie auszuſprechen, als ſie der ſtillen Überlegung Virginias zu überlaſſen. „Lange genug waren Sie ſtreng und unzugänglich für mich, und alles, was ich verlange, iſt Ihre freundliche Geſinnung. Ich bilde mir natürlich nicht ein, die Geſinnung erkaufen zu können, das hieße niedrig von uns beiden denken. Kein Kauf ſoll es ſein, ein Opfer ſoll es ſein, eine Opfergabe, eine Entäußerung, das iſt es, das iſt das rechte Wort: eine Entäußerung."

„Eine Entäußerung?" wiederholte Virginia mechanisch und in beklommener Nachdenklichkeit.

Erwin nahm ihre Hand in die seine, und sie ließ es geschehen. „Schauen Sie mich einmal ganz offen und ohne zurückweichende Befangenheit an, Virginia," bat oder vielmehr befahl er.

Sie gehorchte. Sie lächelte. Es war etwas Seltsames um dieses zaudernde, fliehende, ungewisse und dennoch aufrichtige und gütige Lächeln.

„Können Sie Vertrauen zu mir haben?" fragte Erwin. „Ich will, daß Sie mir vertrauen. Auch Sie müssen sich entäußern. Sie müssen sich der uralten, sinnlich-übersinnlichen Feindseligkeit entäußern, die zwischen den Geschlechtern herrscht wie ein Grenzstreit. Es soll kein Grenzstreit sein zwischen uns, es soll Frieden sein, geschwisterlicher Frieden. Inmitten der Menschenwüstenei lebt sichs schön im Zelte des Vertrauens, Virginia."

Virginia schwieg. Sie erhob sich nach einer Weile und schüttelte ernst den Kopf. Es war ihr nicht unbefangen zumute. Erwins Worte sollten ja wohl unbefangen klingen, in einem höheren Sinn, aber ihr war nicht so zumute. Sie zog die Uhr aus dem Gürtel und sagte etwas bedrückt: „Marianne bleibt lang."

Erwin antwortete nicht. Virginia, immer noch erregt und verwirrt, trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Bitte, Erwin, lassen Sie uns nie mehr davon sprechen. Ich will ja gern Ihre Freundin sein, aber eben deshalb lassen Sie uns davon nicht mehr sprechen."

„Gut; wir werden nicht mehr davon ... sprechen," entgegnete er mit eigentümlicher Verhaltenheit, indem er das Haupt langsam senkte und ihre Hand langsam hob, um seine Lippen darauf zu drücken.

In diesem Augenblick trat Wichtel mit dem Samowar ein, und nach kurzer Weile kam auch Marianne. Sie blieb

ſchweigſam und rauchte eine große Anzahl ihrer winzigen Zigaretten. Ihre forſchenden Blicke wanderten von Erwin zu Virginia, von Virginia zu Erwin. Um ſechs Uhr brachen die jungen Damen auf.

Ein Abend in der Villa Sanſara

Virginia hatte die Gewohnheit, ſich nachts, wenn ſie aus dem Schlaf erwachte, ans Fenſter zu begeben und dort in einem Sinnen, das die Erlebniſſe des Tages ſpielend ſtreifte, ſo lange zu verweilen, bis ſie den Schlummer wieder nahen fühlte. Sie tat es auch in dieſer Nacht. Einen gelben Überhang um die Schultern, der vor der Bruſt geſchloſſen war, ſaß ſie in der Dunkelheit und ſchaute in den mondbeſchienenen Hof. Mit wunderlichem Gruſeln roch ſie die eigene Leibeswärme.

In ſolchen Stunden denkt man nicht; man läßt ſich hinziehen von Befürchtungen zu Erwartungen, geheimnisvoller Ehrgeiz treibt im Dämmer der Seele ſchillernde Blaſen. Virginia war faſt noch traumbefangen. Unter den Bildern, die ſie gegenwärtig hielt, war das ihrer eigenen Erſcheinung, wie ſie ſich im Spiegel geſehen hatte, mit der Perlenkette um den Hals, zugleich berückend und unheilvoll.

Ich hätte ablehnender ſein ſollen, dachte ſie erregt und ballte ſchnell die Fauſt; dann: es könnte mir gehören; dann wieder: wie hat er es wagen können?

Am andern Morgen ſchrieb ſie an Manfred. Sie bedurfte der Ausſprache, um Klarheit zu gewinnen, aber ſie konnte nicht ſchlüſſig werden, wie ſie die Geſchichte mit dem Halsband ſchildern ſollte. Scherzhaft? Daran hinderte ſie die Erinnerung an Erwins Dringlichkeit und Wärme. Gewichtig? Dann konnte Manfred glauben, ſie ſei wünſchevoll und unbeſcheiden.

Indem sie sich so mühte, die rechte Art zu finden, bezichtigte sie sich schon der Unehrlichkeit. Ihre Hand widerstrebte dem Wort, ihre Feder der Hand, Manfreds fernes Antlitz verbarg sich wie hinter Schleiern, und was sie schon niedergeschrieben hatte, glich einer Rede in die leere Luft.

Der Zufall fügte es, daß während dieses Zwiespaltes der Postbote einen Brief von Manfred brachte.

Der Brief kam von der Stadt Colombo auf Ceylon. Als er ihr schrieb, war Manfred schon über die wissenswerten Vorgänge daheim unterrichtet. Er hatte Kenntnis von dem Duell, er hatte Kenntnis davon, daß Erwin der beengten Wirtschaftslage des kleinen Geßnerschen Haushaltes durch einen entschlossenen Handstreich zu Hilfe gekommen war. Dies letztere hatte er von Erwin selbst erfahren, und der Ausdruck „entschlossener Handstreich" war Erwins eigener. Was Virginia darüber gemeldet, hätte Manfred keine Deutlichkeit geben können, in Erwins Erzählung war der Ton herzlicher Teilnahme mit jenem edlen Spott gemischt, der Anerkennung oder Dank weit zurückwies und einen ungewöhnlichen Eingriff als freie Laune betrachtet wissen wollte, unter Männern nicht der Rede wert. Es war dem Brief nicht zu entnehmen, wie Manfred darüber dachte; beruhigte ihn nicht das stolze Vertrauen zum Freund, so mußte die Kunde eines Zweikampfes unter Umständen, welche Virginia derart in Mitleidenschaft gezogen, eine Verfinsterung seines Herzens erregen. Aber dem war nicht so. Er schien sich zu sagen: meine Befürchtungen haben mir nicht umsonst schlimme Bilder vorgemalt, und ich habe einen Wächter bestellt, dessengleichen es nicht gibt. Wenn Manfred unruhig war, so war er es im Hinblick auf alle Fährnisse, die dem Auge des Wächters entgehen mochten, und er riet Virginia, er flehte sie an, in Erwin einen Bruder zu sehen, mehr als einen Bruder, einen, vor dem sie kein Geheimnis zu haben brauchte. Und das war viel gesagt.

Im übrigen war der Brief einfach gehalten. Es ſchien, als ob Manfred alle Gefühle gewaltſam unterdrückte, die eine heftige Bewegung in Virginia hervorrufen konnten, als wolle er den klaren Strom ihrer Neigung nicht durch das Widerſpiel der quälenden Sehnſucht trüben, die er, in ſo großer Ferne, ſicherlich über jedes Mittelbare hinaus hegte. Bis auf eine einzige Stelle war er ſachlich, faſt ein wenig pedantiſch in der Schilderung von Zuſtänden und Begebniſſen, faſt ein wenig zu ſpirituell in der Andeutung deſſen, was ihn beſchäftigte und wonach er ſtrebte. Die Einſamkeit war zu ſpüren, in der er ſich unter arbeitenden Gefährten befand. „Ich unterſuche Radiolarien, Salpen, Meduſen und Siphonophoren, lauter winzige Tierchen, die wir mit dem Schleppnetz aus dem Ozean fiſchen und von denen gewiſſe Arten nachts die Fläche des Meeres mit Feuer bedecken, ſo daß ich oft ſtundenlang ſchaue, Orion, Bär und ſüdliches Kreuz über mir am Sternenhimmel, und der dumpfe Wellenſchlag am Holz des Schiffes macht mich traurig, ich weiß nicht warum.

Ich habe hier im Bungalow eines vornehmen Engländers, an den ich Empfehlungen hatte, gaſtliche Aufnahme gefunden, da der ‚Phönix‘ im Hafen von Colombo drei Wochen lang verankert bleibt. Ich wandle im Paradies, zumindeſt im Paradies der Pflanzen. Alles gedeiht ins Rieſenhafte: die Arekapalme, die Kokospalme, die Piſange, Bambuſen und Benyanen, der Brotfruchtbaum, die Melone, die Pfeffererbſe. In reizenden Feſtons und Kränzen hängen Schmarotzerblüten von allen Äſten, und unten bilden die koloſſalen Blätter der Bananen, Caladien, Caſſaven, die Farne, Orchideen und Lianen ein undurchdringliches Gewirr. Schilfrohr, das bei uns drei Fuß hoch wächſt, ſtrebt dreißig Meter hoch empor; unſere kümmerliche Alpenroſe wird zum gigantiſchen Rhododendron mit mannsdickem Stamm, und Malven, Euphorbien, Lilien und Lantanen überwuchern den Boden ſo, daß das Reiche und Anmutige zum Unheimlichen wird. Ich glaube,

inmitten dieses Übermaßes werden auch meine Gedanken zum Übermaß getrieben. Ich darf nicht zweifeln: Zweifel wird schon Verzweiflung; Heimweh ist ein schreckliches Fieber, das mich toll macht, so daß ich die Zähne in die Faust beiße und mich am Strand hinwerfe, um das Gesicht ins Wasser zu tauchen. Aber dann kommt wieder der überirdisch feierliche Frieden eines Abends; die Frösche rufen mit Glockenstimmen aus den Dschungeln, Flederfüchse schwirren, und das Meer tönt, wie wenn ein ungeheures Seidenkleid über ungeheure Marmorplatten schleift. In dieser Stunde seh ich dich am deutlichsten, meine geliebte Virginia. Da glänzt dein Haar, ja, es glänzt wie der Strom der pelagischen Tiere, die zuweilen mitten im Ozean eine silberne Straße ziehn; da stehst du vor mir mit einem Lächeln voll unerwarteter Schelmerei, bist in mir, mein Atem, mein Gedanke, meine Welt. Und dann sag ich mir: ich bin deiner nicht würdig, meine Liebe ist zu klein, zu ängstlich und zu selbstsüchtig. Das Feuer verzehrt sich im Innern, anstatt nach außen zu strahlen, es blendet mich, anstatt mich stärker und tätiger zu machen. Ich vergleiche mich mit meinen Kameraden, die verständige und korrekte Menschen sind, nicht ehrgeizig aber fleißig, nicht glänzend aber tüchtig. Man kann mit ihnen sympathisieren, ohne lebhaft für sie zu fühlen. Indem ich mich von ihnen absondere, werde ich meiner Überheblichkeit verstimmend bewußt. Ich bin verwöhnt, es kann nicht lauter Erwin Reiners geben, ich habe meine Ansprüche überspannt, und das ist bedenklich. Doch ich kann nicht mit ihnen reden. Sie sind mir zu ernst oder zu kalt oder zu lustig oder zu simpel oder zu verzwickt. Ich sehe die Korallengärten im Meer und denke mir: armselig ist unser Treiben dagegen, denn das ist auch Fleiß, aber ein Fleiß, der Schönheit erzeugt, Schönheit für Jahrtausende. Und wir machen Bibliotheken. Speicher sind noch keine Mühlen, und Mühlen schaffen erst Brot, nicht Glück, nicht Schönheit. Darf ich dirs gestehen, Liebste? Es ist ein Aufruhr in mir, ich weiß

nicht wogegen, eine Flamme, eine neue Flamme, ich weiß noch nicht wofür. Ich habe meine Jugend kraftlos verträumt; ich will anders werden, ich muß umsatteln; Tüchtigkeit, ja danach verlangt mich, aber nicht nach jener Tüchtigkeit, die an den Vorteil gespannt ist wie ein Ochs an den Pflug; nicht an den Ochsen denk ich dabei und an den Pflug, sondern mehr an den Adler, an reine Luft und frischen Wind; und an dich, die mir Flügel gibt, Mut, Selbstvertrauen und den Willen zur Verantwortlichkeit. Wenn es einmal in meinem Leben eine innere Abkehr von Erwin geben wird, so wird sie in der Erkenntnis wurzeln, daß ich andre Wege gehen muß als er, den das Schicksal zu einem Einzelnen, ja zu einem Wunder vielleicht in seiner Art gemacht hat, und daß ich mich nicht werbend und nacheifernd an ihn verlieren darf."

Manche Stellen dieses Briefes ließen Virginia, bei aller Bereitschaft zum Mitempfinden, um den geliebten Mann bange werden. Die drangvolle Leidenschaftlichkeit im Geistigen quälte sie, denn sie hatte keine Formel dafür. Sie ahnte eine Verwandlung, aber sie konnte nicht Grund und Ziel ermessen. Nur was sie zärtlich ansprach, was in ihrem innigen Gefühl ein gegenwerbendes Echo weckte, das ergriff sie mit Freude und entzückte sich daran. Immer wieder nahm sie den Brief zur Hand, dessen Problematisches ihr viel zu schaffen machte, und sie wollte ganz verstehen, wovon Manfred so bewegt und durchströmt war, Dinge, die sie jenseits der Liebe geglaubt, die er aber so ausdrucksvoll damit verknüpfte, daß sie sich verpflichtet hielt, ihm beizustehen. Ein wenig von der holden Kinderzuversicht ging freilich auf solche Art verloren.

Während ihr Inneres so benommen war, geschah es, daß sie im Flügelschen Hause einen der Brüder Mariannes kennenlernte, eine Begegnung, die Marianne sehr unerwünscht war, denn sie sah die Folgen voraus, und Virginia, die die Widerwilligkeit, mit der ihre Freundin notgedrungen die Zeremonie

der Vorstellung übernahm, wohl vermerkte, fühlte sich durch das aufdringlich-selbstsichere Wesen des jungen Mannes aufs entschiedenste abgestoßen. Es war derselbe, der damals augenlos an ihr vorübergeeilt war, als sie Erwin in Gefahr gewähnt und im Flur draußen ihn durchs Telephon zu sprechen gewünscht hatte. Sie hatte nicht vergessen, daß ihr die verstörten Züge gleichwohl den Eindruck der Roheit und Verwilderung gemacht hatten.

In der Tat war Sixtus von Flügel ein recht übler Typus der damaligen jungen Lebewelt; ein Spieler im allerschlimmsten Sinn, ein elegantes und tückisches Raubtier, einer von jenen Eingefleischten der großen Metropolen, denen es schwindlig wird, wenn sie keine fünfstöckigen Häuser mehr um sich sehen, und deren Beruf es ist, keinen Beruf zu haben. Er war ein Meister der Mode, und ihn beobachten, hieß die Mode selber, das wetterwendische, lemurische Ding, ihren prahlenden Cancan aufführen sehen.

Er wollte Virginia nach Hause begleiten. Sie lehnte ab, doch ließ er sich dies nicht anfechten. Marianne suchte ihn zurückzuhalten, es fruchtete nichts. Virginias edle Unnahbarkeit hinderte ihn nicht, zudringlich zu sein. Unter der Hülle einer geschäftsmäßigen Galanterie sah er in einer Frau ungefähr dasselbe, was ein Taschendieb in fremden Börsen sieht: etwas zum Einstecken und Mitnehmen. Taschendiebe sind die Kleinkrämer des Verbrechens, und diese „Herzensräuber" vom Schlage Sixtus von Flügels betreiben ihr Handwerk zu wahllos und werden zu leicht durchschaut. Sie sind ganz einfach nur da, um durchschaut zu werden, aber das wissen sie nicht, und in ihrer Unwissenheit sind sie hartnäckig wie die Hornissen.

Virginia war froh, als sie sich seiner entledigt hatte und daheim war, aber wie groß war ihr Mißbehagen, als sie, gegen Abend aus dem Hause tretend, ihn auf sich zukommen sah! Sie erwiderte kalt seinen Gruß und wollte vorbeigehen, er

verstellte ihr den Weg. Es war nicht eben gemütlich, sie anzuschauen, wenn ihr Auge stolz verachtend glänzte, aber daraus machte sich der junge Herr nicht das mindeste, denn er war von seiner Unwiderstehlichkeit durchdrungen. Sie gab ihm zu verstehen, daß ihr seine Gesellschaft unerwünscht sei; umsonst; sie antwortete nicht auf seine Fragen, doch ihn störte das nicht, er hielt Schritt mit ihr, er redete auf sie ein, er war vertraulich, verbissen, sarkastisch und voll niederträchtiger Anspielungen. Virginia verstummte ganz. Zorn und Ekel ergriffen sie. Sie flüchtete in einen Laden, er wartete draußen mit frecher Geduld. Wie gehetzt kam sie nach Haus, immer an seiner Seite. Sie schrieb ein paar Zeilen an Marianne. Ohne Erfolg. Am andern Morgen stand er wieder vorm Tor, als ob er dort genächtigt hätte. Sie sagte ihm gerade heraus, er möge sie ungeschoren lassen, er zuckte die Achseln und lachte. Ihr Widerstand erboste ihn. Er schien einen Spion zu besolden, denn zu welcher Zeit immer sie das Haus verließ, dauerte es nicht lange, und er war hinter ihr, dann neben ihr. Seine klebrige, giftige Zudringlichkeit hatte etwas Gespensterhaftes. Er schmähte und schmeichelte in einem Atem, er war beleidigend, dumm und glatt. Einmal am Abend folgte er ihr über die Treppe hinauf und machte sich lustig über ihre Entrüstung.

Sie war gewohnt, in Reinlichkeit zu leben; der ständigen Besudelung war ihr Gleichmut nicht gewachsen. Das häßliche Erlebnis erfüllte sie mit Abscheu, mit leidvollem Erstaunen und endlich mit Gewissensunruhe. Etwas von dem kühnen Trotz wich aus ihren Zügen, und sie hegte Scheu, mit andern Menschen zu sprechen. Marianne ließ nichts von sich hören, sie aufzusuchen konnte sich Virginia nicht entschließen, weil sie nicht in das Haus des Unholds gehen wollte. Sie überwand sich und teilte sich der Mutter mit, der ihr verändertes Wesen schon aufgefallen war, die sich aber niemals einfallen ließ, Virginia auszukundschaften. Sie war nicht neugierig, und

diese Abwesenheit eines weiblichen Gebrechens trug manches zu dem Eindruck von Vornehmheit bei, den sie machte.

„Da gibts nur eines," erklärte Frau Geßner, „du mußt dich an Erwin wenden."

Virginia erschrak bei dem bloßen Gedanken. Sie hatte genug von jener Duellgeschichte, über die das Gerede noch immer nicht verstummt war. Sie wies den Vorschlag ab. „Du sonderbares Kind," meinte Frau Geßner, „den Menschen wirst du noch oft brauchen, öfter als du denkst." Ein Ausspruch, der nicht danach angetan war, Virginia unbesorgter zu stimmen. „Er hat dich schon lange nicht besucht," sagte sie zur Mutter.

„Nein. Er macht sich jetzt selten."

„Findest du, daß er sich selten macht?" versetzte Virginia nachdenklich. „Übrigens ist er nicht in Wien. Er ist beim Grafen Hennsdorf in Böhmen zur Jagd geladen."

Immerhin, etwas mußte geschehen. Es fügte sich, daß sie im Wandelgang der Akademie Ulrich Zimmermann traf, der mit einem bekannten Maler im Gespräch auf und ab ging. Er war beglückt, Virginia zu sehen, diese fand die Gelegenheit günstig, und unter dem Druck der Umstände vertraute sie sich ihm an. Er war außer sich. Seine temperamentvolle Empörung gab Virginia Anlaß zu neuen Befürchtungen. „Was wollen Sie tun?" fragte sie. „Lassen Sie mich nur machen," antwortete er feurig, „ich werde Sie von diesem Desperado befreien."

Und was machte der unglückselige Dichter? Er fuhr zu Erwin hinaus, der am selben Tag zurückgekehrt war, erzählte ihm die Schmach, die Virginia erlitt, fragte, was dagegen zu unternehmen sei, und erbot sich, Sixtus von Flügel zu fordern. Erwin erblaßte bei der Mitteilung. „Sie sind ein Narr," sagte er zu Ulrich Zimmermann, „ich werde den jungen Mann ein bißchen einschüchtern, verlassen Sie sich darauf. Heut über drei Tage befindet sich Herr von Flügel nicht mehr in Wien."

Ulrich Zimmermann staunte.

Die Sache war die, daß Sixtus von Flügel bei Erwin nicht nur tief verschuldet war, sondern daß er auch vor einiger Zeit auf den Namen des Freundes seiner Schwester eine bedeutende Fälschung begangen hatte. Somit war Erwin gegen ihn im Besitz einer stärkeren Waffe als es Degen und Pistole sind. Am gleichen Mittag zwischen zwölf und ein Uhr fand sich Erwin im Flügelschen Hause ein. Marianne hatte ihn erwartet, Sixtus war wie vor Gericht bestellt worden. Die Unterredung dauerte nicht lange. Erwin war unerregt und stellte mit eisiger Ruhe seine Bedingungen, deren Nichterfüllung Skandal und Schande hervorrufen würde. Sixtus mußte sich entschließen, einen demütigen Abbittebrief, den ihm Erwin in die Feder diktierte, an Virginia zu richten; ferner mußte er einen Schein unterschreiben, worin er das ehrenwörtliche Versprechen gab, für die Dauer eines Jahres nach Paris oder London zu gehen, gleichviel wohin, jedenfalls aber Wien zu meiden. Dagegen verpflichtete sich Erwin, seine dringlichsten Schulden zu zahlen und ihm überdies eine mäßige Summe für seinen Unterhalt während der nächsten Monate auszusetzen.

Wut und Erniedrigung verwandelten den jungen Mann in ein Steinbild. Wäre nicht Marianne gewesen, die etwas wie eine seelische Gewalt über ihn ausübte, er hätte in der Raserei, die ihn durchtobte, Unheil angerichtet. So fügte er sich knirschend.

Von dieser Stunde an trug Marianne gegen Virginia unauslöschlichen Haß, jedoch schien es ihr noch nicht an der Zeit, ihr Gefühl zu offenbaren. Sie verschloß es in ihrem Busen, um es reifen zu lassen. Der Haß hat seine Sehnsucht wie die Liebe. Als es Abend wurde, begab sie sich in Virginias Wohnung. Virginia hatte schon den Entschuldigungsbrief erhalten und war verwundert über die zauberhafte Schnelligkeit, mit der Ulrich Zimmermann sein Gelöbnis erfüllt hatte.

„Ach, Virginia," sagte Marianne mit sanftem Vorwurf, „hätten Sie doch noch ein wenig Geduld gehabt, ich hätte alles in Ordnung gebracht. Mein Bruder ist ein unleidlicher Wildfang, aber im Grunde seines Herzens ist er ein Kind. Nun haben Sie Erwin auf ihn gehetzt, von dem er in Geldabhängigkeit ist, und wer weiß, was daraus entstehen kann. Das war nicht freundschaftlich gehandelt."

Virginia war sprachlos. „Ich hätte Erwin auf ihn gehetzt?" flüsterte sie endlich.

„Ja natürlich; woher hätt es denn Erwin wissen können?"

„Sie dürfen mir glauben, Marianne, daß das ohne meinen Willen geschehen ist," versicherte Virginia hastig. Gerade Erwins Dazwischentreten habe sie vermeiden wollen und sich deswegen an Ulrich Zimmermann gewendet.

„Das ist gerade so, wie wenn Sie sich an Erwins Rockschoß gehängt hätten," antwortete Marianne trocken. „Man sollte wirklich denken, daß Sixtus ein Menschenfresser ist," fügte sie ärgerlich hinzu, lenkte jedoch rasch ein, als sie wahrnahm, daß Virginias Blick befremdet und funkelnd auf ihr ruhte. „Sie haben ja recht," sagte sie, „und mein Bruder sieht es ein. Er ist in Sie verliebt, und um der Geschichte ein Ende zu machen, reist er morgen für ein Jahr ins Ausland. Sie können also wieder in Frieden Ihre Straße ziehen, der Wegelagerer ist nicht mehr zu fürchten. Dummer Teufel, der er ist, hat keine Kunst und keine Feinheit." Nach diesem kleinen Nadelstich, der aber sein Ziel verfehlte, zog sie ihr Döschen heraus und fing an zu rauchen.

Virginia trug Ulrich Zimmermann einen um so tieferen Unwillen nach, als sie sich durch diesen Verlauf in eine immer unzerreißbarere Verbindlichkeit gegen Erwin getrieben sah. Ihr war als regiere ein herrischer Arm über ihrem Leben, behüte sie, das wohl, heische aber auch Gehorsam und Dank dafür. Sie zollte ihm Dank; dankbar zu sein lag im Kern ihres Wesens, doch die Umstände waren heikel und erzeugten Fesseln,

von denen sie sich unfroh gehemmt fühlte. Dazu kam die Unsicherheit, wie er all dies aufgenommen: ob er es nicht im stillen tadelte und unehrlich fand, daß sie sich an einen Dritten gewandt, da er doch der Meinung sein mußte, der Umweg sei nur eine Verlegenheit und Feigheit gewesen.

An einem der nächsten Vormittage ging sie über den Graben, und schon von weitem erblickte sie Erwin in einer Gesellschaft von zwei Herren und zwei Damen, höchst eleganten Leuten. Alle fünf Personen waren in einem heiter belebten Gespräch, und als Erwin Virginia erblickte und näher kommen sah, flammten seine Augen eine Sekunde lang auf, und er entschloß sich zu einer ebenso verwegenen wie raffinierten Komödie. Er redete nämlich mit den beiden Damen weiter, die, überrascht von Virginias Erscheinung, sie mit schiefen Blicken verfolgten, Blicken, die für Männer peinlich und unergründlich und eine Mischung von Feindseligkeit, Wohlwollen, Neugier und Verrat sind. Er redete ruhig weiter, während er seine Blicke an Virginias Augen vorbei auf ihre Wange heftete und sie vorübergehen ließ, ohne sie zu grüßen.

Virginia hatte sich schon zum Gruß bereitet; sie hatte schon die Lippen zu freundlichem Lächeln gehoben, und als das Unerwartete eingetreten war, wußte sie nicht, wie ihr geschah, sie glaubte in die Erde versinken zu müssen. Am liebsten hätte sie sich gegen die Mauer eines Hauses gelehnt, denn Schwäche überfiel sie, und sie dachte im Verfluß weniger Sekunden an viele Dinge wie einer, der in einen Abgrund stürzt. Mit Mühe schleppte sie sich zu einem Einspänner, fuhr nach Hause, und dort wurde ihr so übel, daß sie sich aufs Sofa legte.

Erwin hatte in der letzten Zeit Virginias Nähe nicht ohne Plan gemieden. Da es zu seinen mystischen Überzeugungen gehörte, daß nicht nur der Wille zum Ziel führt, sondern daß auch das Ziel den Willen bindet und an sich reißt, wähnte er

der handelnden Anteilnahme entraten zu können, wenn die Erzeugung und Entladung großer Spannungen gültigen Ersatz für die kleinen und alltäglichen Fortschritte boten. Er arbeitete, hörte Kollegien, hielt selbst Vorträge in der Aula, zu denen sich ein erlesenes Publikum drängte, er ritt, focht, spielte Tennis und Fußball, ging ins Theater, in Gesellschaft, pflegte seine zahllosen Beziehungen mit Umsicht und Kaltblütigkeit, aber in dieser wechselreichen Bewegung blieb Virginia der Augenpunkt wie ein ferner Leuchtturm für ein nachtfahrendes Fischerboot.

Um diese Zeit war es auch, daß das Verhältnis mit Helene Zurmühlen seine Reife erlangte und einen Charakter annahm, der das Schicksal der jungen Frau besiegelte.

Helene Zurmühlen stammte aus einem guten Haus; die Kynasts waren eine alte, hochangesehene Patrizierfamilie. Helene hatte mit achtzehn Jahren geheiratet. Frühreif, hatte sie den Zwang der Jungmädchenschaft als drückend empfunden. Robert Zurmühlen, den sie in sich verliebt zu machen gewußt, behandelte sie auch in der Ehe wie ein höheres Wesen. Das Talent, das ihm zum Kaufmann großen Stils fehlte, ersetzte er durch den zähen Fleiß eines Mannes, der jeden Daseinsgenuß zu opfern vermag, um reich zu werden. Helene sehnte sich nach Reichtum. Sie hatte ein Kind von fünf Jahren. Sie schien glücklich zu sein. Sie achtete ihren Mann, sie schien ihn zu lieben. Er stand unter ihrer Botmäßigkeit; sie suchte ihn zur Eleganz, zu einem weltmännischen Gehaben zu erziehen und wollte ihm Geschmack an moderner Literatur beibringen. Doch er war kleinlich, in Gelddingen krämerhaft, das verdroß sie, und sie kämpfte vergebens gegen diesen Fehler. Er hatte zahlreiche Verwandte in der Stadt, und Helene sah sich gezwungen, einen großen Teil ihrer Zeit diesen fremden und gleichgültigen Menschen zu widmen. Sie schien bescheiden, aber entsagungsvoll; sie war aufregungsbedürftig und stellte sich blasiert, war lecker, naschhaft, ja ausgehungert und

stellte sich übersättigt, war menschensüchtig und stellte sich weltmüde. Keineswegs nur aus Lust an der Gebärde; der Zwiespalt lag wie eine angeborene Krankheit in ihrer Natur.

Einige Seelenforscher versichern, daß die in der bürgerlichen Welt zutage tretenden Leidenschaften vornehmlich von Freiwilligkeit regiert werden, was ungefähr dasselbe heißen will, wie wenn man eine Feuersbrunst auf Brandstiftung zurückführt. Vom ersten Augenblick an, wo sie Erwin Reiner durch Vermittlung ihres Bruders kennenlernte, war es für Helene ausgemacht, daß sie diesen Mann gewinnen müsse. Er zeigte sich ihr als der wahrgewordene unter den kühnsten ihrer Träume. Sie fühlte ihre vollkommene Wehrlosigkeit gegen ihn. Sie war geblendet und erlag der Energie seiner Persönlichkeit mit einer fatalistischen Ruhe. Es war noch nicht gewiß, ob er sie vom Boden aufheben würde, aber sie kniete schon, erschöpft vom Horchen, vom Zuschauen, vom Warten, angewidert von Familienabenden, gelangweilt von Pflichten und Rücksichten, sie, die stets von Pflichten und Rücksichten sprach und einem Schutzengel der Tugend glich. Was setzest du aufs Spiel? fragte Erwin, der die Eroberung zu leicht fand. Mich! antwortete Helene. Dieses Temperament des Vornichtszurückschreckens hatte immerhin den Kitzel der Neuheit. Erwin bedurfte keiner Worte, keiner Künste, keiner Beteuerung, keiner Narkose; hier hatte eine Macht, die er kennen mußte, da er einer ihrer Emissäre und Agenten war, so umfassend vorgearbeitet, daß ihm eigentlich nichts mehr zu tun übrig blieb.

Aber die Frau gefiel ihm. Sie war zierlich, außerordentlich zierlich. Sie gefiel ihm wie ihm eine kostbare Vase gefallen hätte. Er verglich sie mit einem Nokturno von Chopin, stimmungsvoll vorgetragen. Sie hatte Poesie, sie hatte Witz und Schliff. Es beschäftigte ihn angenehm, das lüsterne Herzchen mit Leckerbissen aus seiner sublimen Küche zu füttern. Er übte sich an ihr; er konnte nachlässig sein und befeuert sein,

er konnte schwermütig sein und rebellisch sein, er konnte lächeln wie ein Faun oder wie Apoll, für Helene verlor er nie von seinem Wert; sie bewunderte ihn und alles an ihm.

Wie verführt man ein junges Mädchen? fragte sich Erwin; indem man sich zu ihrem Ideal macht. Nichts ist leichter und einfacher. Wie verführt man eine Braut? Indem man ihre Ideale revolutioniert. Das ist schwer und mühevoll. Bei einer verheirateten Frau hat man jedoch nur nötig, gegen den Gatten kehrtzumachen, indem man die Versprechungen erfüllt, die er nicht eingelöst hat. Die Größe in Erwins Lebensführung, die Freiheit seines Geistes, die Tiefe seiner Ansichten war es wohl zunächst, was Helene bezauberte; aber wodurch sie sich ihm bis zur Selbstvergessenheit unterworfen fühlte, das war seine Zärtlichkeit. Er verwöhnte sie durch Zärtlichkeit, er verwandelte sie in eine Sklavin durch Zärtlichkeit, er wußte sie aufzuschüren, freudig, glühend, ja bacchantisch zu stimmen durch Zärtlichkeit. Sie hatte nie dergleichen für möglich gehalten, schon sein Wort verwandelte sie; alles Kleinmütige und Hausbackene verschwand, und die Beunruhigungen des Gewissens erschienen ihr in seiner Nähe, durch die Kraft seiner Zärtlichkeit, so banal wie das Lampenfieber. Sie war nicht mehr die anständig gewesene Frau, die Ehebruch beging und mit Pein und Schauder die gewundenen Pfade der Heimlichkeit schritt; sie war in seinen Armen über solch niedriges Los hinausgerückt, und solange seine Arme sie hielten, konnte sie nicht fallen. Mit erstaunlicher Sicherheit hatte Erwin erkannt, daß er dieses im Kern erschlaffte Geschöpf durch sinnliche Entflammungen nur noch verderblicher erschlaffen würde; demgemäß war seine Zärtlichkeit so vielfältig, so besonders, so fremd, so geistig, so behutsam, so tiefgründig, daß es oft den Anschein hatte, als wolle er eine neue Art von Liebesgefühl und Verlockung erzeugen, und die Wirkung, die er ausübte, half ihm hinweg über die Ärmlichkeit und Flüchtigkeit der Beziehung zu einer Frau, die leer war, nachdem

sie sich geschenkt hatte. Ja, er probierte, er erfand, er forschte nach dem unwiderstehlichen Mittel, dem Rezept der Rezepte; es war für ihn gleichsam ein Versuch am Gipsmodell vor der Arbeit gegenüber der lebenden Figur.

Vielleicht, da er nun so im tiefen Spiele war, sollte es eine Fortsetzung des Spieles sein, was ihn bewogen hatte, Virginia vorübergehen zu lassen, ohne sie zu grüßen. Planlos geschah es nicht. Er zerbrach für eine Stunde die Kette, die er dann um so fester schmieden konnte.

Genau eine Stunde später war er in Virginias Wohnung.

„Sagen Sie mir um Gotteswillen, bin ich Ihnen nicht vorhin in der Stadt begegnet?" fing er an. „Es ist mir wie ein Traum."

Virginia war noch immer verstört, aber sie atmete auf. „Was war denn das?" flüsterte sie mit nicht verhehltem Unwillen.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung," sagte Erwin; „es war eine Halluzination, oder vielmehr die sonderbarste Umkehr von Halluzination. Sie sind zu jeder Zeit in meiner Vorstellung so gegenwärtig, daß es mir wie einem Kinde ergangen ist, wenn es sich tagelang auf die Mutter gefreut hat und, wenn die Mutter wirklich ins Zimmer tritt, sich benimmt, als wäre sie gar nicht fortgewesen. Etwas Ähnliches ist mir nie passiert. Verzeihen Sie mir."

Er schien es sehr ernst zu nehmen, das versöhnte Virginia, sie mußte sogar lachen. Im Grunde war sie froh, an den häßlichen Zwischenfall nicht mehr denken zu müssen. „Ich habe noch eine Bitte," begann Erwin wieder, „ich gebe Ende nächster Woche meinen Freunden und vielen andern Leuten, denen ich gesellschaftlich verpflichtet bin, einen Abend, eine Art von Fest, wenn Sie wollen. Frau von Resowsky wird die Liebenswürdigkeit haben, die Honneurs zu machen. Darf ich Sie und Ihre Mutter dazu einladen?"

„Die Mutter geht nicht in Gesellschaft," erwiderte Virginia rasch und im Gefühl, daß die Anwesenheit der Mutter gar nicht

gewünscht werde, „davor hat sie Angst wie vor einem Eisenbahnunglück."

„Das wird mich aber hoffentlich nicht Ihrer Gegenwart berauben," versetzte Erwin förmlich. „Wenn ja, so würde ich allen Leuten noch in letzter Stunde absagen," fügte er hinzu, als er eine Bedenklichkeit bei Virginia bemerkte. „Ich habe Sie mir versprochen; es ist mir wichtig, daß Sie da sind, und Sie werden da sein."

Oho, dachte Virginia erstaunt, so spricht man mit mir? Sie versuchte zu lächeln, konnte aber Erwins Blick nicht ertragen. Es kam plötzlich etwas Schweres, schwer zu Tragendes über sie, und sie wußte nicht, woher es kam.

„Ihre Weigerung würde Unglück für mein Haus bedeuten," fuhr Erwin hartnäckig fort.

„Sind Sie denn abergläubisch?"

„Ich bin abergläubisch wie alle, die nichts als sich selber haben, um daran zu glauben. Geben Sie mir Ihr Jawort und Ihre Hand."

Virginia gab ihr Jawort, aber nicht ihre Hand. In der Küche draußen ließ Frau Geßner die Wasserleitung plätschern. Virginia trat langsam zum Fenster. Erwins Nüstern flogen, als er ihren edelschleichenden Gang bis in die Einzelheiten des Rockfaltenwurfs verfolgte. Mein, mein, mein, mein, jubelte es in ihm.

Ihre offensichtliche Verstimmung tat ihm wundersam wohl, wie ein Nachthauch, wenn man aus erhitzten Zimmern tritt. Es war etwas so Pflanzenhaftes an ihrem plötzlichen Traurigsein, etwas, das gleichsam mit dem Mond zusammenhing und an den Fall von Sternen erinnerte. Dies liebte er in den Frauen, dies Wurzeln in dunkler Erde und Auftasten zu den Sphären.

Es konnte ihm in der Folge nicht entgehen, daß sie scheuer geworden war, seit er sie vor den Nachstellungen des jungen Flügel gerettet. Ulrich Zimmermann hatte ihm da einen

vortrefflichen Dienſt erwieſen. Doch Ulrich ſelbſt war untröſtlich, denn er war von Marianne belehrt worden, wie ſehr Virginia gegen ihn erzürnt ſei. Der Anlaß wurde ihm nicht klar, er dachte entſchloſſen gehandelt zu haben, und als er eines Nachmittags zu Erwin kam und ihm dieſer ſagte, Virginia rechne ihm ſein Benehmen als Feigheit, ja faſt als Verrat an, war er wie aus den Wolken gefallen. Und plötzlich begriff er. Er ſprang von ſeinem Stuhl und wollte fortſtürzen. „Wohin?“ rief Erwin ſtreng. — „Zu ihr.“ — „Das laſſen Sie nur hübſch bleiben,“ ſagte Erwin ſtirnrunzelnd. „Eine Dummheit erklären wollen, heißt ſie verdoppeln. Sie ſind mir ein wenig Haltung ſchuldig, lieber Freund. Am Samstag treffen Sie Virginia hier. Bei der Gelegenheit können Sie ihr ſagen, daß ich mit Sixtus Flügel eine alte Rechnung ausgeglichen und zu meinen Gunſten bilanziert habe. Ich ſelbſt habe mit ihr noch nicht über die Geſchichte geſprochen, und ich wäre froh, wenn ſie ſich mir gegenüber frei fühlte. Das kann ſie, wenn ſie erfährt, daß ich dabei meinen Nutzen gehabt habe.“

„Dieſe Politik iſt mir zu gewunden,“ antwortete Ulrich Zimmermann mürriſch, aber er fügte ſich, weil er mußte. Er war gekommen, weil er Geld brauchte. Stumm ſaß er hinter Erwins Seſſel, der an ſeinem Schreibtiſch arbeitete. Es vergingen anderthalb Stunden, deren Schweigen nur von den wiederkehrenden Glockentrillern der koſtbaren Spieluhr auf dem Kamin unterbrochen wurde. Endlich ſtand Erwin hochatmend auf. „Wieviel wollen Sie?“ wandte er ſich freundlich an Ulrich Zimmermann, deſſen Anweſenheit er vergeſſen zu haben ſchien.

Ulrich errötete. „Riecht man denn das, wenn einer Geld braucht?“ fragte er mit wehmütigem Humor. „Ach, könnten Sie ahnen, was es heißt, um Geld zu bitten!“ fuhr er ungeſtüm fort. „Den Mörder bittet man um das Leben, und man fühlt ſich nicht gedemütigt, aber vom Reichen, und iſt er ein

Freund, Geld fordern, heißt sich grenzenlos erniedrigen. Und das Furchtbarste: stets genießt der Gebende, was der Empfangende so schwer verwindet."

„Der gibt schlecht, der nicht dankt, wenn er gibt," stimmte Erwin bei, den die Großherzigkeit und Beschwingtheit in Ulrichs Worten sympathisch berührte.

Als Ulrich Zimmermann die Villa verlassen hatte, blieb er auf der Straße stehen und schaute nachdenklich zurück. Sein Blick fiel auf das Giebeldreieck, auf welchem in den Stein gemeißelt das Wort „Sansara" zu lesen war. Das war der Name von Erwins Haus.

„Sansara," murmelte Ulrich, seinen Weg fortsetzend, „Sansara!" Das hat Pathos, grübelte er, das hat Hintergrund. Plakatierte Metaphysik. Der Übermut des Besitzes erweist der Religion der Armut seine Ehrfurcht. Die asiatische Firmentafel, gerade gut genug über der Zwingburg europäischer Geistigkeit. Der Bürgeraristokrat macht einen platonischen Purzelbaum zum Nabel des Buddha und verewigt sein Kunststück durch eine steinerne Fanfare.

Aber sollte darin nicht auch etwas Ergreifendes liegen? fragte sich der junge Dichter; der aufgestachelte Widerpart des Gottlosen gegen den Despotismus einer unbeseelten Ordnung? Flucht vor der dutzendmäßig beschnittenen Gemeinheit aller übrigen Geschicke? Tröstlich vermessenes Aug- in-Auge-stehen gegen eine Gewalt, die man am Ende doch selber aufgerichtet hat, um nicht in den luftleeren Raum zu stürzen? Ich könnte meinem Buch den Titel geben: Mirowitsch oder die wesenlose Opposition.

Virginia war um halb acht Uhr fix und fertig. Sie trug ein Kleid aus veilchenblauem Battistlinon, verziert mit irischen Spitzen. Der Brustausschnitt war bescheiden. Das Haar war zu einem griechischen Knoten geknüpft. „Nein, das ist zu

ſchön, zu ſchön," rief Frau Geßner immer wieder und ſtreichelte das Kleid mit zagen Fingern.

Virginia wünſchte, daß Manfred ſie ſehen könnte; doch ſtünd ich hier, fuhr es ihr durch den Sinn, ſtünd ich ſo hier, wie ich bin, wenn er mich ſehen könnte? Sie heftete den Blick in den Spiegel, faſt mißbilligend. Man rief nach ihr, ſo ſchien es, und ungern folgte ſie, obgleich erglüht.

Sie hatte einen Wagen beſtellt und fuhr hinaus. Vor dem Eingang zur Villa ſtand eine lange Reihe von Fiakern und Automobilen. Man konnte einen Teil des Parkes wahrnehmen und ſah Lampions unter den Bäumen.

Jede Frau, die in feſtlichem Anzug einen Ballſaal, ein Theater, einen Salon betritt, zeigt das nämliche alberne, beſorgte, trunkene und phantaſtiſche Lächeln, als ob ſie ſagen wolle: jetzt kommt das große Unerwartete. Virginia beobachtete dies, während ſie ſich in der Halle ihres Mantels entledigte. Ein Diener half ihr dabei. Wichtel, kaum daß er Virginia geſehen, ging, um ſeinen Herrn zu benachrichtigen. Erwin kam. „Ich muß zwei Worte mit Ihnen ſprechen," raunte er ihr zu. Sie folgte ihm betroffen in ein kleines, von dem orangeroten Licht einer Ampel beleuchtetes Gemach. Er ſchloß die Tür.

„Was gibts?" fragte ſie ängſtlich.

Er legte den Finger an die Lippen, riß hurtig eine Lade auf und hielt ihr das Perlenhalsband zwiſchen beiden vorgeſtreckten Händen entgegen.

Ohne den Blick abzuwenden, trat Virginia einen Schritt zurück. „Sie haben mir verſprochen —" ſtammelte ſie.

„Ich habe nicht davon geredet," erwiderte er mit verführendem Lächeln.

Virginia wich noch weiter gegen die Tür. Erwin folgte mit der Kette. „Wir haben keine Zeit zu Verhandlungen," ſagte er leiſe und mit einem Lachen in der Stimme. „Fragen Sie nicht! Fragen Sie nicht! Ja, Manfred hat geſchrieben.

Soll ichs Ihnen schwarz auf weiß zeigen? Ich kenne sein Vertrauen. Er aber kennt Ihr schimpfliches Mißtrauen nicht." Und als sie eine abweisende Gebärde machte, einen hilflosen, verwirrten, bittenden Blick auf ihn warf, flehte er: „Nur diese eine Nacht! Nur diese eine Stunde! Gönnen Sie meinen Augen die Lust!"

Schon hatte er die Kette um ihren Hals gelegt und klatschte nun begeistert in die Hände. „Herrlich! Göttlich! Unvergleichlich!"

Eine Uhr tat neun Schläge. Aufruhr und Zorn gegen den Mann, der sie schmückte, erwachte in Virginia; aber dahinter wirbelte eine ungestüme Freude. Gut, dachte sie, einen Abend lang, weshalb nicht. In ihrem Innern glaubte sie nicht mehr an so kurze Dauer. Sie hatte ein Weihnachtsgefühl, und fand es doch seltsam, daß Manfred eingewilligt, zumal die verflossene Frist ein wenig knapp schien. Bei alledem ist wesentlich, daß sie von dem Wert des Schmuckes weder einen Begriff hatte noch sich Gedanken darüber machte. Ganz von fern stieg in Sekunden eine Befürchtung auf, ein Schatten, die Schwere eines Unrechts, der Ruhm der Perle an sich, aber durch jedes einzelne wähnte sie den untadeligen Sinn des Gebenden zu beleidigen.

„Vertrauen Sie mir," sagte Erwin fest, und Kraft, Ermunterung, Ritterlichkeit, hochaufgerichtete Ritterlichkeit strahlten an ihm.

„Wenn es nur nicht eine Torheit ist," sagte Virginia, reichte ihm aber doch die Hand, die kalt war vor Freude sowohl wie vor Bestürzung. An einem Spiegel vorüberschreitend, erblickte sie die Perlen. Dieser Moment erfüllte sie mit Glück und Stolz. Ihr war zumute als sei sie in ein Märchen versetzt, und heute wollte sie das Wunderbare gewähren lassen.

„Und wenn man mich fragt?" wandte sie sich treuherzig an Erwin. „Marianne zum Beispiel könnte doch fragen."

Sie zögerte wieder. „Nein, Erwin, nein," flüsterte sie beklommen, „ich fühle, es geht nicht".

„Marianne ist nicht hier," antwortete er kurz, und ein Unwillen, der ihr Schrecken einflößte, malte sich auf seiner Stirn. „Haben Sie mich im Verdacht, daß ich mich brüsten werde? Glauben Sie mir nicht? Weiß ich am Ende Ihre Nachgiebigkeit nicht zu würdigen? Ist Ihr Verlobter nicht ein Mann, der so ein Halsband auf seinen Kredit beanspruchen kann?"

Virginia schwieg errötend. Er verließ durch eine Tür zur Linken das Gemach. Virginia trat wieder in die Halle. Erwin kam draußen auf sie zu; jetzt verstand sie den Umweg und erschrak aufs neue. Sie war nur wenige Minuten mit ihm allein gewesen, aber daß es heimliche Minuten waren, hatte sie nicht bedacht. Er führte sie zu Frau von Resowsky, die sich liebevoll ihrer annahm und sie von Gruppe zu Gruppe geleitete.

Von den Namen, die man ihr nannte, blieben wenige ihrem Gedächtnis eingeprägt. Der Glanz des Lichtes betäubte sie. Sie sah nur Umrisse von Gesichtern, blonde, schwarze, weiße Bärte, viele Blumen, die stark dufteten, viele Augen wie lebhafte kleine Tiere, die Kleider der Damen als zartestes Farbengemisch und die Haut ihrer Büsten verletzend wahr und nahe.

Fast alle blickten sie staunend an. Gleichwohl hatte sie den Eindruck, daß andere Frauen schöner seien als sie. Sie war durchaus nicht beengt, sie gewann im Gegenteil mehr und mehr Freiheit durch die Wahrnehmung, daß es zwischen ihr und den meisten dieser Menschen kein lebendiges Band gab.

Ulrich Zimmermann trat zu ihr und begrüßte sie. Sehr zur Unzeit fing er an, die Erklärungen zu stottern, die er sich vorgenommen hatte, sprach sogar, genau mit Erwins Worten, von einer Rechnung, die jener „zu seinen Gunsten bilanziert",

aber Virginia schüttelte verwundert den Kopf und schien alles vergessen zu haben. Plötzlich starrte Ulrich mit hochgerundeten Brauen auf die Perlenkette. Er hatte Virginia arm geglaubt, das war aus seinem Erstaunen zu lesen. „Sie tragen ja ein Vermögen an Ihrem Hals," sagte er gedrückt, ohne rechtes Bewußtsein seiner Taktlosigkeit.

Virginia stutzte; der ferne Schatten wuchs. Dann aber lächelte sie an Ulrich vorbei. Ein Übermut war auf einmal in ihr, wie sonst nur, wenn sie tanzlustig war. Ulrich Zimmermann senkte die Stirn vor ihrer Schönheit.

Das Lampenlicht verlieh dem feinen Sammet ihrer Haut einen metallischen Glanz. Manche Herren wollten sich erinnern, sie schon gesehen zu haben, und drückten es in schmeichelhafter Weise aus. Graf Palester, blaß, ernst, kalt, verschlossen, verbeugte sich korrekt, ohne das Wort an sie zu richten. Jedoch war er nur ihretwegen der Einladung Erwins gefolgt.

Einige Attachés umringten sie; ein japanischer Arzt, ein paar junge Statthaltereibeamte wurden ihr vorgestellt. Sodann machte Erwin sie mit Helene Zurmühlen und deren Gatten bekannt. Helene erschien ihr wie ein Spielzeug, und in der Tat war die Gestalt der jungen Frau von einer fast unnatürlichen Schlankheit. In ihrem Gang war der edelste Anstand und eine Vorsicht, als lägen überall Steine. Alles schien zerbrechlich an ihr, der rührend weiße Hals, die apathischen Arme, die mageren, gelben Hände, die oft zu Fäusten geballt waren wie bei kleinen Kindern, wenn sie schlafen, der schmale, stets seitwärts geneigte, von leuchtend schwarzer Haarflut übermäßig belastete Kopf, in dem ein lilienhaftes Antlitz, herzförmig geschnitten, von den Schatten einer süßen Melancholie überdunkelt war. Aber diese Melancholie hatte etwas Grelles, und die Natur selbst strafte sie Lügen durch den starken, brennenden Mund, welcher List, Neugier und Unruhe verriet.

Um das ernüchternde Beisammensitzen an einer großen Tafel zu vermeiden, war im Speisesaal freies Büfett errichtet, und fünf Diener versorgten die immer wechselnden Gäste. Ein paar Räume weiter endete die Flucht in einem kleinen Gemach von köstlichem Luxus. Dorthin hatten sich Ulrich Zimmermann, Graf Palester und ein Freund des letzteren, ein Herr von Hefforig, zurückgezogen. Alle drei rauchten. Auf dem Tische vor ihnen stand eine Flasche Bocksbeutel, aus welcher Ulrich von Zeit zu Zeit in die Gläser nachgoß. Herr von Hefforig war ein schweigsamer junger Mann und beteiligte sich nur durch aufmerksames Zuhören am Gespräch. Man wußte wenig mehr von ihm, als daß er aus einer Familie von Selbstmördern stammte. Er war drei Jahre in Südamerika gewesen, wo er Studien über die Schädelbildung der Patagonier gemacht hatte.

„Charakteristisch sind ich die jetzige Mode der Damen," sagte Ulrich Zimmermann; „ich möchte behaupten, es liegt Verständnis für die Epoche darin. Wahre Prachtliebe neigt zur Unscheinbarkeit. Die ganze Farbenskala, die uns blendet, ist nämlich ein Betrug, denn alle diese Heliotrop und Violett und Blaßblau ergeben in Summa einen traurigen und kranken Ton. Man stellt sich lärmend und ist leise wie im Zimmer eines Sterbenden. Ich finde das stilvoll."

„Ob ich Ihnen beipflichte oder nicht, kann das Ihre Meinung ändern?" versetzte der Graf.

„Man kehrt langsam zu den echten Spitzen zurück," fuhr Ulrich Zimmermann hartnäckig fort, „und in New York versicherte mir eine junge Milliardärin, Perlenketten seien vornehmer als Diamanten, weil bei diesen die Imitationen von Jahr zu Jahr besser würden."

Palester warf Ulrich einen kurzen, verleugnenden Blick zu.

„Ein solcher Abend ist für mich ein Alpdruck," sagte Ulrich schuldbewußt. „Und doch ist alles in mir wach, alles bäumt sich auf, Scham, Ehrgeiz, Spott, Verachtung; ich denke die

schlechten und selbstsüchtigen Gedanken einer ganzen Tafelrunde, ich möchte aufstehen und reden, alle sind meine Feinde, und alle will ich überzeugen. Aber niemand glaubt mir, und eh noch ein Wort über meine Zähne gekommen ist, werde ich aus einem Apostel zu einem Lakaien."

„Sie haben damit den Kern des Prozesses treffend bezeichnet," antwortete der Graf mit regungslosem Gesicht; „die Gesellschaft verwandelt den Apostel auf stummem Weg in den Lakaien."

„Ja, so ergeht es mir," sagte Ulrich mit lodernden Augen. „Ich werde in Sold genommen und festgeschmiedet. Meine Seele wird zum Wallfahrtsziel aller andern Seelen. Ich spüre die Vorwürfe der Ehebrecherin und die Angst der Modelöwin, die ihr Wirtschaftsgeld für einen neuen Hut verausgabt hat. Ich sehe das Zähneknirschen des präterierten Beamten und die sorgenvollen Berechnungen des Börsianers. Ich weiß, daß dieser junge Mann mit seinem gemeinen Grinsen irgendwo im Mundwinkel an eine Kokotte denkt, während er einer anständigen Frau den Hof macht, und daß diese anständige Frau von dem Gespenst einer unerwünschten Schwangerschaft gequält wird; ich kenne die verzweiflungsvolle Frechheit des Überlings, der da spricht: für mich gibt es keine Moral, sondern nur Zweckmäßigkeit, und mir graut vor den verbrecherischen Gelüsten des jungen Mädchens, das ins Leben tritt wie eine robuste Stallmagd, die die Kuh zu melken sich anschickt. Hinter dem geistreichen Geflunker gewahre ich Aktien und Kurszettel, hinter den sozialen Wohlfahrtsphrasen eheliche Zänkerei, hinter dem gebadeten Lächeln Gram, Eifersucht und Stumpfsinn, hinter dem diplomatischen Getue werden Völker in ungerechte Kriege verstrickt. Sie sind mir zu nackt, allesamt, sie vergiften mir das Gewissen, und erst das schlechte Gewissen verkauft mich an die Idee, und meine Idee muß noch größer sein als meine Demütigung, sonst kann ich aus der Sklaverei, in der ich mich befinde, kein Kapital schlagen."

Es entstand ein Schweigen. Herr von Hefforig erhob sich, grüßte höflich und ging hinaus. Eine zu heftige Beredsamkeit beleidigt oft den feinfühligen Zuhörer.

„In einem finsteren Zimmer, oder im Freien, auf einer Wanderung im Gebirge, würden mir Ihre Worte einen stärkeren Eindruck machen," sagte Paleſter seltsam.

Da trat Erwin unter die Tür und drohte scherzhaft mit dem Finger. „Eine kleine Verschwörung?" fragte er.

Ulrich trat zu ihm und ging mit ihm hinaus. „Haben Sie sich nicht über das Perlenkollier gewundert?" begann er mit verräterischer Hast. Erwin blieb stehen und wandte ihm das Gesicht voll entgegen. Sein blitzender Blick war kalt, durchbohrend und mitleidig.

Ulrich griff mechanisch an die Stirn. Erwin kehrte sich ab und ging allein weiter.

Aber Ulrich hatte verstanden. Er irrte eine Weile zwischen den Menschen umher, dann begab er sich in die Garderobe, warf den Überzieher um die Schultern und, den Hut in der Hand tragend, verließ er das Haus. Sein Gehirn war wie erfroren. Er wanderte weit, weit; durch die ganze Stadt und in den Prater und bis zur Donau. Auf dem Rückweg sang er laut, um nicht denken zu müssen. In der Hauptallee setzte er sich auf eine laternenbeschienene Bank und stocherte in kummervoller Zerstreutheit mit der Stockspitze im Sand herum. Endlich schrieb er, schrieb Verse:

Die Seele, die berührst du nicht,
die ist im Leib vergraben;
sie weiß nicht, was die Lippe spricht,
wills auch nicht Kunde haben.

Im stillen träumt und blüht sie hin,
läßt Leid und Glück verfluten
und ziehet ewigen Gewinn
vom Bösen und vom Guten.

Beim Morgengrauen trat er in ein mit Dirnen und Zuhältern besetztes Kaffeehaus. Sein Frack erregte hämisches Aufsehen. Der beginnende Marktlärm verscheuchte mit den übrigen Gästen auch ihn. Er hatte sich verwandelt, aber keineswegs in den Lakaien.

Da die Hitze in den Zimmern zu groß wurde, hatten sich viele Gäste in den illuminierten Teil des Gartens begeben, wo Kaffee, Eis, Früchte und Likör serviert wurden. Erwin wanderte mit Frau von Resowsky und einem würdigen Exzellenzherren auf der Terrasse auf und ab, deren massive Brüstungen sich zu beiden Seiten der flachgestuften Treppe mit anmutigen Bögen zum Garten hinabschwangen. Sie sprachen von den politischen Verfinsterungen im Osten des Reiches, und die Exzellenz erstaunte über die Einsicht in den Urteilen des jungen Mannes. „Und eine solche Kraft soll für den Staat verloren sein?" rief er scherzend.

Erwin lachte. Er war gespannt und ungeduldig; er bohrte die Nägel in die Handflächen und hielt die Daumen wagrecht wie kleine Balancierstangen; sein Blick war zerstreut, nur seine Zunge redete. Sie hatte seit neun Uhr genau so einsichtig mit den Medizinern über Medizin, mit den Agrariern über die Landwirtschaft, mit den Fabrikanten über Zölle und Rohprodukte, mit den Frauen über Erziehung und Lebenskunst gesprochen.

Nach einer Weile bemerkte er Helene Zurmühlen, die an der Glastüre stand, den geöffneten Straußfedernfächer vor Brust und Hals, das Auge wie gebrochen ins Weite gerichtet. Der Ausdruck ihres Gesichts mißfiel ihm, ihr wehmütiges Lächeln erbitterte ihn, dennoch trat er mit einer Verbeugung zu ihr.

Sie wußte nichts zu sagen, sie bebte vor Ergebenheit. Was sie verschwieg, war Furcht vor Virginias Bild, Schmerz über deren Gegenwart, Gefühl von deren Überlegenheit.

„Waren Sie gestern beim Rennen?" fragte Erwin und sah aus, als hätte er die weichste Liebkosung geflüstert.

Sie schüttelte den Kopf, die Spannung ihrer Züge milderte sich.

Er wollte erzählen, sie unterbrach ihn jedoch, nachdem sie einen forschenden Blick umhergesandt, und murmelte mit erstickter Stimme: „Du hältst mein Leben in deiner Hand."

Unwillkürlich starrte er auf seine Hand. Sie ist eine Närrin, die nicht einmal versteht, sich im Preis zu halten, dachte er.

Da ging Virginia vorbei und über die Treppe in den Garten. Hochaufgerichtet ging sie vorbei, strahlend. Alsbald tauchte sie in die violette Parkdämmerung. Erwin zuckte empor. Sein Gesicht wurde unbeweglich. „Wir werden uns an einem so schönen Abend nicht zur Trauer verführen lassen," sagte er zu Helene, die in freudiger Unterwürfigkeit vor ihm stand. Seine Worte sollten offenherzig und tröstend klingen, aber indem er hinwegeilte, spürte er selbst, daß er nur ungenügend zu täuschen vermocht hatte.

Helene hielt sich an der Steinbrüstung fest und schloß die Augen. Sie wollte nicht sehen, ihr graute vor der Klarheit der Dinge. Ihr Mann trat zu ihr. Er legte den Arm um ihre Schulter und küßte sie auf die Stirn. Dann führte er sie in die Halle und wickelte sie in den Mantel wie ein müdes, krankes Kind.

Der Garten duftete von Rosen und Jasmin. Er war von herrlichen Bäumen bestanden, Blutbuchen und Edelkastanien, Sumpfzypressen und Mangos, birkenblättrigen Pappeln, Ahorn- und Gingkobäumen. Virginia hatte ein wenig Sekt getrunken, sie fürchtete Dummheiten zu reden, wenn sie sich mit Menschen ins Gespräch einließ, deshalb wich sie einer angeregt plaudernden Schar von jungen Männern und Mädchen aus und lenkte den Schritt unbedenklich über ein Stück Rasen. Erwin verlor sie an dieser Stelle aus den Augen, er ging am Tisch der Lustigen vorbei, die ihn anriefen und ihn

zu bleiben aufforderten. Er winkte ihnen zu, eilte weiter, sah auch von fern Virginias Gestalt durch die dunkeln Büsche schimmern und hatte sie bald erreicht. Jene aber wollten sich nicht zufrieden geben, übermütig riefen sie ihn immer wieder.

„Kommen Sie, Virginia," sagte Erwin, als ob er sie vor Verfolgern in Sicherheit bringen wollte, „kommen Sie!" drängte er und ergriff ihre Hand. — „Warum denn?" versetzte sie verwundert, „ich kann nicht so laufen, hier ists zu finster." — „Fliehen wir, Virginia, verstecken wir uns vor ihnen, sie mögen uns nur suchen." Seine elastische Raschheit brachte die Luft ins Wirbeln; Virginia lachte, und um nicht Spaßverderberin zu sein, ließ sie sich zur Eile überreden. „Schnell, schnell," drängte er von neuem, sonderbar gepreßt und wild, „noch fünfzig Schritte und wir sind oben im Pavillon, und keiner wird wissen, wo wir hingeraten sind."

Und wirklich, Virginia lief, was hier im Dunkeln, wo die ebene Fläche sich zu einem Hügelanstieg entschloß, nicht eben leicht war. Es war wie Trunkenheit, daß sie lief; die Sommergerüche, nächtlich schwül, der schwüle Bodenhauch und das lebendige Blut trieben sie hin, und sie atmete mit offenem Mund, lachte lautlos mit offenem Mund. Erwin, der sein Entzücken über ihre Schlankheit und Gazellengrazie hinter geschlossenen Zähnen verbarg wie man einen Aufschrei zurückhält, konnte nicht den Blick von ihr wenden und ließ ihre Hand erst los, als sie vor dem Pavillon standen.

Es war das ein zierliches, von wildem Wein und Efeu behangenes Rondell, in dessen Mitte unter gekreuzten Balken eine chinesische Laterne mit roten Gläsern hing und Bank und Tisch, das Laubgewind und Weg und Busch mit sanftem Scharlach übergoß.

Virginia sank hin, lehnte sich weit ins Staket hinein, preßte beide Hände gegen die Brust und stammelte: „Mein Gott, was war denn das? weshalb sind wir denn so gerannt? Ich kann nicht mehr."

Erwin ſetzte ſich zu ihren Füßen auf die Schwelle. „Ruhen Sie ſich aus," antwortete er. „Niemand wird uns ſtören."

Eine Pauſe entſtand. Allmählich kam Virginia zur Beſinnung. „Weshalb ſagen Sie das ſo wunderlich: Niemand wird uns ſtören —?" fragte ſie.

„Es iſt mir nur ſo in den Sinn gefahren," entgegnete er mit müder Stimme.

Und wieder Virginia: „Warum kauern Sie denn auf der Erde? Sie können ja auch auf der Bank ſitzen. Ihre Kleider werden ja ſchmutzig."

Die müde Stimme von unten antwortete: „Vielleicht iſt es meine Luſt, vor Ihnen auf der Erde zu kauern, Virginia. Was kann mir die Erde anhaben gegen das Gefühl, Sie über mir zu wiſſen."

Virginia dachte über ſeine Worte nach und ſchwieg. „Es iſt ſo ſtill hier," murmelte ſie.

„Es iſt ſehr ſtill hier," beſtätigte Erwin. „Die Glühwürmchen fliegen ſchon. Nur die Sterne ſind zu blaß. Man ſollte nicht an Orten wohnen, wo die Sterne ſo blaß ſind im Mai."

Virginia ſuchte mit den Augen die Sterne. „Von meinem Platz aus kann ich die Sterne nicht ſehen," ſagte ſie.

„Kommen Sie zu mir herab," verſetzte Erwin mit angehaltenem Atem.

Virginia wurde nicht aufmerkſam auf den Ton ſeiner Rede. Zu dieſer Stunde ſchlief ſie an andern Tagen längſt, ihre Lider wurden ſchwer. Plötzlich fragte ſie mit innigem Klang in der Stimme: „Denken Sie auch manchmal an Manfred, Erwin?"

„Ob ich manchmal an Manfred denke, Virginia?" fragte Erwin langſam dagegen, und er griff mit der Hand nach einer Rebe, die er abriß. „Ich denke immer an Manfred, immer, immer, immer. Ich denke Tag und Nacht an Manfred. Bei Tag, indem ſich mir das Licht verdunkelt, bei Nacht, indem ich in die Kiſſen beiße. An wen könnt ich ſonſt denken als an Manfred? an wen mit gleichem Neid als an Manfred? ich,

der Bettler, an Manfred, den Reichen, den Besitzer, den Unantastbaren, den, der vor mir kam?"

„Was soll das heißen?" fragte Virginia bestürzt.

Jetzt war die Reihe zu schweigen an Erwin. Er war sicher, daß Virginia die Frage wiederholen würde. So geschah es auch.

„So muß ich denn reden?" fuhr Erwin fort, und seine Stimme war dumpf und ingrimmig. „Dürft ich denn reden? Nein, Virginia, nein. Wozu am Ende. Gehn wir lieber ins Haus zurück."

Dies war ein trefflicher Schachzug, durch den Virginia in ihrem Schrecken bestärkt wurde. „Ist denn etwas mit Manfred passiert, etwas, was ich nicht weiß?" fragte sie in rührendem Mißverstehen. „Sprechen Sie doch, Erwin, quälen Sie mich nicht."

„Haben Sie Angst um Manfred?" kam es bitter von Erwins Lippen. „Ruhig Blut, Virginia. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß er der Felsen ist, an dem mein Glück und Wille zerschellt. Und wenn ich denn sprechen soll, so sei es, der Nacht wegen, die so vergeßlich macht, und weil Glühwürmer im Laub spielen und weil die Sterne so blaß sind. Ist es doch über mich gekommen wie die Krankheit über den Lebenslustigen; dabei weiß ich nicht, wie arm, wie reich, wie elend, wie beschenkt ich mich dünken darf. Ich habe nicht daran geglaubt. Ich habe nicht an Liebe geglaubt. Alle Leidenschaften waren nur wie Bilder, an denen das Auge genießend hängt, oder wie Stunden, in denen man sich verliert, um sich noch wissender zu besitzen. Daß ich mich unwissend ins Hoffnungslose verlieren könnte, habe ich nie für möglich gehalten. Alle Frauen, auch die, die mir unentbehrlich waren für die Dauer eines Sommers, waren mir nur Gespielinnen. Sie rührten mich, sie erregten mich, sie verlockten mich auf eine Höhe des Daseins, sie wappneten mich mit meinen verborgenen Kräften und ... ich glaubte nicht an Liebe. Hören Sie mir nicht zu, Virginia. Schließen Sie die Ohren mit den Fingern.

Lassen Sie mich reden wie jene Figur im Märchen von der Gänsemagd redet, die sich in einen Ofen stellte, um zu klagen, was ihr widerfahren war. O Falada, der du hangest, heißt es in dem Märchen. O Herz, das du hangest ... Virginia, ich liebe. Ich bin unterminiert. Es ist etwas Geisterhaftes mit mir geschehen. Ich bin in einem Zustande der Niederlage, der Beschämung, der Verzweiflung, daß ich, allein bei mir, des Abends bei den Büchern, mit meinem Gehaben das Mitleid eines Schlächtergesellen erregen würde. Denken Sie es ungesagt, Virginia. Ich will an mich halten. Ich will mich ducken, und Sie sollen mir von Mund und Stirn nichts ablesen können. Genug jetzt. Genug."

Damit bedeckte Erwin das Gesicht mit den Händen und blieb unbeweglich sitzen.

Virginia hatte sich langsam aus ihrer bequemen Lage aufgerichtet. Ihr Gesicht war weiß geworden und brannte aus dem Zwielicht weiß heraus wie das Innere einer Mandel. Zweimal griff sie mit der Hand an die Wange und strich die Härchen zurück: eine zweimalige Gebärde der Trauer, der Entmutigung und der Bestürzung. Fühlbar wurde ihr Herz kleiner, und alles, was dieser Mann da vor ihren Füßen sprach, so tief es sie berührte, so menschlich sie es faßte, war etwas vollkommen Unerwartetes für sie, und ihr wurde kalt und weh dabei. Ein lebhafter Schauer flog über ihre fast unbeschützte Brust, und sie erhob sich.

Sie schritt an Erwin vorüber und trat ins Freie. Erwin stand lautlos auf, trat lautlos neben sie. „Wir wollen es vergessen," flüsterte er ihr mit erstickter Stimme zu.

„Ach, Erwin," sagte Virginia mit zuckenden Lippen, „ach, Erwin." Sonst nichts. Aber diese beiden Worte, einfach wiederholt, rissen Erwin hin wie eine nie vernommene Musik, und er glaubte das Unmögliche noch in derselben Stunde möglich machen zu müssen. Entflammt von diesem Körper, dem kühlen, in seinen wunderbaren Schleiern kühlen Wesen des

Mädchens, dessen Wert er spürte wie ein Luftschiffer den Azur spürt, in dem er schwimmt, stürzte Erwin auf die Knie, und aus seinem Mund kamen gebrochene Töne, die Virginia für Schluchzen halten mußte. War es Wille, Plan und Berechnung? Aber es mußte auch etwas Elementares darin verborgen sein, Instinkt und Glut.

„Ich will jetzt nach Hause," sagte Virginia.

Erwin begriff, daß er mehr nicht wagen durfte. Er richtete sich empor. „Sie müssen sich abputzen," sagte Virginia und blickte auf seine Knie.

Er gehorchte. Er führte sie auf einen Pfad, der sie von der Seite her zur Terrasse zurückbrachte. Virginia war froh, als sie wieder Leute sah und niemand sie fragend anschaute. Erwin geleitete sie bis zum Schlag des Wagens. Er reichte ihr die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen." Sie zögerte. Auf Wiedersehen? Dem beizustimmen war ihr nicht möglich. Doch da er die Hand noch immer ausgestreckt hielt, fand sie es am besten, ihm zu willfahren; verwirrt und flüchtig legte sie die Fingerspitzen in seine Hand, aber er packte sie fest. Seine verwegene Begierde, seine freche Einbildungskraft besaß in diesem Augenblick weit mehr als die vibrierende Hand, umschloß mehr als das kalte Fleisch der Finger, deren Berührung eine Siegeshoffnung war.

Fröstelnd saß Virginia im offenen Wagen, und die Welt erschien ihr schwarz und öde. Die raschen Hufschläge der Pferde erinnerten sie an das Pochen ihres Herzens, und sie legte beschwichtigend die Hand auf die Brust. Da berührten ihre Finger die Perlenkette. „Kutscher!" rief sie plötzlich, „Kutscher!" Der Mann hielt die Pferde an, wandte sich zurück und fragte nach ihrem Befehl. Ihr war zumute gewesen als müsse sie auf der Stelle umkehren. Doch wie, mit welchen Worten, mit welchem Gesicht sollte sie ihm das Halsband geben? Inmitten seiner Freunde? allein mit ihm? Sie beschuldigte sich des Leichtsinns, des Verrats, und sie erkannte auch, daß sie

betrogen worden war. Stumm und ratlos blickte sie vor sich hin. Ihre heiße Ungeduld konnte den Gedanken kaum ertragen, daß die Entscheidung erst dem morgigen Tag anheimfiel. Mit der Hand winkte sie dem Kutscher, weiterzufahren, dieser gehorchte kopfschüttelnd.

Der Kreis der Gäste war klein geworden, als Erwin ins Haus zurückkehrte. Der Garten lag leer, die Diener löschten die Lampen aus und räumten die Tische ab. Eine Gesellschaft von zehn oder zwölf Personen befand sich im Musiksalon, wo eine junge Sängerin französische Lieder sang. Erwin bereitete eine Erdbeerbowle, die unter beifälligem Gemurmel aufgetischt wurde, denn die jungen Leute waren durstig und fühlten sich anregungsbedürftig. Erwin erfüllte sie mit neuem Leben; nach kurzer Zeit hatte er alle erobert, die Schweigsamen und die Schläfrigen; ein Taumel von Lustigkeit war an Stelle der drohenden Langeweile getreten. „Wenn ein amüsanter Abend langweilig endet, war er langweilig," sagte Erwin, „wer zuletzt lacht, vergißt zu schimpfen." Zum Schluß wurden hypnotische Experimente vorgenommen, und ein etwas beleibtes Fräulein, das sich als Medium hergab, trieb durch ihre gläubige Plumpheit das Vergnügen auf den Gipfel.

Zwischenspiele

Am andern Vormittag erschien Wichtel und brachte Virginia einen Brief Erwins, der folgenden Wortlaut hatte:

„Virginia! Erwarten Sie nicht, daß ich das Benehmen der Trunkenbolde nachahme, die in der Nüchternheit bejammern, was sie im Rausch verbrochen haben. Erwarten Sie nicht, daß ich mich der Trunkenheit anklagen werde, um nüchtern zu erscheinen. Ich war weder betrunken, noch bin ich nüchtern. Auch bin ich nicht feig genug, um die Gelegenheit anzuklagen.

Ich trete nicht als reuiger Sünder vor Sie hin. Beschließen Sie! Richten Sie! Ich werde mich beugen. Aber zu beschönigen habe ich nichts.

Daß meine Situation schwierig ist, kann ich nicht leugnen. Vielleicht wäre sie zu umgehen gewesen durch List, vielleicht durch einen Aufwand von Heroismus, dessen ich nicht fähig bin. Sich einer Leidenschaft erwehren, mag heroisch sein; von ihr überwältigt zu werden, ist darum nicht verwerflich, sie zu bekennen, ein Akt persönlicher Aufrichtigkeit, der in einem Fall, wie dieser es ist, gewiß keine angenehmere Lage schafft. Ich entstamme einer Generation, die die Ökonomie der Leidenschaften gelernt hat. Ich habe gelernt, mich nicht zu verschwenden, nicht zu verschenken, Bezahlung zu fordern und Wirtschaft zu halten. Wir alle haben gelernt, gerade dann in die Kandare der praktischen Vernunft zu beißen, wenn das unpraktische Gefühl unsere Bequemlichkeit und unsern Vorteil bedroht. Es wäre bequemer und vorteilhafter für mich gewesen, zu schweigen, da ja meine Sache hoffnungslos ist von Anfang bis zu Ende.

Ihre Empfindung wirft mir vor, mich am Freund vergangen zu haben. Aber mußte ich nicht die Maske eines brüderlichen Beschützers in der Stunde von mir werfen, wo ich sie als Maske erkannte? Ich habe keinen Eid gebrochen, ich habe kein Gelöbnis verletzt, ich habe keine Pflicht verabsäumt, ich habe meiner Ehre nichts vergeben, ich habe die Ihrige nicht angetastet. Manfred ist in meinen Augen noch gewachsen, denn ich bin ihm eine Wahrheit schuldig, die an ein großmütigeres Herz appelliert als es das meine ist, und er hat ein Verhängnis über mich heraufbeschworen, das durch keine Klauseln der Konvention verringert werden kann. Zwischen mir und Manfred steht kein tyrannisch trennendes Entweder-Oder, sondern die versöhnende Erkenntnis, die Kameraden erst recht aneinander bindet, wenn sie vom Schicksal ungleich begünstigt werden.

Einſt, da ich unſchuldig war wie Sie, Virginia, haben mir meine Träume ein Ideal verſprochen. Ich hatte dieſes Ideal vergeſſen. Ein allgemeines Menſchenlos: das Ideal vergeſſen, wenn die Unſchuld dahin iſt. Ihre Schönheit iſt die Urſache, daß ich mich einer Rückſicht entledigte, an die im gewöhnlichen Verlauf der Dinge Mann gegen Mann eiſern gebunden iſt. Sollte ich dadurch des Anrechts auf einen Freund am Ende doch verluſtig gehen, ſo ſei es. Ich weiß nicht, ob ich es werde tragen können. Die Zukunft wird es lehren. Aber desungeachtet gibt es in meinem Innern ein nicht ſtummzumachendes Geſetz: Schönheit iſt nicht hörig. Die Schönheit anzubeten iſt kein Verbrechen. Wer beſitzt ſie? Einer? Einer beſäße die Schönheit? Einer beſäße Virginia fürs ganze Leben und nur für ſich allein? Dagegen bäumt ſich mein Herz, mein Glaube, mein Gerechtigkeitsgefühl. Ich kann es nicht mit Gleichgültigkeit erdulden, und die Qual macht mich zum Narren. Denken Sie, daß man es einem Mann nicht vom Geſicht ableſen kann, wenn ſein Herz zerſtört iſt?

Ich ſpreche von Ihrer Schönheit wie die Tibetreiſenden von den Wundern des Dalai-Lama. Ich habe gerungen um dieſe Schönheit, ich habe ſie entdeckt, ich habe ſie erkannt, ich habe ſie erforſcht, ich und nur ich allein. Die andern wiſſen von ihr, ſie ſpüren ſie von fern wie Analphabeten den Wohlklang vollendeter Verſe ſpüren, ſie ſind wie Sonntagsgäſte vor einer zauberhaften Statue, und ihre Bewunderung iſt ſo verſtändnislos wie billig. Ich aber habe die Statue geträumt, bevor ich ſie ſah, ich habe ſie aufgebaut, gemeißelt, geſchaffen, begriffen in meinen Träumen, und das Gefühl, das ſie mir erweckt, wurzelt in der Sehnſucht, alſo im edelſten Teil des menſchlichen Gemütes. Ja, ſie rührt das Edelſte in mir auf, ſie erſchüttert mich, ſie mahnt mich daran, daß ich niemals eine Mutter hatte und daß ich ein Lebensziel haben könnte, wenn mir vor dieſer grandioſen Erfüllung nicht ein finſteres Geſchick zu ſcheitern beſtimmt

hätte. Beschließen Sie! Richten Sie! Ich beuge mich. Erwin."

Virginia hatte den Brief zwei Stunden lang in ihrer Schürzentasche herumgetragen, bevor sie sich überhaupt entschlossen hatte, ihn zu öffnen. Beim Anblick der kühnen und regelmäßigen Schriftzüge ließ sie das Blatt wieder sinken, wie ein von Feinden Umringter den erhobenen Arm sinken läßt.

Das geschriebene Wort ist ein mächtiger Herr. Unangreifbar gerüstet steht es da und lenkt den Geist in vorgesetzte Bahnen. Da Virginia von den Mitteln des Stils nur eine geringe Vorstellung hatte, folgte dem ersten Widerwillen und der eisigen Befremdung über die leidenschaftliche Ausdrucksweise eine nachsinnende Teilnahme. Die redliche Natur findet sich in die Erfahrung, daß eine ihrer Eigenschaften oder Kräfte dem Bereich des Außerordentlichen zugehört, niemals ohne Schrecken. Dieser Schrecken trat jetzt an die Stelle des lästigen Verdrusses, den Virginia stets empfand, wenn man ihre Schönheit hervorhob, über die sie sich kein Verdienst anmaßte, die sie im ganzen trug, wie sie das einzelne trug, Auge, Mund und Hand, ohne mehr davon zu genießen als ein flüchtiges Wohlgefühl vorm Spiegel oder im Blick des sympathischen Beschauers.

Sie legte den Brief beiseite. Sie nahm ihn wieder, legte ihn wieder beiseite. Sie las den Satz: sollte ich des Anrechts auf einen Freund verlustig gehen, so sei es. Da ward ihr die unendliche Verehrung und Liebe gegenwärtig, die Manfred an Erwin band. Sie konnte es vorausdenken, daß Manfred eine solche Enttäuschung nie würde verwinden können.

Was hätte ich zu fürchten? fragte sie sich; wer könnte mich meinem Manfred rauben? Wohl aber mochte es geschehen, daß Manfred den Freund verlor, der ihm so teuer war, dem er nicht weniger vertraute als der Geliebten. Sie mußte es verhüten, das stand fest. Wenn sie, wenn ihre Schönheit, wie Erwin sagte, schuld war, daß Erwin den Freund vergaß, so

war sie doppelt zur Treue verpflichtet, und es lag ihr ob, für Manfred um den Freund zu kämpfen. Das stand fest.

Noch spürte sie freilich, wie ihr dort im Pavillon zumute gewesen. Bei seinen verwegensten Worten war ihr zumute gewesen, als ob sie sterben müßte, falls es kein anderes Mittel gab, ihn nie wieder zu sehen. Doch ihre nachsinnende Teilnahme, die Trauer um den Verlust, der Manfred drohte, trieb sie an, zu handeln, und es kam eine eigentümliche Freudigkeit über sie. Eine Frau, die entschlossen ist, zu handeln, wird davon noch kräftiger befeuert als ein Mann.

Sie setzte sich an den Tisch, nahm einen Briefbogen und schrieb: „Sie kennen mich nicht, Erwin. Hätten Sie mich gekannt, lieber hätten Sie sich die Zunge abgebissen, als daß Sie davon gesprochen hätten. Nun wäre das Ganze ja sehr einfach. Vergessen kann ich nicht, das Geschehene ist da, die Worte sind gesagt und aufgeschrieben, die Gefühle hat man gehabt. Ich müßte Sie meiden. Das liegt in meiner Gewalt, nicht wahr? Wenn ich will, dann gibt es keinen Erwin Reiner mehr für mich. Doch Sie dürfen Ihren einzigen Freund nicht so mit Schmach bedecken. Sie schreiben: richten Sie, ich beuge mich. Gut! Beweisen Sie mir, daß Sie mich achten und daß Sie der Freundschaft Manfreds noch würdig sind. Vernichten Sie das Häßliche, Sie haben ja Gewalt über sich, treiben Sie es aus Ihrem Herzen, um Manfreds und meinetwillen."

So weit war sie gelangt, da stockte sie. Die Worte kamen ihr schal vor. Sie sah sein spöttisches Lächeln. Sie sagte sich, daß es feig sei zu schreiben. Auch wollte sie ihm nicht die Perlenkette kurzerhand zurückschicken, um nicht Trotz und Kränkung bei ihm zu erregen, dadurch wäre die Umkehr, die sie in seinem Gemüt hervorzubringen beabsichtigte, erschwert oder vereitelt worden. Demzufolge mußte sie selbst zu ihm gehen. Wie die Dinge standen, konnte sie ein Geschenk, das nach ihrer Schätzung mindestens ein paar tausend Kronen wert war, nicht noch stundenlang im Hause behalten.

Während sie in ihrem Zimmer war und all das überdachte, kam die Mutter und sah das Perlenhalsband auf dem Tisch liegen. „Was ist das? woher hast du das?" fragte sie fast schreiend. Virginia ärgerte sich, daß sie nicht daran gedacht hatte, das Schmuckstück vor der Mutter zu verbergen. Was sollte sie nun sagen? „Erwin hat es mir geschenkt," antwortete sie zögernd, „ich muß es ihm aber wiedergeben." — „Geschenkt? Wiedergeben?" stammelte Frau Geßner, indem sie das Halsband mit stummem Erstaunen musterte. „Das hat er dir geschenkt? Und du willst es zurückgeben? Warum?" Auf ihren Zügen malte sich ein förmlicher Krieg der angenehmsten und der argwöhnischesten Gedanken.

„Mehr kann ich dir nicht erklären, Mutter," entgegnete Virginia mit gesenktem Blick. „Ich glaube, es sind Mißverständnisse da, und ... ich kann es nicht behalten."

„Gehst du heute zum Malen?" fragte Frau Geßner.

„Ja, ich will ein bißchen arbeiten. Das wird mir helfen. Ich hab einen schlechten Kopf."

„So laß mir den Schmuck bis zum Mittag. Schau mich nicht so mißtrauisch an, ich werd ihn dir gut verwahren."

„Aber was willst du damit?"

„Betrachten will ich ihn, nur manchmal betrachten. Er ist gar zu wunderbar."

Virginia willfahrte ungern. Kaum war sie fort, so begab sich Frau Geßner in die Stadt zu einem Juwelier, den sie seit ihrer Jugend kannte, und erkundigte sich bei ihm nach dem Wert des Halsbandes. Um die beinahe beleidigende Neugier des Mannes zu befriedigen, erzählte sie, daß das Kollier ein Brautgeschenk sei, das Virginia von ihrem Verlobten erhalten habe. Der Händler prüfte, zählte; es seien zwar nicht Perlen ersten Ranges, sagte er, die seien in solcher Menge kaum erschwinglich, aber als er den ungefähren Preis nannte, der nach seiner Schätzung hunderttausend Kronen übersteigen mußte, bedurfte es für die erschütterte Frau eines großen

Kraftaufwandes, damit sie ruhig auf ihren Beinen stehenbleiben konnte. Auf dem Nachhausewege kämpfte sie mit Schwindelanfällen, und ihre Gedanken an Virginia, an Erwin, an Manfred waren gleicherart heftig in Bestürzung und Sorge wie in einer Hoffnung, mit der sie seit Monaten lüstern gespielt.

Klugheit und böses Gewissen verschlossen ihr Virginia gegenüber den Mund. Sie wollte abwarten. Aber sie war verstört und konnte bei Tisch nichts essen. Schweigend gab sie Virginia die Kette zurück. Virginia war innerlich selbst zu beschäftigt, als daß ihr das Wesen der Mutter aufgefallen wäre. Gegen fünf Uhr machte sie sich fertig, um zu Erwin hinauszufahren. Das Halsband packte sie in Seidenpapier und steckte es in das Ledertäschchen, das sie trug. Ihre Bewegungen waren energisch und ihre Mienen gesammelt. Ich tu es für Manfred, wiederholte sie sich immer wieder zur Beschwichtigung ihrer Unlust und geheimen Angst.

„Der gnädige Herr ist nicht zu Hause," sagte Wichtel.

Virginia war verstimmt, denn sie erkannte, daß sie einen solchen Schritt nicht leicht zum zweitenmal mit derselben Energie unter nehmenwürde. Der scharfsinnige Wichtel vermutete mit Recht, daß es sich um eine Sache von Belang für seinen Gebieter handelte; er versicherte, der gnädige Herr werde in einer Viertelstunde da sein, bat die Zögernde, im Salon zu warten, rückte einen Sessel vor die Terrasse, brachte ein paar Zeitschriften herbei, und all das ließ sich Virginia still und ein bißchen eingeschüchtert gefallen. Als sie allein war, blickte sie ziellos denkend in die Baumwipfel hinaus, die ein matter Regenwind in flüsterndem Rauschen hielt. Es war ihr als müsse sie sich abwenden von dem Prunk des Gemachs, der ihr heute tot erschien wie ein Kleid im Schaufenster eines Modengeschäfts.

Inzwischen hatte Wichtel in den Klub telephoniert, und fünf Minuten später raste das Elektromobil vom Lobkowitz-

platz nach Pötzleinsdorf. Erwin wurde von Wichtel mit dem Gesicht eines Mannes empfangen, der sich verdient gemacht hat.

Den Nachschimmer jeder Erregung aus seinen Mienen verschwinden zu lassen, war der Grund, weshalb Erwin zuerst in die Bibliothek ging. Ich habe sie richtig eingeschätzt, dachte er, sie hat Mut, der Brief war ein Wagnis, aber es ist gelungen.

Dann öffnete er die Tür zum Salon. Virginia stand auf. Seine Blicke umfaßten sie, dankten ihr, gaben vertrauenerweckende Beteuerung und musterten sogar ihren Anzug mit kennerhaftem Wohlgefallen. Sie trug ein dunkelgrünes Kostüm und unter dessen Jacke eine einfache, weiße, von grünen Streifen durchzogene Seidenbluse, ferner einen schwarzen, großen, runden Strohhut mit weißem Tüllaufputz, der dem etwas blassen Gesicht sommerliche Helligkeit verlieh.

Erwin bat sie, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Sie gingen hinüber. Da der Regen auf das Sims klatschte, schloß Erwin die beiden hochgewölbten Fenster.

Er wußte, daß jedes ungeschickte oder übereilte Wort ein nicht wiedergutzumachender Fehler werden konnte. Er war noch nicht ganz im klaren darüber, weshalb sie gekommen war, aber er mußte ihren Beweggrund erraten, und er durfte sie nicht verwirren. Er setzte sich weit von ihr weg und betonte so einen Willen zur Distanz, der ihr eine gewisse Freiheit geben sollte. Sie kämpfte sichtlich. Er wünschte ihr zu helfen. Er lenkte sie ab, ließ aber das Ziel von ferne sehen. Er sprach von seiner Jugend, von den Mängeln seiner Erziehung, von dem ungesunden Servilismus einer Welt, die bereit gewesen, ihm zu dienen, noch ehe er Zeit gehabt, ihre Dienste zu bewerten. Er habe niemals erworben, er habe stets nur besessen, daher sei jeglicher Besitz nur verzehrt und nicht genossen worden.

An Virginias Miene erkannte er, daß er auf dem Weg zu ihr war. Mit erstaunlicher Verwandlungsgabe brachte er es fertig, ihr alles das zu sagen, was sie ihrerseits ihm

vorzuführen beabsichtigt hatte. Virginias Augen glänzten. Mit überraschter Zustimmung schaute sie ihn an. Daß sie selbst durch drohende Schatten oder das Aufleuchten ihrer Stirn ihm die Richtung gewiesen, ahnte sie nicht, sondern glaubte an eine glückliche Bekehrung.

Doch dabei blieb Erwin nicht stehen. Er behauptete, daß ihn das Geständnis gereinigt habe wie ein Gewitter in seiner Seele. Und nicht nur dies: so wie vorher Virginias Nähe ihn entflammt, so würde ihr Anblick jetzt genügen, ihn vor den Flammen zu schützen, denn er habe den höher gearteten Menschen in ihr erkannt und sei seiner Machtlosigkeit inne geworden. „Es gibt eine andächtige Kälte der Verehrung, die jede Rebellion und Begierde erstickt," sagte er. „Und Sie haben sich nicht nur selbst, Sie haben auch Manfred erhoben. Es ist in mir eine Schuld gegen ihn angewachsen, an der ich ein Leben hindurch zu bezahlen haben werde. Wir beide müssen schweigen gegen ihn, aber das Schweigen müssen wir aussühnen, Virginia. Er hat Sie mir vertraut, eine Großmut, die ich hinnahm wie einen reizenden Scherz; ich will Sie wieder zu ihm führen, lauterer, wissender, vollendeter. Ich möchte Sie aus schädlichen Dämmerungen reißen, ich möchte Ihnen Erkenntnisse und Einsicht der Welt geben, ich möchte die Menschen vor Ihnen aufschließen, als ob es Türen in meinem Haus wären, ich möchte Ihnen die Beunruhigungen ersparen, von denen jede eine Falle und eine Gefahr für Ihre Schönheit bedeuten kann, ich will mich Ihnen weihen und will entsagen und will Ihr Sklave sein und der Sklave Ihres Schicksals, und wenn Manfred zurückkehrt, so mag er vor seiner Virginia erst niederfallen, bevor er sie als eine begrüßt, die ihm entgegengelebt hat."

Virginia fühlte das Überhitzte dieser Rhetorik wohl, trotzdem konnte sie sich der hinreißenden Wirkung nicht entziehen. Man wollte sie bilden und verschönen, das war verführerisch, denn sie fühlte sich ja Manfred in keiner Weise ebenbürtig,

und die Welt war ihr zu wirr, alles Leben zu drohend, als daß sie wie andre schöne Frauen mit der Grazie des Leichtsinns hätte hindurchschreiten können. Sie nahm von den herrlichen Versprechungen auf, was sie zu fassen vermochte, und war froh, daß die gefürchtete Stunde keine Gefahr mehr hatte.

Er hatte sie wieder unbefangen gemacht, viel unbefangener als sie sich ihm je gezeigt. Und das war das Meisterstück gewesen. Als sie ihm mit Freundlichkeit und herzlicher Bitte das Perlenhalsband übergab, fand er Gelegenheit, die Stärke der neu errungenen Position sogleich zu erproben. Er wickelte das Paket auf, ließ die Perlen fallen, bis die Kette nur noch am Mittelfinger hing, und blickte Virginia enttäuscht an.

„Wenn Sie einen Blumenstrauß oder ein Buch von mir genommen hätten, würden Sie sie mir gerade in dieser Stunde auch nicht vor die Füße werfen," sagte er traurig.

„Es geht nicht," wandte Virginia ein und atmete tief.

„Es geht nicht! Hinter diesen Worten steht eine gleichgültige und unwissende Welt. Die Kette hat ein Schicksal, Virginia! Sie heiligt einen Freundschaftsbund. Lassen Sie mich wenigstens daran glauben. Wir binden uns mit der Kette, aber, das wissen wir, sie wird zerreißen beim ersten harten Griff. Das muß uns heikel und zart machen. Die schimmernden kleinen Herzen, die man Perlen nennt, werden flehend am Boden rollen, und jede bedeutet ein verlorenes Glück."

Virginia schüttelte errötend den Kopf. Erwin sah ihr an, daß sie sich nicht rühren lassen wollte. Er betrachtete sie schweigend, voll von einer Güte im Ausdruck, einer leidenden Güte, die ihr Mitleid wachrief, dann legte er die Hand vor die Augen und kehrte sich ab.

„Was hab ich getan!" murmelte er.

„Wenn ich auch die Kette nehmen würde," erklärte Virginia endlich schwankend und in dem Drang, ihn durch Nachgiebigkeit zu versöhnen, „ich könnte sie niemals tragen."

„Daran liegt mir nichts," antwortete er, „obgleich Sie einmal anders darüber denken werden."

„Nein. Ich kann nicht so darüber denken, wie Sie wünschen. Die Sitte ist mächtiger als Sie und ich, und wenn auch Manfred jetzt seine Zustimmung gibt, weiß er eben selbst nicht, auf was für Gedanken ihn der Anblick der Perlen bringen könnte."

Erwin verbarg sein bewunderndes Erstaunen. „So behalten Sie das Geschmeide als Pfand," schlug er vor; „ich verpfände es gegen mein Wohlverhalten, meine Ehrerbietung, mein bezwungenes Gemüt, die Ruhe meines Geistes; dürfen Sie sich da noch einen Augenblick besinnen?"

Und in der Tat, Virginia konnte und wollte sich der überzeugenden Aufrichtigkeit dieser Worte nicht entziehen. Trotzdem hatte sie nicht das Gefühl, einen Sieg errungen zu haben, als sie sich von ihm verabschiedete. Am selben Abend schrieb sie ausführlich an Manfred. Sie erklärte, was sie zu erklären vermochte, ohne den Freund bloßzustellen. Als Beweis und Sicherheit der Treue hatte sie die Gabe im stillen hingenommen, aber in der Schilderung war alles von Zweifeln umwölkt, und sie schuldigte sich der Unaufrichtigkeit an. Zum erstenmal erschien ihr die weite Entfernung des Verlobten als ein beruhigender Umstand. Brisbane in Australien; es war, wie wenn man einen Brief in den Mond schickte. Bis Manfred ihn las, bis seine Antwort kam, waren alle Verwirrungen gewiß schon gelöst. Oder vielleicht nicht?

Mehr noch hatte Frau Geßner durch den der Tochter zugefallenen Schatz das Gleichgewicht verloren. Bei Virginias Rückkehr hatte sie sich natürlich erkundigt, was mit den Perlen geschehen sei, und als Virginia die Kette mit einem halb fragenden, halb ergebenen Lächeln vorwies — denn eigentliche Freude empfand sie nicht mehr —, verstummte die alte Dame, ja, sie wagte nicht einmal, Virginia auszuforschen, ob sie eine Ahnung von dem Wert des Schmucks habe. Ein so kostbares Geschenk als Zeichen bloßer Freundschaft anzusehen, ging ihr

wider die Vernunft und den Weltlauf; sie seufzte; sie hoffte; sie bangte; sie war erregt und schweigsam; sie behandelte Virginia mit einer Vorsicht, die diese bedenklich hätte stimmen müssen, wenn sie nicht schon längst sich gewöhnt hätte, in der Mutter das ohnmächtige Geschöpf kernloser Phantasiespiele zu sehen. Bloß ihr allzu knechtisches Betragen gegen Erwin mißfiel ihr und ärgerte sie.

Denn Erwin war jetzt täglicher Gast im Hause. Er kam spät nachmittags und blieb bis in die Nacht. Er war jedenfalls mit sich einig darüber, daß er nun etwas wie eine methodische Belagerung durchführte. Aber unterschied er die Triebe, die ihn leiteten? Er war ganz der Mann danach. Ganz der Mann, dem bezauberten Willen zu erliegen, in zwangloser Sucht zu handeln, befeuert durch ein Lockbild von Glück und Verderben. Ihm war als stehe er in einer Schöpfung, wo sich die Form vom Chaos löst. Es schien ihm wichtig, zu spüren, wer er war; ob er Schöpfer war. Sich selbst zu spüren, war seine tiefste Begierde. In diesem Werk, in dem alles schlecht, wild und verbrecherisch war, schien er seine Vollendung zu suchen.

Es war etwas Strahlendes an ihm; in seinen Zügen war die Sammlung, die Menschen eigen ist, die auf einem vorgeschobenen Posten gefahrvolle Arbeit verrichten. Die Linien seines Gesichtes waren markiger geworden, der Blick schärfer und packender, der Mund fester geschlossen, die Haut etwas fahler, die Hände etwas ruhiger als sonst.

Die gefahrvolle Arbeit mußte verrichtet werden. Sie zeigte sich nun in ihrer ganzen Ungewöhnlichkeit und Schwierigkeit. Das Pulver in den unterhöhlten Gängen hatte nicht gezündet; man mußte sich stärkerer Explosivstoffe bedienen, man mußte neue Minen graben. Daß der Posten umstellt war, bewies das Verhalten der Nachbarn. Die Nachbarn steckten die Köpfe zusammen. „Aha, jetzt kommt der Herr Kavalier schon jeden Tag," sagten sie und schnüffelten Unrat. Zwei

Lehrerinnen im vierten Stock, im zweiten ein Pfeifendrechslersehepaar, im ersten eine Bankbeamtenswitwe, im Erdgeschoß vier Töchter eines Postvorstands, und was sonst noch in die Höfe und auf die weiße Wendeltreppe kam an Bedienerinnen, Waschfrauen, Köchinnen, Milchmädchen, Gemüseweibern, und was im Straßentrakt hauste, in der Greislerbude Beratungen pflog, das alles schnüffelte und raunte. Hätten sie nur etwas Sicheres gewußt. Gern verzeiht der Nachbar, wenn er etwas Sicheres weiß; wenn er aber nichts weiß, wird er zum Torquemada.

Virginia verhehlte ihren Abscheu, die Mutter trug ihn vor Erwin zur Schau. „Ich habe Ihnen schon oft den Rat gegeben, diese Winkelzuflucht zu verlassen," sagte er, „wer beim Gewürm haust, wird nicht vom Schleim verschont." Doch in diesem einen Punkt blieb Frau Geßner starrsinnig. „Vierunddreißig Jahre leb ich hier," antwortete sie, „verlaß ich das Haus, so weiß ich, was mir bevorsteht." Erwin schwieg, doch auf seiner Stirn zeigten sich die ersten Drohungen einer kommenden Alleinherrschaft.

Es gelang ihm, Virginia gleichmütig gegen „das Gewürm" zu stimmen. Er hatte da einen Ton von frostiger Majestät, der eine ganze Stadt von Schwätzern und Übelrednern zu Staub zerspritzte, und eine nicht weniger majestätische Gebärde, die eine Zusammengehörigkeit hoch über der Plebs ausdrückte.

Er durfte daran erinnern, daß in der wirklichen Welt, wo auch immer Virginia sich an seiner Seite zeigte, nicht der Schatten eines Makels auf sie fiel; und diese wirkliche Welt verschmähte doch ebensowenig den Klatsch und Skandal als der Nachbar in der Greislerbude und am Fenster des Hausmeisters. Virginia mußte es zugeben. Sie hätte die schlimme Nachrede untrüglich empfunden, ein einziger Blick der Bezichtigung hätte sie für alle Zeit verscheucht. Aber man wußte, daß sie Braut war; man hatte erfahren, daß der Verlobte auf

fernen Meeren weilte, man bestaunte die Paladinsrolle Erwin Reiners, und was diese poetische Kunde, was die Patronanz einer Dame, wie es Frau von Resowsky war, nicht vermocht hätte, brachte Virginias Gestalt und Wesen zustande, ihr reines Auge, der Glanz der Unberührtheit, der über ihr schwebte wie über neugemünztem Gold. Man verhätschelte sie, man umschwärmte sie, und einige Komtessen eigneten sich sogar ihre Art zu lächeln an oder beim Sprechen den Kopf sanft zu neigen, so wie die kleinen Bürgermädchen Klang und Stimme der Rosanna Schörk nachahmten.

An unscheinbaren Gelegenheiten, seine Macht über Virginia zu befestigen, fehlte es Erwin nicht. Wenn in Gesellschaft sein Blick auf ihr ruhte, prüfend oder träumend, zuckte sie zusammen, als ob man sie angetastet hätte. Mit Genugtuung nahm er wahr, daß sie sich von ihm fesseln ließ in Meinung, Urteil, Rede und Denken, daß sie verstimmt war, wenn er einmal ausblieb, ohne sie vorher benachrichtigt zu haben. Er bat demütig um Verzeihung, doch heimlich beglückten ihn ihre Vorwürfe, die halb neckend waren, halb den Verdruß des Wartens noch verrieten. Sie selbst war unzufrieden darüber. Er ist mir vielleicht zu bequem, dachte sie; er läßt mir das Leben zu mühelos erscheinen; es geht mir wie einem, der beständig durch Pauspapier zeichnet. Sie gab ihm das zu verstehen, aber er lachte sie aus. „Das ist ein Irrtum, der mir schmeichelt," antwortete er, „leider sind wir alle mit vielen Geschicken beladen, und unser eigenes ist nur die gewußte Last."

Als ob er zu diesem Ausspruch eine lebendige Erfahrung bieten wollte, führte er sie an einem historischen Tag, an dem dreimalhunderttausend Arbeiter vor dem Parlament vorüberzogen, auf den Ring, wo viele Stunden hindurch der dumpfe Gleichschritt der Massen donnerte, der geordneten Kolonnen, die von unten her kamen, von dort, wo das Schicksal seine Gesänge heult. Erwin lenkte den Blick seiner Begleiterin auf einzelne Gesichter. Er wußte, wie sie lebten, die von unten; er

kannte ihre Plage, ihre Niedrigkeit, ihre armseligen Vergnügungen. Während er sprach, stürzte dicht vor ihnen ein etwa dreißigjähriges Weib in epileptischen Krämpfen zusammen. Erwin sprang hinzu, hielt die Arme der Schreienden fest und trieb müßige Zuschauer zur Hilfe an. Aber die aus den Kolonnen schauten fremd und gleichgültig herüber, als anerkennten sie ihn nicht und billigten ihn nicht. Als Erwin wieder an Virginias Seite war, sagte er: „Es war eine Prostituierte."

„Woher wissen Sie es?" fragte Virginia leise.

„Solche Augen und solche Hände täuschen nicht," erwiderte er mit verfalteter Stirn. „Es sind Hände wie verdorrte Wurzeln und Augen wie entsäftete Früchte. Es ist ein Mund, der grau ist wie von ewiger Nacht, ein Leib, der so müde ist, daß seine Bewegung einem Schüttelfrost gleicht. Soll man diese inkarnierte Verwünschung nicht spüren? Meine Ohren sind voll davon, und mich verlangt nach Freude, damit ich vergessen kann."

Sein Schritt wurde hastiger; auf einmal blieb er stehen, schaute das junge Mädchen groß und tief an und sagte mit Inbrunst: „Ihr Glücklichen! Glückliche Virginia!"

Es überrieselte Virginia. Ja, sie fand sich glücklich; bis zu diesem Augenblick wenigstens hatte sie sich glücklich gefunden. Aber daß er es war, der ihr das Glück zuschrieb, schien ihr keine Vermehrung des Glückes zu sein. Klang es nicht, als wolle er seinen Anteil daran haben, als sei er arm und müsse betteln? Und sie war es doch, die empfing. Gabe um Gabe empfing sie aus seinen Händen und wurde um Dank immer verlegener.

Sein Wesen beschäftigte sie, spannte sie, ließ sie niemals zum Ausruhen gelangen. Seine heimlichen Gedanken zu durchschauen, wenn er spottete, oder wenn er belehrte, oder wenn er schwieg, war nicht selten ein quälender Antrieb. Froh, daß er so ehrlich Wort hielt, daß er mit keinem Hauch mehr die Dinge berührte, die sie häßlich und verräterisch nannte,

glaubte sie ihn durch Aufmerksamkeit, Geduld und Freundschaft belohnen zu müssen. Aber er wurde immer heimlicher. Seine Worte hatten oft eine Nebenbedeutung, die sie vergeblich zu ergründen suchte.

Er war noch immer nicht der Vertraute, der zum Haus gehört. Er würde es nie werden. Er war der Fremde, der sich einwohnt, stets von neuem einwohnt, der befiehlt oder sich unterwirft, der sich absondert, indem er sich gesellt. Er war nie alltäglich, er hatte immer Festlichkeit; seine Gegenwart erweckte Neugierde, und er verabschiedete sich, wenn die Erwartung ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Er brachte Blumen. Wie war es möglich, daß Blumen auf einmal so seltsam wurden! Man wähnte, Blumen noch nicht gesehen zu haben. Er pflückte sie in seinem Garten, jede einzeln mit eigener Hand, und band sie zu einem Strauß, der sprechen konnte, der die Fülle oder die Wünsche gewisser Stunden ausdrückte, einsamer Stunden voll Träumerei.

Virginia liebte ja Blumen über alles; der Zartsinn, der in seiner Freigebigkeit lag, machte ihr Gemüt freudiger. Er lehrte sie die Blumen kennen; nicht nur dem Namen nach, darin war ihre Unwissenheit nicht so groß, sondern auch dem Wesen, den Lebensbedingungen, dem Charakter nach. Er erkannte die Blumen am Geruch mit geschlossenen Augen; er sprach von ihren geistigen und sozialen Neigungen. Einige Blumen erweckten die Sinnlichkeit der Menschen, andere töteten sie, wie zum Beispiel die Wasserlilien; wenn eine junge Frau an Wasserlilien riecht, bleibt sie kinderlos. Er enthüllte den Blütenkern und deutete das Mysterium der Entstehung. Er erzählte vom befruchtenden Wind und vom samentragenden Insekt.

Es war eigen. Man hätte trockener sein können als er es war. Es wäre interessant und lehrreich gewesen, aber nicht so eigen. Ohne Zweifel wußte er, daß das Liebesleben der Pflanzen zu den geheimnisvoll aufschürenden Erscheinungen

in der Natur gehört, dermaßen einleuchtend, daß der reinste Geist davon am innigsten ergriffen werden muß.

Eine schwüle Wolke stieg über den natürlichen Vorgängen empor. Virginia erinnerte sich nicht, solche Worte je vernommen zu haben. Es geschah einmal, daß sie aufstand, als ob es ihrem Herzen an Raum fehlte. Ein Nebel schwamm um sie herum, der sie für die Dauer einiger Sekunden der Überlegung beraubte. Sie hatte das Gefühl, beleidigt worden zu sein. In ihren Zügen war kindliche Besorgnis. Als sie dann allein war, ärgerte sie sich über sich selbst. Alles war so unfaßbar; zerronnen wie ein Spuk.

Er brachte Bücher, um abends vorzulesen. Frau Geßner schlief gewöhnlich nach einer Viertelstunde ein. Virginia lauschte gern seiner wohltönenden Stimme. Er las Dante und Shelley in bedeutenden Bruchstücken, Hölderlins Gedichte und die geisterhafte Prosa von Novalis. Dann wagte er Goethes römische Elegien. Im glättenden Nachgespräch knüpfte er das erotisch Kühne vorsichtig an die Gesetze der Lebenskunst und der Persönlichkeit.

Er wagte mehr, zum Beispiel einige von Boccaccios Geschichten. Da Virginia leidlich gut Italienisch verstand, die bucklige Großtante, die am großherzoglich toskanischen Hofe gelebt, hatte sie unterrichtet, las er sie im Original, die Melodik des Idioms schwelgerisch feiernd. Gar zu bedenkliche Stellen milderte er geschickt, und die bunten Figuren tanzten vorüber als ein Ballett, das ein wenig verblaßt war, durch das aber wundersame Irrlichter huschten, die in den Träumen junger Mädchen nicht viel anders locken als in den Erinnerungen der Wüstlinge.

Nur Virginia begriff nicht. Wenn er den Inhalt mit einer fast gelehrten Sachlichkeit auseinandersetzte, wich sie zurück. Doch er hatte dann einen herrischen Ernst, der die Abwehr als beschränkt erscheinen ließ. Ihre unschuldige Sachlichkeit hingegen reizte ihn bisweilen zur Frivolität, ihre scheu verwunderte Miene fand er köstlich.

Es war ein merkwürdiges Bild; die Mutter schlummernd in der Sofaecke, und Erwin und Virginia bei der Lampe einander gegenüber. Ihr Antlitz voll Frage und Sträuben, das seine mitlebend, mithorchend, wachsam, überaus wachsam. Er sprach von der Liebe, vom Wandel der Sinnlichkeit durch die Zeiten, von der edlen Kultur der Sinnlichkeit, von der Hingabe, von der Großmut, die in freier Hingabe liegt. Er hatte viele Wege offen und verhinderte auf allen die Zuhörerin am Entfliehen. Sie ahnte den Trug hinter seiner kühlen Miene, Scham erwachte, sie senkte die Augen vor seinem Blick, er bekämpfte den scheuen Aufruhr und schürte dabei die nur von ihm allein genährte, noch ganz verborgene Unruhe des Bluts. In seinem Ton lag die Warnung für sie, moralische Schlüsse zu ziehen. Sie hatte gegen gewisse Freiheiten der Rede und der Schilderung kein Argument, nur ein heftiges Gefühl. Ihre Brust war von Zweifeln umdrängt, die ihn betrafen. Er war so ungeheuer fein, daß selbst ihr feiner Instinkt seine Ziele niemals erkennen konnte. Ungenau spürte sie das Rechte, war lustvoll und verwirrt, schweigsam und gern getäuscht.

Aber vielleicht hatte er nicht in Rechnung gezogen, daß er, was wider den Plan ging, ihren Geist wehrhaft machte. Sie sah sich nach Hilfsmitteln um, wenn er sie in die Enge trieb. Sie konnte nicht zurückweichen, dann wollte sie es nicht mehr, um nicht für feig gehalten zu werden. Sie überraschte ihn durch die Bestimmtheit ihrer Ansichten, und er mußte zugeben, daß sie ihre Hintergründe habe, daß sie sich in keiner Weise ausliefern würde, daß von Überlistung keine Rede mehr sein könne. Da verdoppelte er seine Kraft und seinen Schwung, und sie, indem sie sich ihm stellte, empfand noch stärker die magnetische Gewalt seiner Gegenwart.

Er wünschte aus ihr etwas wie eine grande dame zu machen. Er behauptete, sie sei dazu geboren. Er gebrauchte den Ausdruck grande dame und bezeichnete ihn als unübersetzbar. Virginia lachte ihn aus, wurde aber stutzig, wenn scheinbare

Mängel ihrer Haltung seine Kritik herausforderten. Die Art, wie sie beim Gehen ihre Arme ohne jede Muskelanspannung sinken ließ, nannte er königlich, doch müsse sie den Kopf nicht allzu lässig tragen, meinte er, dadurch beeinträchtige sie die vollkommene Linie des Halses und der Büste und verberge das liebliche Aufleuchten der Stirn, von dem oft ihre Gedanken begleitet seien. Bei solchen Worten, die sie förmlich mit Händen anrührten, erschrak Virginia, und daß sie ihr nicht die Unbefangenheit raubten, war ein Verdienst ihrer Natur, der jede oberflächliche Eitelkeit fremd war.

Er entwarf Kostüme für sie, darunter ein besonders prächtiges und kostbares, das für ein Trachtenfest im fürstlich Liebenbergschen Park bestimmt war. Er wählte ihre Hüte, ihre Gürtel, die Farbe der Blusen, den Schnitt der Schleier. Sie ließ es sich gefallen, mit immer bedrückterem Herzen, vergeblich sinnend, wie sie sich dem entziehen könne. Sie war jedem Parfüm abgeneigt; er brachte ihr die auserlesensten; sie ließ sie unbenutzt. Wenn sie in seinem Beisein daran roch, kam es über sie wie ein matter, aber gefährlicher Rausch. Endlich überredete er sie zum Gebrauch einer Mischung, die von Guérlin in Paris erfunden worden war und von der ein Fläschchen fünfhundert Kronen kostete. „Dergleichen ist freilich auch den Dilettantinnen von Bedeutung, die nur nach außen wirken wollen," sagte er, „aber trotzdem von großer Wichtigkeit für eine Frau, die es versteht, einer leblosen Minute durch ein leicht erzeugbares Wohlgefühl zu steuern."

Eines Tages mietete er einen Steinway-Flügel und ließ ihn in die Geßnersche Wohnung schaffen. Er sagte, das Instrument sei sein Eigentum und bleibe es. Dagegen ließ sich nichts einwenden, um so weniger, als Frau Geßner von der Aussicht entzückt war, bisweilen Musik hören zu können.

Am Abend, wenn es zwielichtig wurde, der Sommertag seine letzten Atemzüge ins Zimmer hauchte, die Höfe stille lagen und über ihre Mauerngevierte der Mond heraufstieg oder die

Sterne dunstumschleiert sich entzündeten, setzte er sich an den Flügel und spielte. Es waren Fantasien. Er mied die kräftigen Töne, es war alles mild, melancholisch, grüblerisch, schmeichlerisch. Er schien sich mitzuteilen. Da er immer weniger von sich selber sprach, nahm er seine Zuflucht zur Musik, die von seiner Einsamkeit erzählte, von Wahn und Enttäuschung, von Verlangen und Verzicht. Bisweilen hielt er inne, seufzte und ließ die Hände auf den Tasten ruhen. Wenn er so saß, den Kopf emporgewandt, war etwas edel Vertieftes an ihm, sein schlanker Körper ruhte ebenmäßig in dem Halbdunkel, losgelöst von Zweck und Willen.

„Nein, das ist nichts für Sie," sagte er dann und schlug den Klavierdeckel zu, „das ist unrein, Teufelszeug ist es. Sie müssen unter die Menschen, vergnügt müssen Sie sein, verwöhnt müssen Sie werden, ein Gefolge von Anbetern müssen Sie haben." Und er erzählte eine lustige Anekdote, redete über Leute und Ereignisse, und plötzlich war sein Gedächtnis angefüllt mit pikanten Histörchen und den Alkovengeheimnissen aller Paläste und Bürgerhäuser der ganzen Stadt.

Wenn er mit Virginia in Gesellschaft zusammentraf, war es, als ob ihre Anwesenheit allein genüge, ihn zum Mittelpunkt zu machen. Und wenn er den Vornehmsten, den Ausgezeichnetsten gegenüber sein sarkastisches Wesen nicht ablegte, vor Virginia bezeigte er stets den lautersten Respekt und eine Ergebenheit, die sie in den Augen aller andern hob. Dies sicherte ihre Stellung, ließ ihr jeden Argwohn als Undank erscheinen, und allmählich empfand sie seine Hilfe, seine Führung als unentbehrlich. Seine Beziehungen zu den Frauen erklärten sich auf eine natürliche Weise, und sie verteidigte ihn, wenn übelwollender Klatsch zu ihren Ohren kam.

Eines Tages traf sie Marianne von Flügel, die sie seit Wochen nicht gesehen hatte und die gerade Anstalten traf, für den Sommer nach Tirol zu reisen. Marianne lenkte alsbald, wie es in ihrer Absicht lag, das Gespräch auf Erwins

Beziehung zu Helene Zurmühlen. Vielleicht wollte sie Virginia eifersüchtig machen, aber da deren Äußerungen den Bereich zweifelnder Teilnahme nicht verließen, wurde sie deutlicher und sagte, es würde sie wundern, wenn die Geschichte nicht ein schlechtes Ende nähme. „Es nimmt ein schlechtes Ende mit allen, die in seine Netze geraten," fügte sie hinzu, „mit Männern und mit Weibern."

„Und das behaupten Sie, Marianne, Sie?" rief Virginia erstaunt.

„Ja, ich! Gerade ich, die ihm nähersteht als irgendwer. Ich, die einzige, die ihn kennt."

„Ich find es nicht so schwer, ihn zu kennen."

Marianne lachte. „Ach, Sie meinen, ein offenes Buch. Mag sein, aber wer eine Seite drin liest, hat keine Ahnung, was auf allen andern Seiten steht. Sie sind sehr klug, Virginia," sagte sie nach einer kleinen Pause mit lächelnder Miene, indem sie von weitem ihre Fingernägel betrachtete, „Sie geben ihm einen hohen Begriff von Ihrer Intelligenz, denn bei ihm ist alles nur eine Frage des Widerstands. Sie machen Epoche in seinem Leben, so wie ein Fasttag im Leben eines Fressers Epoche macht."

Der vergiftete Pfeil streifte an Virginia vorüber, ohne sie zu verletzen. Aber ihr Blick nahm plötzlich etwas Durchdringendes an, der geschwungene Mund dehnte sich, sie fühlte ihre Pulse rascher schlagen. Marianne bot ihr die Hand zum Gruß; Virginia schlug nicht ein, nicht weil es sie widerte, sondern weil sie in Nachdenken verloren war. Während sie weiterging, kämpfte sie gegen eine schreckliche Empfindung; ihr war, als beginne sie Erwin zu hassen. Sie kannte noch nicht den Haß, sie sträubte sich gegen ihn, sie war kaum fähig, ihn zu ertragen.

Am Abend kam er, um mit Virginia und Frau Geßner in die Oper zu fahren. Es war sehr heiß; nach dem ersten Akt bekam Frau Geßner Kopfschmerz und legte sich auf das Sofa im Hintergrund der Loge. Virginia schaute ruhig durch den

von Licht und Dunst zitternden Raum, da sah sie zwei Augen mit fast verschlingendem Ausdruck ununterbrochen auf sich gerichtet. Es war Helene Zurmühlen, die mit einigen Damen in einer gegenüberliegenden Loge saß. Erwin stand auf, verbeugte sich und ging hinaus. Nach kurzer Weile erblickte ihn Virginia neben Helene. Er unterhielt sich angelegentlich mit ihr, sein Gesicht hatte einen leidenschaftlichen und harten Ausdruck. Helenes Kindergesicht war lebhaft errötet, die neugierigen, schmalen Lippen waren naiv geöffnet, aber ihre Augen strahlten dann und wann mit demselben verschlingenden Glanz zu Virginia hinüber, die solches Unbehagen verspürte, daß es sie die größte Überwindung kostete, gelassen auf ihrem Platz zu bleiben. Sie gewahrte, daß mehrere Operngläser auf sie gerichtet waren, die sich dann in die Richtung wandten, wo Erwin sich mit jener Frau befand.

Plötzlich erhob sich Virginia, trat zu ihrer Mutter und sagte kurz: „Mutter, komm, wir gehen heim." — „Du willst fort? Warum denn?" fragte Frau Geßner, erschrocken über die Blässe in Virginias Gesicht. Aber diese hatte schon Mantel und Schal umgenommen und trieb die Mutter, die wußte, wie gefährlich es war, Virginia in solchen Momenten durch Frage und Widerstand zu reizen, zur Eile an. Drüben hatte Erwin sein Gespräch schroff abgebrochen. Helene, darauf nicht gefaßt, war einer Ohnmacht nahe. Aber als sie die andere nicht mehr in ihrer Loge sah, begriff sie alles.

Als Erwin sich überzeugt hatte, daß Virginia mit ihrer Mutter das Theater verlassen hatte, schmunzelte er. Nachdem der Vorhang aufgegangen war, schlüpfte er in seinen Mantel, setzte den Zylinder auf, schob den Stock unter die Achsel, und die Handschuhe anstreifend und leise vor sich hinträllernd, stieg er langsam über die große Freitreppe des Opernhauses hinab.

Kaum saß Virginia mit ihrer Mutter in der elektrischen Bahn, so fuhr es ihr entsetzt durch den Sinn: Um Gottes willen, was hab ich da getan! Wie es bei phantasievollen

Menſchen zu gehen pflegt, wenn der Impuls zu einer falſchen Handlung geführt hat, hätte ſie jetzt alles mögliche geopfert, um das Geſchehene ungeſchehen zu machen. Aber es gibt einen Ausweg, ſagte ſie ſich, indem ſie neuerdings einem ebenſo falſchen Impuls gehorchte, ich werde ſagen, daß ich die Mutter zum Wagen begleitet hätte; er wird es ſonderbar finden, aber er wird nichts merken. „Ich geh zurück in die Oper," ſagte ſie haſtig. „Frag nicht, frag mich nicht," fügte ſie flüſternd hinzu, als ſie das beſorgte und verblüffte Geſicht der Mutter gewahrte, „zu Haus werd ich dir alles erklären." Und bei der nächſten Halteſtelle verließ ſie den Wagen.

Es waren nur wenige Schritte bis zur Oper. Warum habe ich es getan? grübelte ſie mit einem Gefühl des Entſetzens. Und ſie ſpürte genau, als ob eine Wunde in ihr ſei, wie der Haß gegen Erwin in ihrem Gemüte wuchs.

Da erblickte ſie ihn. Er ſtand neben der Auffahrt bei einer Blumenhändlerin und kaufte Roſen. Erſtaunt, ihn auf der Straße zu treffen, blieb ſie unwillkürlich ſtehen. Erwin wandte ſich um. „Virginia!" rief er freudig. Dann ſchüttelte er verwundert den Kopf. „Ich wußte, daß Sie zurückkommen würden," ſagte er leiſer und reichte ihr mit langſamer Gebärde die Roſen dar. Es waren drei vollaufgeblühte Roſen, die einen betäubenden Duft ausſtrömten.

Sie war unfähig, etwas zu ſagen. Die ausgedachte Erklärung kam ihr langweilig und albern vor. Mechaniſch ſteckte ſie ihre Naſe in die Blumen. „Bitte, begleiten Sie mich zu einem Einſpänner," ſagte ſie gepreßt. — „Wollen Sie das Stück nicht zu Ende hören?" fragte er. Sie verneinte. „Ihre Mutter hat die Schwäche, Ihnen alle Vergnügungen zu verderben," fuhr er ironiſch und fein erratend fort. Virginia atmete auf. Sie nickte. „Ich habe jetzt die Luſt verloren," antwortete ſie; „auch iſt es zu ſchwül im Theater."

Erwin hatte einen offenen Fiaker gerufen und nannte dem Kutſcher die Adreſſe. Daß er Virginia zu dieſer Stunde allein

fahren ließ, war fast eine Genialität. Er konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, als sie ihm mit froher Bewegung die Hand reichte. „Die gibt einem die härtesten Nüsse zu knacken," murmelte er, dem Gefährt nachschauend, das sich rasch entfernte. Ein Schleier legte sich über seine Augen, seine Stimmung verfinsterte sich.

Virginia, in die Ecke des Wagens gelehnt, betrachtete die Rosen. Sie empfand den Geruch als aufdringlich, erschauerte plötzlich und warf die Blumen auf die Straße. Als sie vor dem Hause stand und läutete, kam eben die Mutter. Frau Geßner war sprachlos; dann mußten sie beide lachen. „Ich habe mich doch anders entschlossen," sagte Virginia verlegen; „aber frag nicht, Mutter, frag nicht." Und Frau Geßner fragte nicht, sie seufzte bloß.

Es war erst neun Uhr. Virginia zog einen leichten Schlafrock an und ging eine Weile im Zimmer hin und her. Dann holte sie Schreibmappe und Tintenfaß, setzte sich an den Tisch und schrieb an Manfred.

„Teurer, Lieber," schrieb sie, „so weit du in Wirklichkeit bist, so nah bist du heut meinen Gedanken. Ich könnte beten, daß die Zeit schneller läuft. Ich war nie so ungeduldig. Es ist jetzt schon Sommer, und die Stadt hat ein häßliches Gesicht. Ich habe Sehnsucht nach Wald und Wiese und will mit der Mutter Ende nächster Woche nach Edlitz fahren, wo es uns auch vor zwei Jahren so gut gefallen hat. Wir werden wieder dasselbe kleine Bauernhäuschen mieten, ich werde ein bißchen arbeiten, wenns geht, und wenns nicht geht, ruh ich mich aus von den vielen Menschen. Wie gut, sich auszuruhen! wie gut, auf dem Moos zu liegen und zu denken, an dich zu denken! Ich möchte so lang wie möglich dort bleiben, und wenn wir dann im Herbst zurückkommen, wird ein neues Leben angefangen. Morgen ist das Parkfest bei der Fürstin Liebenberg, da geh ich noch hin, weil ichs versprochen habe, aber dann ist Schluß mit allen Gesellschaften und Vergnügungen.

Es ist so beängstigend, wenn jede Woche ihr Programm hat. Es ist auch beängstigend, fortwährend über die eigenen Verhältnisse zu leben und nicht klar darüber zu sein, womit man ein solches Übergreifen vor sich und andern rechtfertigen soll. Ich bin fest entschlossen, dem ein Ende zu machen. Ich zweifle an Erwins Redlichkeit nicht, aber ich ziehe es vor, mit gutem Gewissen in der Armut als mit schlechtem in der Fülle zu leben. Zu viele Pflichten, zu viele Bedenken erwachsen mir daraus, zu viel unreines Gefühl, das man dann wieder betäuben muß durch allerlei Dinge, die die Freiheit beschränken. Sind wir einmal draußen auf dem Land, so werd ich alles mit der Mutter ernsthaft besprechen und ordnen. Ich glaube, auch dir wird es im Grunde lieber sein, wenn du deinem Freund nicht auf eine Weise verpflichtet bist, die mir drückend erscheint. Erwin wird das einsehen; er hat den Zug ins Große, aber er vergißt, daß kleine Leute klein bleiben müssen und daß sie sich nur die Glieder verrenken, wenn sie sich nicht nach der Decke strecken. Sonst kann ich nicht klagen ..."

Virginia ließ die Feder sinken. Ist das wahr? fragte sie sich. Nein, sie hätte klagen können. Als sie das Geschriebene überlas, war es ihr als ob in all ihren Worten eine Lüge enthalten sei. Eigentlich hätte sie schreiben müssen: Komm zurück, Manfred! Komm, so schnell du kannst! Sie beendete den Brief heute nicht mehr. Sie saß noch lange, den Kopf in die Hand gestützt, und bisweilen flog es wie Fieber durch ihren Körper.

Ein anderes Gesicht

Am nächsten Nachmittag kam Erwin früher als Virginia ihn erwartete. Das Fest sollte um fünf Uhr beginnen. Sie war noch beim Frisieren, saß vor dem Spiegel im Wohnzimmer, und Frau Geßner hielt Erwin in der Küche auf.

„Machen Sie keine Umstände, Mama," sagte Erwin aufgeräumt und schob die ängstliche Frau einfach beiseite, „in Frisiertoilette kann jede Dame empfangen. Es ist sogar üblich. Wir haben nicht viel Zeit, und ich muß Virginia zur Eile treiben."

Er stand schon auf der Schwelle, nachdem er lachend die Tür geöffnet hatte. Virginia, das Haupt in ihrem weißen Mantel gegen ihn kehrend, sah ihn erschrocken an. Das Erglühen ihres Gesichtes versprach keine gute Wendung. Sie, die als Kind von zwölf Jahren den Arzt nicht in ihrer Nähe geduldet, wenn ihre Haare nicht geflochten waren, die selbst vor Manfred, obwohl er einmal herzlich darum gebeten, nie die Haare gelöst, wollte die unerwünschte Gegenwart des Eindringlings nicht willig hinnehmen. Sie erhob sich schweigend, um aus dem Zimmer zu gehen.

Erwin nahm seine ganze List und Kunst zusammen, sie davon abzuhalten. Er drehte sein Unterfangen ins Scherzhafte, er bog das Knie zur Erde und streckte flehend die Arme aus, und was er sagte, war so witzig und voll Schelmerei, daß Virginia schließlich lachen mußte. Auch Frau Geßner, die dabei stand, war seelenvergnügt. „Seit anderthalb Stunden plagt sich das Kind," sagte sie; „dreimal hab ich ihr angeboten, eine Friseurin zu holen, aber das will sie nicht." – „Ich kann keine fremden Hände an mir vertragen," gab Virginia nervös zu.

Erwin hatte seine Fachmannsmiene aufgesetzt. „Wenn Sie zehn Minuten stille sitzen wollen, Virginia," sagte er, „werd ich Sie aus der Verlegenheit befreien, und Sie werden herrlich frisiert sein. Darf ich? Sie wissen, ich verspreche nichts, was ich nicht leisten kann."

Virginia betrachtete ihn zweifelnd und unschlüssig. Sie fürchtete, blöde zu erscheinen, wenn sie sich weigerte. „Können Sie denn das? Wieso denn?" erkundigte sie sich verwundert. Er zuckte die Achseln. „Nie ist mir das Frisieren so schwer geworden," klagte sie und schüttelte den prachtvollen

Strom ihrer Haare über die Schultern zurück; „man sagt, es kommt von bösen Träumen," fügte sie lächelnd hinzu. „Nun, wenn Sie glauben, daß Sies fertigbringen, probieren Sies meinetwegen." Und befangen nahm sie Platz.

Frau Geßner schaute mit andächtig gefalteten Händen zu, als Erwin ans Werk ging. Er verstand es ausgezeichnet, und da er die Arbeit still, flink und mit großer Behutsamkeit verrichtete, gewann Virginia ihre Ruhe wieder, und sie dachte darüber nach, wie er das gelernt haben mochte.

Seine aufmerksame und unbewegte Miene verriet nicht die prickelnde Lust seiner Finger; von den seidenweichen Haaren sprangen elektrische Funken auf seine Haut, die ihm die sinnliche Täuschung erweckten, als stehe er unbekleidet unter einem lauen, rieselnden Wasserfall. Verriet nicht die schon zur Qual und Wildheit gesteigerte Vehemenz seiner Wünsche, seine ausschweifenden Projekte, die Entzündung seines Gehirns und seines Willens, die unheimliche, in allen Poren wühlende Sucht seiner verwöhnten, hartnäckigen, kühlen und leidenschaftlichen Seele. Sondern es gaben ihm sein Tun, die Vertiefung, die jünglinghafte Spannung des Gesichts ein sachlich-interessiertes Ansehen, und Virginia, die ihn so im Spiegel gewahrte, dankte ihm durch einen ruhigen Blick.

Um vier Uhr befanden sie sich im Pavillon des Parks, eine Stunde später setzte sich der Zug der historischen Gruppen in Bewegung. Man sah Pagen, Ritter, Bauern, Landsknechte, Pfaffen, Zigeuner, Ratsherrn, Spielleute. Virginias Schimmel, dessen Sanftmut verbürgt war, erinnerte sich vor den Augen der vielen Zuschauer gleichwohl an tänzerische Anfechtungen seiner Jugendzeit, und als die Reiterin den Zügel riß und das Aufbäumen des verkappten Invaliden durch ihre unnachgiebige Haltung zu brechen wußte, sah es wirklich aus, als zähme ein kühnes Burgfräulein den stolzen Araberhengst. „Famos," murmelten die jungen Aristokraten. Und das „Volk"? Das Volk staunte. Virginias birkenschlanke Gestalt,

angetan mit dem himbeerfarbigen Sammetkleid nach Art einer Edeldame des sechzehnten Jahrhunderts und dem Hut mit den funkelnd weißen Reiherfedern, hatte nichts von dem Befremdlichen einer Maskerade: es war Romantik darin.

Frauen und Männer huldigten ihr. Wie hätte sie von ihrem Erfolg nicht ein wenig trunken werden sollen? Als sie noch bei der Mutter gelebt, unwissend, als nur Manfred allein, aus der unbekannten Welt kommend, vertraut in ihren Kreis getreten war, hätte sie sich von alledem nichts träumen lassen. Die balsamische Luft! der dunkelblaue Julihimmel! Unten werden Wünsche geboren, oben werden sie erfüllt.

Ein Teil des Parks war für die Gäste der Fürstin abgegrenzt. Es war kein steifes Wesen, die freie Mischung der Gesellschaft kam einer reizenden Zwanglosigkeit zustatten. Virginia saß in einem Kreis junger Herren und Damen, an deren heiteren Gesprächen sie wenig Anteil nahm. Da gewahrte sie die Fürstin; sie stand auf und ging ihr entgegen. Erwin erhob sich ebenfalls; er blickte unschlüssig vor sich hin, plötzlich tauchte Fritz Kynast vor ihm auf. „Haben Sie meine Schwester nicht gesehen, Erwin?" fragte er.

„Ich hatte nicht das Vergnügen, ich wußte gar nicht, daß Frau Zurmühlen hier ist," versetzte Erwin kalt.

„Doch, ich habe mir erlaubt, sie mitzubringen," sagte der junge Mann in seinem abgemessenen Hofratston. „Sie wissen ja, ich habe mich der Pflicht unterzogen, sie bisweilen dem Ehejoch zu entziehen. Wir sind alle ein wenig besorgt um sie. Sie ist so zart. Man will sie über den Herbst nach Rimini ins Seebad schicken."

„Ah, nach Rimini? Nicht übel," antwortete Erwin zerstreut und gleichgültig.

„Hatten Sie nicht auch die Absicht, nach Rimini zu gehen?" fragte der andere mit mühsamer Freundlichkeit und einem Zug in den Mundwinkeln, der Drohungen zu enthalten schien, „mir ist, als hätte Helene etwas davon verlauten lassen."

„Ich entsinne mich, ich dachte daran, bin aber davon abgekommen."

„So ... Schade. Die Arme. Da wird sie sich mopsen bei den Katzelmachern. Schade. Ich habs ihr aber gesagt. Erst gestern hab ich ihr gesagt: es ist unmöglich, daß der Erwin nach Rimini geht, unmöglich."

Die beiden Männer sahen einander schweigend an. Fritz Kynast lächelte, Erwin erwiderte das Lächeln nicht. Er nickte jenem zu und entfernte sich. Er gewahrte, daß die Fürstin von Virginia weggegangen war, und schritt dieser entgegen. Er trat an ihre Seite, und sie kehrten dann zusammen um. Ehe sich Virginia dessen versehen hatte, befanden sie sich in einer ziemlich einsamen Partie des Gartens. Es war ihr unbequem, aber sie fand keinen Vorwand, wieder zu den Menschen zurückzukehren. Auch hielt sie ein wunderlicher Trotz davon ab.

„Ich möchte reisen," sagte Erwin, „ich möchte fort."

Virginia entgegnete nichts. Seine Stimmung, die traurig klang, verstärkte den wunderlichen Trotz. Indem sie auf die Erde blickte, hatte sie das Gefühl als habe sie ganz vergessen, wie Erwin aussah.

„Und Sie, Virginia?" fragte er leise. Da sie nichts antwortete, fuhr er fort, und seine Worte erschreckten sie, weil sie aus ihnen abermals seine schier unbegreifliche Kunst erkannte, mit der er ihre Stimmungen und Absichten erriet: „Ich weiß, ich ahne es, Sie sehnen sich nach einer ländlichen Zurückgezogenheit. Eine Stadt liegt zu ihren Füßen, und Sie denken an den Frieden eines Bauerndorfs. Sie wollen die Welt, die Ihnen alles bietet, von sich stoßen. Das würde sich rächen, Virginia, es würde sich bitter rächen. Nicht zweimal reicht das Glück den gefüllten Becher."

Sie waren an dem steinernen Rand eines Bassins angelangt. In dem grünlichen Wasser schwammen Goldfische. Ringsum standen schöne alte Bäume. Von fernher tönte Musik. „Es ist lächerlich," sagte Virginia mit niedergesenkten Augen.

„Was? was ist lächerlich?"

„Daß Sie alles von mir wissen. Sie sind wie ein Spion. Ich fürcht mich beinah vor mir selbst. Bin ich denn durchsichtig?

„Lassen Sie das Bauernhaus," sagte Erwin, ohne sie anzublicken, „ich weiß Besseres."

Er schwärmte von einer wundervollen Landschaft, von einem See und einer Insel im See und einem Schloß auf der Insel; am Molo lag ein bewimpeltes Boot, das Schloß hatte kühle Gemächer, blumenbeladene Veranden, des Abends gab es Feste, Ball und Gesang und Fahrt auf dem Wasser; in Stundennähe die großen Städte der Lombardei, und in Stundennähe die Einsamkeit der Gebirge, die eisige Herrlichkeit der Gletscher, und wieder in Stundennähe das Meer.

Virginia wandte sich kopfschüttelnd ab und setzte sich dann mit übergeschlagenen Beinen auf den Rand des Bassins. Ihr Gesicht hatte einen trockenen und ungeduldigen Ausdruck. Erwin trat hin und blickte auf ihre weißen Schultern herab. Er sah den Nacken und die weißen Schultern und die obere Wölbung des Busens so nah, daß er sich nur wenig hätte neigen müssen, um seine Lippen darauf zu drücken. Er spürte die Wärme ihres Leibes und vernahm das leise Knistern des Gewands. Er sah sie nicht mehr in ihrem Kleide, sondern er empfand den Reiz und Wohlgeruch des durch das Kleid verhüllten Körpers selbst. Und ihm war, als könne es von jetzt an nicht mehr anders sein; immer würde er die weiße Schulter sehen, den schimmernden Nacken, die friedliche Wölbung ihres Busens.

„Bald wird es ein Ende haben," sagte er dumpf und eintönig; „schon seh ich die züchtigen vier Wände aufgerichtet. Virginia wird heiraten. Virginia wird mit dem Fleischer, dem Greisler, dem Bäcker Verhandlungen anknüpfen, Virginia wird ein Haushaltungsbuch mit Soll und Haben führen, wird Kinder kriegen, eins, zwei, drei ..."

Hastig stand Virginia auf. Sie bohrte den Blick unergründbar mutig in den seinen und sagte befehlend: „Genug."

Er hielt ihren Blick aus wie ein ehrlicher Mann. „Genug?“ fragte er mit einem von Schmerz zusammengezogenen Gesicht. „Was für ein Wort: genug! Ein Wort für die Satten. Wer genug hat, soll sich hinlegen und krepieren. Genug ist ein Sargdeckel.“

„Sie haben mir das Genug versprochen,“ erwiderte Virginia plötzlich sanft und beängstigt. Und mit tiefer Entschiedenheit fügte sie hinzu: „Für mich ist es auf alle Fälle genug.“

Erwin verbeugte sich. Er preßte die Zähne zusammen.

„Gehen wir wieder zu den Leuten,“ sagte Virginia und schritt voran. Erwin konnte seiner Erregung nicht anders Herr werden als indem er eine Zigarette anzündete; mit erkünsteltem Behagen blies er den Rauch in die silbrig dämmernde Luft. Wann wird endlich meine Stunde kommen? dachte er haßerfüllt; die Stunde, wo dieser Engel aus seinem Himmel herunter in meine Arme stürzen wird? Und er bereitete sich vor zu einem Kampf ohne Gnade.

Als die beiden den Platz verlassen hatten, trat eine Frauengestalt auf einen Weg zwischen den beschnittenen Hecken und schaute mit verstörten Augen auf den vollen gelben Mond, der durch die Säulchen einer über dem Wasserbecken befindlichen Balustrade leuchtete. Dann schlug sie die Hände vor das Gesicht. Es war Helene Zurmühlen.

„Sehen Sie nur den Mond,“ sagte Virginia zu Erwin, „es ist, als könnte man ihn mit dem Fuß vor sich herrollen.“

„Der Mond ist voll; Gott hat zu ihm gesagt: genug, Mond, genug,“ erwiderte Erwin ironisch, und es war etwas in seiner Stimme, was Virginia einen Schauer über die Haut jagte. In ein paar Tagen hört das alles auf, tröstete sie sich.

„Daß Manfred Sie heute nicht sieht, darum ist er zu beklagen,“ begann Erwin wieder. „Wir müssen etwas für ihn tun, wir müssen ihm Ihr Bild schicken. Ich werde Sie photographieren, so wie Sie hier sind.“

„Ah, das ist lieb," entgegnete Virginia erleichtert; „aber wo und wann?"

„Bei mir draußen. Ich schicke Ihnen übermorgen den Wagen. Morgen geht es nicht, abends hab ich ein kleines Herrendiner, nachmittags will ich zu Ulrich Zimmermann; ich hab ihn seit Wochen nicht gesehen und höre, daß er krank ist."

„Ulrich krank? Was fehlt ihm denn?"

„Ich weiß es nicht. Kommen Sie doch mit mir. Wenn er Sie sieht, wird er sicher gesund. Vielleicht sind Sie sogar schuld an seiner Krankheit. Sie haben ihn schlecht behandelt und zu schwer gestraft für eine Unbesonnenheit."

„Wenn Sie glauben, daß ihm mein Besuch Freude macht, gern. Warum haben Sie denn neulich so fremd von ihm gesprochen? Ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit; es waren viele Leute dabei. Sie haben getan, als ob Sie ihn nicht kennen würden, und ich hab mich so geärgert." – „Ich liebe es nicht, meine Beziehungen zu plakatieren." – „Man kann also jederzeit von Ihnen verleugnet werden?" – „Man verleugnet nicht, wenn man Grenzen zieht." – „Wo Grenzen sind, sind Feinde, Erwin."

Er schaute sie überrascht an, denn es schien, als ob sie mit diesen Worten, und zwar in unwiderruflicher Weise, selbst eine Grenze zöge. Virginia begegnete seinem Blick, und auf einmal wurde sie dunkelrot. Das Spiel wird ernst, dachte er.

Ulrich Zimmermann wohnte in der Kochgasse, im ersten Stock eines alten, italienisch aussehenden Hauses. Man mußte zuerst den Hof durchschreiten und dann eine Holzgalerie erklimmen, die in das Zimmer des Schriftstellers führte, einen gemütlichen, aber etwas armseligen Raum, der sich jedoch durch ungewöhnliche Sauberkeit auszeichnete. An den Wänden hingen ein paar Originalskizzen von mittelmäßigen Malern und eine große Photographie der Rembrandtschen Nachtwache.

Ulrich lag auf dem Sofa, bis zum Kinn mit einem braunen Flanelltuch bedeckt. Er hatte Fieber. Mit verdrossenem Gesicht las er einen Brief, den er soeben von seinem Onkel erhalten hatte. Vor einer Woche hatte er dem alten Herrn den Band seiner Gedichte geschickt, deren Veröffentlichung ihm durch Erwins Hilfe ermöglicht worden war. Doktor Zimmermann bedankte sich für das Büchlein und schrieb weiterhin:

„Dein poetisches Gefühl ist unbestreitbar, und wenn auch deine Bilder bisweilen ins Abstruse oder Krampfhafte fallen, ein Fehler, der auf einem Mangel an innerer Einfachheit beruht, so erkenne ich dir doch alle Begabung für den selbsterwählten Beruf zu, die mein früheres Mißtrauen und meine verzeihliche Enttäuschung als nicht vorhanden erklärt hat. Aber du irrst, wenn du annimmst, ich sähe dich mit Genugtuung und großer Erwartung auf dem eingeschlagenen Weg weitergehen. Nicht zu gedenken der Not, des gekränkten Ehrgeizes, der Mißkennung, der vielfachen vergeblichen Anstrengungen, mit welchen du wirst ringen müssen und deren Vorgeschmack du reichlich genossen hast, gebricht es dir auch nach meiner festen Überzeugung an einer Eigenschaft, ohne die ein wahrhafter Ruhm nicht möglich ist. Es fehlt dir an Gemeinsinn; ich will es besser soziale Gebundenheit nennen; es fehlt deinen Produkten die Wurzel gesunder Konvention, auf der alles Tüchtige und Außerordentliche der Kunst wie der sichtbaren Welt ruht, als auf einer Basis von Harmonie und sittlicher Ordnung. Deine Zeitgenossen werden dir dieses um so williger nachsehen, da sie in dem Punkte nicht verwöhnt sind. Alle eure Dichter bauen auf durchhöhltem Grund oder hängen gänzlich in der Luft, haben keine Herkunft, keinen Stammbaum und keine höhere Sendung. Jedoch in ihrem immanenten Bewußtsein können auch eure Anhänger mit der bloßen Kunst sich nicht zufrieden geben und verurteilen insgeheim zu frühem Tod, was auf dem Markt Unsterblichkeit prätendiert. Deine Sorge wegen meiner Gesundheit ist, ich hoffe es zu

Gott, vorläufig noch unbegründet. Laß es dir gut ergehen und sei gegrüßt von deinem wohlaffektionierten Onkel Wilhelm Zimmermann."

Durch einen Bekannten seines Onkels hatte Ulrich erfahren, daß Doktor Zimmermann mit den Anfängen eines tückischen und höchst gefährlichen Leidens kämpfte, daß er sich aber eigensinnig weigere, einen Arzt zu Rate zu ziehen, und im Kreis der Freunde und vieljährigen Gefährten mürrisch und schweigsam geworden sei, sich unversehens aus der Gesellschaft stehle oder kopfhängerisch in einem Winkel sitze. Diese Nachricht hatte Ulrich verstimmt. Der joviale, lebhafte, sprühende Mann, der scharfe Geist und schlagfertige Dialektiker in der Melancholie schleichender Todesfurcht, nichts konnte trauriger für Ulrichs Ohren klingen, und er nahm sich vor, den Oheim aufzusuchen.

Während er dies und den wenig ermunternden Inhalt des Briefes überdachte, erschallten Tritte auf der Treppe, die Türe wurde nach raschem Pochen geöffnet, und Erwin steckte den Kopf in die Spalte. „Kann man herein?" – „Natürlich kann man." – „Aber es ist noch jemand da." – „Wer denn?" – „Virginia." Ulrich fuhr auf. Das war das Unerwartetste. Schon stand Virginia auf der Schwelle, dann trat sie ins Zimmer und reichte Ulrich die Hand.

Ulrich mußte sich immer dessen im Gespräch entäußern, was ihm den Sinn beschwerte. Er reichte Erwin den Brief seines Onkels. „Mir ist, als seien Sie anders geworden, als seien Sie gewachsen," sagte er zu Virginia, indes Erwin ans Fenster ging und las.

Virginia griff zerstreut nach einem der Gedichtbände, die auf dem Tisch gestapelt lagen. In dem ersten, den sie aufschlug, fand sie, von Ulrichs Hand geschrieben, ihren eigenen Namen auf dem Vorsatzblatt. „Soll das mir gehören?" fragte sie. Ulrich schaute flüchtig herüber und antwortete obenhin: „Ja, das gehört Ihnen." – „Es liegt aber ein Bild dabei. Soll das auch mir gehören?" – „Wenn Sies annehmen wollen, ja.

Ein alter Stich, aus dem Totentanz von Holbein. Ich hab es sehr gern und hab mir längst vorgenommen, es Ihnen zu verehren."

Virginia sah ein schönes junges Mädchen, hinter dem der Sensenmann grinsend und lüstern emportaucht. Darunter stand: die Braut. Gedankenvoll schaute Virginia darauf nieder: sie ließ den linken Arm sinken, und der Sonnenschirm fiel auf den Boden. Erwin, der kein Wort von der Unterhaltung der beiden verloren hatte, bückte sich galant danach und schaute dann über Virginias Schulter auf das Bildchen. Unter seinen dunklen Wimpern hervor schoß ein messender Blitz auf Ulrich Zimmermann.

„Was halten Sie von dem Brief?" erkundigte sich Ulrich betreten.

„Der Mann ist klug," versetzte Erwin. „Aber was wollen Sie: die Schulmeister schimpfen gern, aber meistens nur im Wirtshaus, wo es gefahrlos ist. Wir wissen es ja längst: das schlechte Gewissen macht Moralisten."

Ulrich Zimmermann starrte in die Luft. Er sah nur Virginia. Er sah nicht sie selbst, sondern nur eine Spiegelung von ihr, die sich in der Luft bewegte. Nein, sprach es plötzlich in ihm, es ist nicht, es ist nicht! Der Kranz auf dieser Stirne kann nicht lügen.

Man muß eben einsam bleiben, grübelte er, als die beiden fortgegangen waren; wo bin ich? wo lebe ich? lebe ich in meinem Bezirk? treu der angeborenen Kraft? Kann ich der unbarmherzig fließenden Zeit gültige Zeugnisse entgegenhalten, die „einst" bestehen werden, wenn das Heute eine Sage sein wird für die Enkel? Und aller Durst nach Ehre, wohin? alle Pläne, wohin? alle Träume von Unsterblichkeit, wohin?

„Es ist eine Dame drinnen, die auf dich wartet," flüsterte Frau Geßner Virginia zu, als diese nach Hause kam. Virginia trat ins Zimmer und sah Helene Zurmühlen vor sich. Die

Anstrengung, die in Helenes Haltung lag, verlieh sogar ihrem Blick etwas Starres und machte das freundliche Lächeln auf ihren Lippen zur Lüge.

Warum war sie da? Im Grunde hatte sie die Verzweiflung hergetrieben. Eine Reihe von schlaflosen Nächten vermag die Beweggründe eines Entschlusses zu verdunkeln. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß das Verhängnis unabwendbar gewesen sei und besiegelt von Anfang an. Sie fror bis ins Mark ihrer Knochen. Sie sah sich des schützenden Mantels von Zärtlichkeit beraubt, in dem sie sich für gefeit gehalten gegen alle Drohungen des Schicksals. Und es war so plötzlich gekommen, ohne Aussprache, ohne Vorbereitung, wie wenn am Abend eines Sommertages Schnee fällt. Die Sonne hatte sich von ihr abgekehrt, es war finster und eiskalt. Es trieb sie, dorthin zu gehen, wo die Sonne schien. Sie wollte diejenige sehen und spüren, die von der Sonne beschienen war. Ohne Eifersucht, wähnte sie; ihre Natur war so beschaffen, daß sie sich in einen künstlichen Edelmut wohl hineinlügen konnte. Sie gedachte edel zu verzichten, fand aber keine Antwort auf die Frage, weshalb es nötig war, vor die glückliche Nebenbuhlerin zu treten, die gar nicht danach aussah, als ob es ihr um die elegische Gebärde des Verzichts zu tun sei. Aber in ihrem erkünstelten Edelmut dachte Helene: Wenn sie nur glücklich ist und ihn glücklich macht, dann bin ich zufrieden. Und sie richtete sich empor an dieser Märtyrerstimmung und glaubte ihren Kummer zu vergessen, wenn sie Virginia versicherte, wie sie es Erwin versichern wollte: ich entsage. Der Gedanke, daß eine Schönere, Würdigere, Stärkere ihren Platz einnähme, tröstete sie, oder sie redete sich dies wenigstens ein. Alles das war ebenso verzwickt und unwahr, wie rührend und hilflos.

Helene war auf Virginia zugegangen und hatte ihre Hände gefaßt. „Ich begreife alles," sagte sie, „ich begreife ihn und Sie. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie derart überfalle, ich weiß, daß ein solcher Schritt ungewöhnlich ist, und viele

würden mich verdammen, aber es ist das einzige Mittel für mich, um die Leere zu ertragen, die jetzt in mir ist. Ich will mich aufrecht halten, ich muß mich aufrecht halten, wenn ich auch wie ein Lahmer bin, dem die Krücke weggenommen worden ist. Sie bedürfen keiner Krücke, das seh ich wohl, und es wird ihm leichter sein, mit Ihnen froh zu werden als mit mir."

Sie schwieg. Ihre Blicke schweiften durch das Zimmer und nahmen plötzlich einen erstaunten Ausdruck an, denn sie schien erst jetzt der Einfachheit des Raumes inne zu werden.

Virginia wußte nicht, was sie denken sollte. Sie war bestürzt und aufs äußerste verwundert. „Darf ich wissen, gnädige Frau, wovon Sie eigentlich sprechen?" fragte sie höflich.

Eine Sekunde lang schien es als breche ein Blitz des Hasses aus Helenes feuchtstrahlenden Augen. Warum heuchelt sie, fuhr es ihr durch den Sinn. Doch faßte sie sich schnell, und mit ihrem gütigen, müden und opferwilligen Lächeln fuhr sie fort: „Auch das begreife ich, daß Sie sich nicht vor mir bekennen wollen. Aber wer bin ich denn, und was haben Sie zu fürchten? Ich habe ihm alles hingegeben, Ehre, Herz, Leben, Zukunft, Kind und Mann, alles ihm, alles zertreten für ihn, und mit Freude, das dürfen Sie mir glauben. Ich bin zum Schatten geworden, zu seinem Schatten. Das muß man nicht tun, das ist zu viel, vor einem ähnlichen Los wollt ich Sie bewahren. Nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht zu seinem Schatten werden."

Endlich verstand Virginia. Eine grelle Blässe überzog ihr Gesicht. Sie war keines Wortes fähig.

„Ich dachte noch den Sommer mit ihm zu verbringen," fuhr Helene mit schmerzlich verzogenem Gesicht fort und in einem Ton von Hoffnung, als ob Virginia durch diese Tatsache bewogen werden könne, ihre Ansprüche an Erwin aufzugeben, „aber gestern schrieb er mir, er könne nicht, er sei verhindert." Sie schaute Virginia fragend an, und ihre Lippen zitterten. Sie begann das Mißliche und Entwürdigende ihrer Situation

zu spüren. Außerdem erschrak sie, als sie das bleiche Gesicht des jungen Mädchens gewahrte.

„Sie sind in einem bedauerlichen Irrtum, gnädige Frau," sagte Virginia leise und mit den Zeichen heftigen Widerwillens, „es scheint Ihnen nicht bekannt zu sein, daß ich verlobt bin und daß sich mein Bräutigam gegenwärtig auf einer Seereise befindet. Ich fühle mich nicht verpflichtet, Sie darüber aufzuklären, und wenn Sie ein Einverständnis zwischen mir und Herrn Doktor Reiner annehmen, so ist das Ihre Sache, nur muß ich Sie bitten, mich mit solchen Beleidigungen zu verschonen."

Nach diesen Worten, denen die Entrüstung und Verachtung etwas Phrasenhaftes verlieh, ging eine seltsame Verwandlung in Helenes Gesicht vor sich. Virginias unverkennbarer Zorn, die herrische Abwehr mit dem Hinweis auf ein unverbrüchliches Band ließen ihr die Dinge in ganz anderm Licht erscheinen. Da ihre Eifersucht plötzlich des Gegenstandes beraubt war, sah sie, daß sie längst schon verspielt, daß ihr Einsatz niemals volle Gültigkeit besessen hatte.

Sie fühlte Lust, zu schlafen oder sich irgendwo auszustrecken, den Kopf in einen dunkeln Winkel gedrückt. So hätte ich geschaffen werden sollen, dachte sie mit einem müden Blick auf Virginia, so stark, so frei, so stolz.

Mit fast unhörbarer Stimme bat sie um Verzeihung. Virginia antwortete nichts. Helene lispelte einen Gruß. Eine Gebärde verriet die schüchterne Absicht, Virginia die Hand zu reichen. Virginia geleitete sie stumm hinaus. Ihr war eng und weh, nicht mehr, weil sie beschimpft worden war, sondern weil ihr die andere das Schauspiel einer bedauernswerten Selbsterniedrigung geboten hatte.

Helene verabschiedete sich, wie wenn sie sich bei einer Unbekannten nach der Brauchbarkeit eines Dienstboten erkundigt hätte. Sie ging durch viele Straßen, ganz ohne Ziel. Es regnete, aber sie spannte nicht einmal den Schirm auf. Sie

blieb vor einigen Auslagen stehen, keineswegs um Dinge zu betrachten, sondern um besser nachdenken zu können. Wenn diese Virginia nicht seine Geliebte ist, dachte sie, dann ist ja für mich noch nichts verloren; am Ende ist alles nur eine Einbildung von mir. Und sie hatte plötzlich das Verlangen, Erwin zu sehen und mit ihm zu sprechen. Sein Gesicht verfolgte sie mit dem ihm eigenen Ausdruck von Ruhe, von Obsorge und von Beredsamkeit, den starken, einschmeichelnden und besonderen Worten, die seine Züge so bewegt und vertraut machten.

Sie beschloß, zu ihm zu gehen. Es war schon Abend; sie trat in ein Geschäft und telephonierte nach Hause, um zu erfahren, ob das Kind schlafe. Ihr Mann war für einige Tage auf seiner Fabrik in Böhmen. Gegen halb neun Uhr fuhr sie nach Pötzleinsdorf. Ihre Brust war mit neuen Hoffnungen gefüllt, und wo diese Hoffnungen sie im Stich ließen, richtete sie ihre Zuversicht auf die Auseinandersetzung mit Erwin. Sie gehörte zu den Menschen, die sich leicht der Täuschung hingeben, durch Reden, Erklärungen und Auseinandersetzungen könne der Lauf der Geschehnisse gehemmt oder verändert werden.

„Melden Sie mich, ich muß Herrn Doktor Reiner dringend sprechen," sagte sie mit ihrer sanften Stimme zu Wichtel. Dieser zog die Brauen hoch, zauderte einen Moment, verschwand aber dann im Speisezimmer. Nach einer Weile kam er mit etwas verlegener Miene zurück und sagte: „Der gnädige Herr bedauert unendlich, er kann nicht abkommen und bittet, ihn zu entschuldigen."

Helene zuckte zusammen. „Haben Sie ihm gesagt, daß ich es bin?" fragte sie matt und geringschätzig. — „Sehr wohl." Helene wurde totenbleich. Die ungeheure Anstrengung, deren es bedurfte, sich vor diesem fremden Menschen nichts merken zu lassen, rettete sie vor einer Ohnmacht. Sie hörte lachende, scherzende Stimmen aus dem Zimmer schallen, und auf einmal

kam es über sie wie ein Rausch, wie eine Raserei der Verzweiflung, die nichts mehr von Selbstschutz weiß, von Furcht und Rücksicht. Sie eilte gegen die Tür, riß sie auf und trat wie eine geisterhafte Erscheinung in das Zimmer, in dem Erwin mit drei jungen Männern am Tische aß. Erwin befand sich der Tür gegenüber. Er stellte das Weinglas, das er in der Hand hielt, neben seinen Teller und erhob sich. Ebenso langsam, wie er das Glas hingestellt hatte, verzog sich das heitere Lächeln, mit dem er am Gespräch teilgenommen. Es herrschte ein tiefes Stillschweigen; die Gäste blickten erstaunt auf die junge Frau. Erwin gewann sogleich seine Fassung; er ging Helene entgegen und sagte höflich und anscheinend bestürzt: „Sie sind es, gnädige Frau! Davon hatte ich ja keine Ahnung! Was ist vorgefallen? Darf ich bitten, mir zu folgen?"

Er entschuldigte sich bei seinen Gästen, öffnete die Tür gegen den linken Flügel des Hauses und ließ Helene, die mit halbgeschlossenen Augen mechanisch schritt, vorausgehen. Dann übernahm er die Führung und machte erst in dem kleinen Gemach am Ende der Flucht halt. Hier war es finster, er drehte das Licht auf und schloß dann die Tür.

„Ist es wahr? Du wußtest nicht, daß ich dich sprechen wollte?" fragte Helene atemlos, mit einer Stimme, die zur flehentlichen Abbitte schon bereit war.

Erwin blickte über sie hinüber. „Ich wußte es," sagte er laut, mit starrem Mund. Dann erst heftete er die Augen auf die gleichsam verlöschenden Züge Helenes; er setzte sich in einen Stuhl und verschränkte die Arme über der Brust.

Helene sah in sein Gesicht. Es war ein anderes Gesicht, ein Gesicht, das sie nie zuvor gesehen hatte, das sie nicht kannte und vor dem ihr graute; ein Gesicht, in welchem kein Funke mehr von Zärtlichkeit, von Beredsamkeit, von Milde, von Tröstung, von Offenheit war, ein steinern-gleichmütiges und erbarmungsloses Gesicht; ein furchtbares Gesicht.

Helene glaubte zu spüren, wie ihr Herz starb. Sie mußte sich abwenden. Sie wunderte sich, daß sie die Gegenwart dieses Gesichts ertrug, ohne zu schreien, wie man beim Anblick eines meduſischen Schreckbildes schreit. Sie wunderte sich über die Art, wie sie aus dem Zimmer ging und den Weg zum Vestibül fand. Beim Tor der Halle holte er sie ein, sagte etwas, was sie nicht verstand, und entließ sie mit höflicher Verbeugung.

Sie kam nach Hause und wunderte sich, daß alles noch so war wie am Nachmittag. Sie nahm den Hut ab, legte sich auf einen Diwan, lag Stunden und Stunden, und als es Tag wurde, wunderte sie sich darüber. Sie erhob sich, ging zu ihrem Schreibtisch, suchte alle Briefe und Aufzeichnungen zusammen, die sie hätten verraten können, warf alle Papiere in den Ofen und verbrannte sie. Dann ging sie ins Badezimmer, ließ warmes Wasser in die Wanne laufen, und bevor sie sich entkleidete, trat sie ans Fenster, das nach dem Lichthof führte. Sie schaute in die Tiefe hinunter. Nach dem Bad kleidete sie sich sorgfältig an und frisierte sich ebenso sorgfältig, wie wenn sie ins Theater wollte. Hierauf ging sie ins Zimmer ihres Kindes, das noch schlief, und küßte es auf die Stirn. Als sie wieder am Fenster des Badezimmers stand, zogen einige Spatzen pfeifend über den Himmelsausschnitt droben. Von einer Küche im untern Stockwerk drang Tellergeklapper und dazwischen ein schrilles elektrisches Glockensignal herauf. Morgen wird es genau so sein, überlegte sie, auch übermorgen, vielleicht in hundert Jahren noch. Mit einiger Anstrengung setzte sie sich auf den schmalen Sims, und sie wunderte sich, daß sie etwas tun wollte, was so abschließend und so mutig war. Sie glaubte noch nicht, daß sie es tun würde; ihre großen Kinderaugen leuchteten noch einmal schmachtend und verlangend auf. Aber da gewahrte sie das Gesicht in der Luft, das andere Gesicht. Sie ließ die Hände los und sank ohne Laut in etwas unsagbar Weiches und Wollüstiges hinein. Sie

sah die verblüfft glotzenden Augen einer Köchin an einem Fenster, und ihre letzte Überlegung war: hoffentlich lieg ich nicht unschicklich, wenn Leute kommen.

Reise und Rückkehr

Es war ein heißer Tag. Frau Geßner hatte vom frühen Morgen an alle Türen und Fenster aufgerissen, aber die Luft, dick und schwer, bewegte sich nicht. „Wann werden wir nach unserm Dorf fahren, Gina?" fragte Frau Geßner. Virginia sah unschlüssig vor sich hin. Ihr war als müsse sie sich zuvor noch einmal mit Erwin beraten, trotzdem sie überzeugt war, daß sie seines Rates nicht bedurfte. Sie wußte längst, daß er ihr Vorhaben mißbilligte; diese Mißbilligung war ihr gleichgültig; desungeachtet konnte sie zu keinem Entschluß kommen.

Fortwährend sah sie Helenes Augen auf sich gerichtet, sah das zierliche Gestaltchen mit den schmalen, etwas vorgedrückten Schultern. Es konnte nicht spurlos an ihr vorübergehen, daß Frauen so vor ihm zusammenbrachen, so entseelt, so aufgeblättert, so zerworfen. Es wissen und davon gehört haben ist ein anderes als es sehen und miterleben.

Wie die Sonne ihre Glieder ins Schlaffe löste! Das Jahr hatte sie verwandelt. Etwas Bedürftiges war in ihr, das manchmal zu schwindelnder Sehnsucht heranwuchs. Wenn sie sich dann vor den Menschen verbarg, stockte ihr Blut in unbegriffenem Groll, und ihre Lider schlossen sich vor gefürchteten Lockbildern. Was nutzte es, eine verbietende Miene zu tragen? Es war etwas aufgelöst in ihr. Ein Weg, den sie nicht gehen wollte, den sie niemals gehen würde, schimmerte versprechend. Langsam wurde der Schritt, belasteter der Fuß, unruhiger die Brust, und von den Hüften empor zum Halse glitt ein lauer Hauch, der den Kontur des Leibes empfinden machte, den Blick schamvoll von der Welt weglenkte.

Solche Nächte waren noch nie gewesen wie in diesem Jahr. Das Blühen wogte bis über die Dächer, und in den Kellern sangen die Wurzeln. Der Mond stand am Himmel wie eine feuergefüllte Schale, die leicht der ausgestreckten Hand erreichbar schien, und aus fernen Wolken flammten schweigsame Blitze. Da spürte Virginia nicht mehr die strenge Scheu, die sie bis jetzt in ihren Gedanken der werbenden Liebe Manfreds entgegengesetzt. Sie rief nach ihm in Heimlichkeit, sie begehrte seine Nähe, wünschte seine Arme um sich geschlungen, und in einem Atem schmolz sie hin und ward frierend ihrer Verlassenheit bewußt.

Sie hatte sich nach Tisch zu kurzem Ruhen hingelegt. Sie erinnerte sich nicht, geschlummert zu haben, dennoch hatte sie geträumt. Seltsame Dinge hatte sie gesehen. Sie stand in der Halle von Erwins Haus und blickte durch offene Türen in die Zimmer, die gegen den Garten lagen. Sie gewahrte in diesen Zimmern ungefähr acht oder zehn junge Mädchen, alle mit ganz dünnen Schleiergewändern bekleidet, durch die die Haut leuchtete. Die Gewänder waren von reizvoller Verschiedenheit der Färbung; eines war blattgrün, das zweite moosgrün, das dritte scharlachrot, das vierte rosenrot, das fünfte saphirblau, das sechste ockergelb, ein jedes war anders und alle stimmten zusammen wie Blumen. Doch das Merkwürdige war, daß alle Mädchen schwarze Larven vor dem Gesicht trugen. Sie sprachen nicht miteinander. Eine saß am Klavier und spielte ein Menuett, die übrigen wandelten still durch die Räume, und in ihrem Gang wie in ihren Gebärden war etwas planvoll Verführerisches, das Virginia abscheulich erschien. Als sie sich von ihnen entfernte, kam sie in ein Gemach, das sie vorher noch nie betreten hatte, und sich umschauend gewahrte sie auf einem dunkeln Tierfell eine Frau, die einen Knaben von großer Schönheit in den Armen hielt. Der Knabe mochte ungefähr zwölf Jahre zählen, er hatte ein glühendes Gesicht, und seine Augen glichen auffallend den

Augen Helenes. Die Frau lächelte ihm zu, war aber blaß und nachdenklich.

Das Beklemmende an dem Traum war, daß die Bilder und Vorgänge nicht durch sich selbst bestanden, sondern daß sie von Erwin heraufbeschworen schienen, der wie ein unsichtbarer Zauberer sie entfaltete und vorüberziehen ließ. Virginia sträubte sich hartnäckig, doch es half nichts, das Spukwesen besiegte ihren Widerstand, und endlich wünschte sie nur, ihn zu sehen.

Als um fünf Uhr Erwins Chauffeur meldete, daß der Wagen da sei, war sie schon fertig und mit dem Edeldamenkostüm bekleidet, in welchem sie photographiert werden sollte. Doch Erwin hatte ein Briefchen mitgeschickt, in dem er sie bat, ihm diesen Dienst heute zu erlassen, sie möge aber doch zu ihm kommen, er müsse sie sehen, denn es habe sich ein Unglück ereignet. Hastig zog sie sich um. Trotz dieser Nachricht betrat sie die Villa mit einer noch fortwährenden Verwunderung über ihren Traum und in einer schmerzlichen und ungewohnten Sinnendämmerung. In der Halle standen kupferne Gefäße, aus denen sich langstengelige weiße Lilien erhoben, und als Virginia in die Bibliothek trat, gewahrte sie in der Mitte des Raums eine riesige weiße Porzellanvase voll von weißen Rosen.

Sie war verwundert, daß Erwin ihr nicht entgegenkam, bemerkte aber bald, daß er auf einer Ottomane lag, und erschrak über seinen Anblick. Er war aschfahl. „Um Gottes willen, was ist Ihnen, Erwin?" fragte sie stockend. Er antwortete nicht. Sie näherte sich ihm, in der Heftigkeit ihres Mitleids und ihrer Angst kniete sie neben ihm nieder und wiederholte ihre Frage im liebevollsten Ton.

Diese Stimme! dachte Erwin, entzückt, erschüttert, trunken von Virginias dichter Nähe, diese Stimme! sie klingt wie ein Cello. Beinahe hätte er die Arme um sie geworfen, aber: zu früh! warnte ihn seine Vorsicht, zu früh!

„Helene Zurmühlen hat sich vom dritten Stock heruntergestürzt und ist tot," sagte er matt und versank wieder in sein bleiernes Hinbrüten.

Virginia faltete die bebenden Hände und blickte, auf dem Stuhl sitzend, vor sich nieder, Tränen in den Augen. Schwer fiel es ihr aufs Herz, daß sie das unglückliche Weib ohne Zuspruch und Verständnis hatte von sich gehen lassen wie eine, die man wegwirft. Und sie hatte das getan, dieselbe Virginia, die solche Träume träumte! Erwin streckte seine Hand nach ihr aus als verlange er nach einem Halt. Sie glaubte eine Sünde zu begehen, wenn sie ihm ihre Hand nicht darbot; und dann, sie wußte nicht, wie ihr geschah, besaß er ihre Hand und sie hielt die seinige, als bedürfe sie für ihre Schwäche eines Schutzes, für ihre menschliche Verfehlung eines verzeihenden Worts, für ihren Traum einer Deutung.

Plötzlich zog sie die Hand wieder an sich, schaudernd und erkennend. Mechanisch starrte sie die Hand an, die er gedrückt hatte; er hatte die einzelnen Finger förmlich geliebkost. Nie war ihr eine Hand so bloß erschienen wie die seine. Ein solches Gefühl hatte sie noch niemals gehabt, seit sie lebte. Und vor den Augen die tote Frau mit dem zerschmetterten Körper.

Virginia erhob sich, bestürzt, mit fliegender Glut auf den Wangen. „Frau Zurmühlen war gestern nachmittag bei mir," sagte sie. Erwin richtete sich empor. „Bei Ihnen? Aus welchem Grund? Um mich zu beschuldigen?"

„Nein, das nicht, das durchaus nicht," versetzte Virginia bitter.

„Sie hat vergessen, daß eine Stunde der wahrhaften Treue ein ganzes Leben voll unentschiedenen Schwankens aufwiegt," sagte Erwin düster. „Diese phantasielosen Frauen ohne Blut und ohne Wallung! Keine Gegenwart besitzen sie, aber von jedem schönen Augenblick fordern sie Ewigkeit, und jede freie Gabe soll an die Pflicht gebunden sein."

Dies hatte Virginia nicht zu hören erwartet. „Natürlich, der Saft wird ausgesaugt und die Hülle weggeworfen," entgegnete sie, „und alles übrige sind Worte, und nicht einmal ein Leben gilt etwas. Sind sie dazu gut, um zu sterben, die phantasielosen Frauen? Und die andern, die sind da, um zu leiden." Sie wandte sich ab und ging erregt gegen das Fenster.

Erwin stützte den Kopf in beide Hände. „Nein, nein, nein," sagte er leise und geheimnisvoll, „was uns zu den Frauen zieht und was uns von ihnen scheidet, sind Dinge, die von der Tierheit kommen, und andere Dinge, die unsagbar und traurig sind und viele Verheißungen enthalten wie von einer besseren Existenz der Seele herüber."

„Ach, Sie wollen mir damit sagen, daß ich Vorurteile habe," unterbrach ihn Virginia, indem sie sich umdrehte. „Erinnern Sie sich, daß Sie mir einmal von einem jungen Mädchen erzählt haben, das von einem Ihrer Freunde verführt wurde und das sich dann ertränkt hat? Das hat mir sehr leid getan, aber Sie sagten damals ... erinnern Sie sich nicht?"

„Nein, ich erinnere mich nicht."

„Sie sagten: schließlich ist auch die wohlschmeckende Himbeere ein Unkraut. Seit der Stunde wars für mich beschlossene Sache: wenn vor Gott und den Menschen entschieden werden müßte zwischen meinen Vorurteilen und euern, wie soll ich sagen, euern Urteilen, die Wahl, Erwin, die würde nicht zweifelhaft sein."

Erwin verbarg sein Erstaunen. „Alles das trifft mich nicht," versetzte er zögernd. „Ich habe Helene geliebt. Ich liebte sie, weil ihr Haar einen unaussprechlichen und unvergleichlichen Geruch besaß, einen Geruch nach Milch und Heu und warmem Harz, und weil es mir den Sinn verrückte, wenn mich diese Welle von Duft traf. Und auch deswegen liebte ich sie, weil sie auf eine Art zu erröten wußte, die ich bei keiner andern Frau getroffen habe. Wenn ich ins Zimmer trat, errötete sie. Es war als würde sie ganz Herz, vom Kopf bis zum Fuß;

sie machte damit jede Stunde des Tags zu einer Liebesstunde, schuf eine zarte Halbtrunkenheit und gab sich hin durch Blick und Gebärde schon, ohne zu feilschen."

Virginia antwortete nicht, und Erwin beobachtete gierig, wie sie nun selbst errötete, ganz langsam, von den Schläfen aus über die Wangen herab bis zum Hals. Ihre Brauen waren zornig zusammengezogen, und ihre zu Boden gesenkten Augen irrten unruhig hinter den Lidern. Sie schickte sich an zu gehen. „Verlassen Sie mich denn, Virginia? Freundin?" fragte Erwin leise, indem er zu ihr trat.

„Ja, bitte," flüsterte Virginia, wagte es aber nicht, ihn anzuschauen.

„Was wird morgen sein?" fuhr er mit bedeutsamem Nachdruck zu fragen fort, von ihrer Befangenheit beglückt.

Sie zuckte die Achseln.

„Ich komme nach Tisch zu Ihnen. Ich habe noch viel mit Ihnen zu sprechen, Virginia."

Ein geschwindes Lächeln huschte über ihre Lippen. „Auf Wiedersehen," sagte sie hastig und ging. Ihr Entschluß war gefaßt. Das Einverständnis mit der Mutter war rasch getroffen. Am Abend wurden noch die laufenden Rechnungen in der Nachbarschaft beglichen und Koffer und Körbe gepackt. Frau Geßner war überzeugt, das alles beruhe auf der Abmachung mit Erwin. Am nächsten Vormittag um elf Uhr fuhren Mutter und Tochter in einem reisemäßig bepackten Zweispänner zum Aspangbahnhof.

Als Erwin einige Stunden später vergeblich an der Wohnungstür läutete und dann vom Hausmeister erfuhr, die beiden Frauen seien aufs Land gereist, erbleichte er vor Wut. Man hat mich übertölpelt, knirschte er. Außer sich fuhr er nach Hause und wußte nicht, was tun, was denken. Ihr nachzufahren wäre die größte Dummheit, die ich machen könnte, sagte er sich; nein, nein, meine Liebe, ich werde dich aushungern, du sollst in die Ketten beißen, die dich halten und

an den Riegeln zerren, hinter denen du gefangen bist. Rufen sollst du mich, du sollst mich rufen.

Drei Tage nachher erhielt er eine offene Karte von Virginia; sie schrieb, daß sie sich wohl fühle und in dem entlegenen Dörfchen sich der gewünschten Stille erfreue. In der ersten Nacht habe sie mit der Mutter im Gasthaus logiert, doch gestern hätten sie eine kleine Villa unfern vom Wald gemietet, darin wohnten sie ganz für sich. Ein trockener Gruß schloß den Bericht, der nicht kümmerlicher hätte sein können.

Erwin zerfetzte die Karte. Er begab sich in den oberen Stock, öffnete ein geräumiges Zimmer, das gegen den Garten lag, riß Jalousien und Fenster auf und betrachtete prüfend die Einrichtung des Gemachs, das mit blauem Seidenstoff tapeziert war und köstliche Altwiener Möbel hatte. Er läutete; Wichtel kam. „Rufen Sie den Gärtner und den Hausmeister," befahl er, „es muß hier umgestellt werden; das Bett, der Kasten und der Waschtisch aus dem grünen Fremdenzimmer sollen hier herüber. Sie gehen in die Stadt und besorgen, was auf dem Zettel da aufgeschrieben ist. Die Adressen der Firmen stehen dabei." Er reichte Wichtel ein Blatt Papier, auf dem die vorzunehmenden Einkäufe in langer Reihe notiert waren: Toilettegegenstände, Parfüms, Leibwäsche, Morgenröcke, alles von ersten Lieferanten. „Nehmen Sie drinnen einen Wagen und bringen Sie die Sachen gleich mit heraus", sagte Erwin.

Nach Verlauf von zwei Stunden kam Wichtel zurück. Es war ihm in den Preisen ziemlich freie Hand gelassen worden, und er hatte selbst gewählt, nicht zur Unzufriedenheit seines Herrn. Erwin hatte die neue Einrichtung des Zimmers, das entlegenste und stillste des ganzen Hauses, sorgfältig überwacht, hatte Bilder an die Wände gehängt, allerlei Kleinplastiken aufgestellt, geschliffene Karaffen und feines Porzellan; nun brachte er die Wäsche und Kostüme selbst in den Schubladen und im Schrank unter, und als alles geschehen

war, musterte er mit Genugtuung den Raum. Er ließ Jalousien und Fenster wieder schließen, schaute auf der Schwelle noch einmal in das dämmrig gewordene Zimmer zurück, lächelte, als er ein schmales Sonnenband auf der blauen Seide der Bettdecke zittern sah, sperrte dann die Türe zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Im selben Augenblick erschallte dicht hinter ihm ein helles, spöttisches Gelächter. Blitzschnell drehte er sich um. Es war Marianne von Flügel. „Du hier?" fragte er erstaunt.

„Ja, ich, ich selbst," erwiderte sie mit burschikoser Kopfwendung.

„Ich habe dich in San Martino geglaubt. Wer hat dich denn da heraufgeschickt?"

„Deine Leute; ich genieße Vertrauen hier. Aber du, was treibst du? Dieses Zimmer sollt ich kennen. Hat es nicht vor Jahren die arme Amelie Castro bewohnt, die einzige, der du sozusagen ein häusliches Glück gegeben hast? Soll es einen neuen Gast empfangen? Und warum sperrst du zu? Ist der Gast noch so weit entfernt? Darf man das Abenteuer noch nicht als erledigt betrachten?"

„Du fragst mehr als man zwischen zwei Türen beantworten kann," versetzte Erwin stirnrunzelnd.

„Ich weiß, zudringlich wie immer," sagte Marianne und schritt an seiner Seite die Treppe hinab. Sie gingen auf die Terrasse und setzten sich unter dem Schatten des aufgespannten Sonnendachs einander gegenüber. Erwin blickte Marianne stumm ins Gesicht. Ihre Züge waren stark gebräunt, der Ausdruck war energisch und kalt. Sie löffelte bedächtig das Eis, das Wichtel serviert hatte, und erzählte, daß sie ein paar schwierige Bergtouren gemacht habe, daß sie Flirts gehabt, daß sie sich aber zumeist gelangweilt habe. Sie leckte sich die Lippen, ließ sich bequem in den Strecksessel zurücksinken und zündete mit der ihr eigenen Behendigkeit aller Bewegungen eine Zigarette an.

„Die Geschichte mit Helene Zurmühlen ist recht fatal für dich," sagte sie leichthin. „Der Mann weiß zwar nichts, am Ende will er auch nichts wissen. Ich habe mir erzählen lassen, daß er Beweise sucht für eine Untreue, die er in Wirklichkeit gar nicht bezweifelt. Er horcht die Leute aus, um zu erfahren, was sie denken, weiß aber ganz genau, was sie denken. Er hat immer schon Lunte gerochen, wie man so sagt, trotzdem hat er in dem Wahn gelebt, daß ihn Helene adoriert, denn er ist ein guter Sohn, ein anständiger Kamerad, ein tadelloser Bürger und ein humorvoller Partner beim Kartenspiel. Er wird nichts unternehmen, denn er scheut den Lärm, und er sagt sich wahrscheinlich: Was kann ich gegen einen Erwin Reiner ausrichten? Natürlich, was kann er gegen dich ausrichten? Die Kynasts aber sind durch Helenes Stubenmädchen aufgeklärt worden, und sie werden alles tun, um dir zu schaden. Fritz Kynast ist gestern nach England gereist; er soll seiner Mutter und sich selber das Gelübde abgelegt haben, dich in einem Jahre, wenn die Welt Helenes Tod vergessen haben wird, zur Rechenschaft zu ziehen. Also hüte dich."

Erwin lachte. „Ein neuer Laertes," sagte er; „bravo. Und du, Marianne, beschämst jeden Detektiv."

„Nimm es nicht frivol," warnte Marianne, plötzlich ernst geworden; „es ist eine Eigenheit der Gesellschaft, daß sie die tollen Streiche ihrer Günstlinge so lange duldet, ja bewundert, bis der Skandal kommt. Auf einmal ist dann der Held ein Schurke. Du richtest eine Frau von gutem Ruf zugrund; na, schön. Das macht dich beneidet und verlockend. Aber laß einen Skandal daraus werden, und du bist gemieden wie einer, der die Pest hat. Du solltest heiraten, das würde dir alle Unannehmlichkeiten ersparen.

Mit zerstreuter Miene verfolgte Erwin die Mücken, die in den schrägen Strahlen der Sonne schwärmten. Er riß eine Orchideenblüte aus dem Strauß, der auf dem Tisch stand, roch daran und warf sie auf die Erde.

„Warum bist du eigentlich jetzt im Hochsommer in die Stadt zurückgekommen?“ fragte er.

„Das will ich dir verraten, Erwin; weil ich meinerseits heiraten will.“

„Heiraten? du? Ich gratuliere. Ein folgenschwerer Entschluß.“

„Ja. Denn, offen und ehrlich gesagt, ich stehe vor dem kompletten Ruin.“

„Und wer ist der Auserwählte?“

„Wer es ist? Du bist es.“

Erwin erhob sich. Über sein Gesicht zuckte es, halb von Ärger, halb von Hohn. „Ich? Was Teufel! Wie willst du das anstellen?“ rief er.

Marianne verfärbte sich, und mit einem seltsam wilden und nervösen Lippenspiel antwortete sie: „Indem ich mich von dir heiraten lasse. Du lachst? Du staunst? Das ganz Einfache ist immer erstaunlich. Ich werde dich in meine Karten sehen lassen, und du wirst dich überzeugen, daß sich die Partie längst auf diesen Schluß zugespitzt hat. Ich will nicht davon reden, daß wir glänzend zueinander passen, daß wir viele gemeinsame Interessen haben, daß wir einander nicht stören, uns hübsch aus dem Wege gehen werden, wenns sein muß, uns friedlich verständigen werden, wenns sein muß; daß du mich seit viereinhalb Jahren zu deinem Dienstboten, deinem vertrauten Dienstboten gemacht hast, und daß du dich nicht wundern darfst, wenn ich insgeheim, man ist ja nicht auf den Kopf gefallen, die Maschinerie deines Lebens ein wenig studiert habe und deshalb die Hebel und die Schrauben kenne. Die Dienstboten sind heutzutage alle sozialistisch angehaucht, und so ein bißchen Palastrevolution muß dir doch selber Spaß bereiten. Aber von all dem will ich nicht reden. Die Hauptsache ist, wie gesagt, daß ich am Ende vom Ende stehe. Und es könnte mir nicht einmal nützen, wenn du mir zweimalhunderttausend Gulden schenktest. Ich muß der Sache von

innen her beikommen, ich muß einen neuen Menschen anziehen, ich muß eine Position haben, ich muß, koſt es, was es wolle, meine verlumpten Brüder auf eine anſtändige Bahn bringen, und das kann ich nur durch die Sicherheit, die mir dein Name und deine Stellung gibt. Was aber dich betrifft, ſo entgehſt du durch die Heirat mit mir der unabwendbaren geſellſchaftlichen Ächtung. Der unabwendbaren, mein lieber Freund, denn abgeſehen von dieſer Affäre mit Helene Zurmühlen haſt du auch noch eine kleine Duellgeſchichte auf deinem Schuldkonto, vergiß das nicht, und wenn die beiden Dinge mitſammen wirken, dann iſt die Lawine nicht mehr zu dämmen. Nun ſieh ſelbſt, gründlicher und klarer kann man nicht ſein."

Erwin hatte ſich wieder hingeſetzt und ſtarrte ſchweigend Marianne an, die ſeinem Blick mit verwegenem Augenaufſchlag ſtandhielt. „Fein geſponnen, bewundernswert fein geſponnen," ſagte er endlich nach einer langen Pauſe. „Eine Erpreſſung von künſtleriſcher Akkurateſſe. Das leibt und lebt ja ordentlich und ſtimmt wie ein Uhrwerk. Aber eine ſolche Genauigkeit, in menſchliche Verhältniſſe übertragen, wird ſchon wieder zum Fehler. Ich beweiſe es dir, indem ich mich aus deiner Rechnung ſchlankweg ausſchalte. Ich bedaure herzlich, daß ich nicht eine der Ziffern vorſtellen kann für das Reſultat, das du brauchſt. Und ich ſehe mit Seelenruhe den Folgerungen entgegen, die du daraus ziehen wirſt."

Marianne ſtand auf. „Gott, ich habe mir nicht eingebildet, daß du gleich für mein Projekt zu haben biſt," erwiderte ſie ſpöttiſch. „Ich habe noch Zeit. Vielleicht entſchließt du dich in einigen Wochen; wer weiß, was ſich bis dahin ereignet. Deine Furchtloſigkeit imponiert mir nicht, ſie zeigt mir nur, daß du die Gefahr deiner Lage unterſchätzt. Du hältſt dich für ſtärker als du biſt. Du biſt die Kreatur der Welt, die du zu verachten vorgibſt, und eher würdeſt du in einer andern Welt Schuhe flicken als in der da zum gefallenen Mann

werden, zum Mann ohne Ehre. Die Geschichte mit dem Duell damals wird nicht mehr als gelungener Witz passieren, deine Aktien stehen schlecht, so etwas richtet sich eben nach der Konjunktur. Nun, ich muß laufen; hoffentlich hör ich bald von dir. Adieu, mein Lieber." Und mit unverschämter Freundlichkeit streckte sie ihm die Hand hin. Erwin rührte sich nicht. Sie zuckte die Achseln und ging.

In der darauffolgenden Nacht konnte Erwin nicht schlafen. Er verbrachte die Stunden teils mit Lektüre, teils damit, daß er in seinem Geist die Erinnerung an Kunstwerke sammelte. Jede Verdüsterung seiner Stimmung führte ihn zur Kunst. Um drei Uhr morgens nahm er die Gedichte Ulrich Zimmermanns zur Hand und fand sie dürr und allgemein. Er beschloß, sich von Ulrich abzuwenden. Um vier Uhr ließ er die Gestalten der übrigen Freunde an sich vorüberziehen und brach über alle den Stab, mit Ausnahme von Palester. Ein dunkles Gefühl der Furcht vor Palester stieg in ihm auf.

Er sehnte sich nach einem Jüngling, frisch wie der erste Lenztag, von besonderem Geist und besonderer Rasse mit kleinen, reizvollen Zügen einer gewählten Verderbtheit, lachend wie ein griechischer Gott und in Freuden erfinderisch wie Petronius. Jedes andere Gesicht, das er sich im Vergleich dazu vorstellte, erschien ihm gewöhnlich. Die Welt war zu gewöhnlich. Er bäumte sich unter dem Druck seines Geschicks, einer Epoche des Stumpfsinns, der ehrlosen Streberei, der uninteressanten Anständigkeit zuzugehören.

Drei Tage später war er in Sankt Moritz. Er lernte eine junge Russin kennen, die durch ihre fabelhaften Toiletten Aufsehen erregte, und reiste mit ihr nach Aix-les-Bains. Und wie er es in jener schlaflosen Nacht vorausgelebt, begegnete er dort einem Jüngling von großer Anmut, vollendeten Manieren und einer geistigen Empfänglichkeit, die auf ebensoviel Gelüste wie frühe Erfahrungen hinwies. Er war der Sohn eines deutschen Diplomaten, in Eton erzogen, und

befand sich mit seinem Hofmeister auf der Reise von Paris nach Italien.

Es gelang Erwin, jene Glut der Gefolgschaft in ihm anzufachen, die in jungen Jahren ein Bedürfnis der Seele ist und deren Verlauf oft das Schicksal der Späteren lenkt. Rolf von Hendrichsen verließ seinen Begleiter und fuhr mit Erwin bei Nacht und Nebel davon. Sie standen in Mailand vor Lionardos zerstörtem Abendmahl; sie schwelgten in der Ergriffenheit, die in Verona eine Besichtigung der Saligergräber bei Fackellicht erzeugte, sie träumten in den verwilderten Gärten und toten Palästen Ferraras, wandelten am Strand von Ravenna im Mondschein durch den düsteren Pinienhain, bestiegen in Ancona ein Schiff und fuhren nach Tunis, und sie ritten in die Wüste, und Erwin rief: „Hier bin ich einsam, hier bin ich fremd," doch mit einem Ausdruck als ob die Wüste seine Heimat wäre.

Indessen hatte Rolfs Entfernung unliebsamen Lärm verursacht. Der Hofmeister hatte nach Berlin telegraphiert, Verfolgung wurde beschlossen, und die Angehörigen des Jünglings hatten Mühe, ein öffentliches Ärgernis zu verhindern. In Syrakus wurden die beiden Freunde durch ein ganzes Aufgebot von Amtshaltern aller Gattungen überrascht; schließlich wandte sich alles zum Guten, ein Baron Marlotti, Sendling und Bevollmächtigter der Familie Hendrichsen, ein feiner alter Herr, bezeugte der Beredsamkeit Erwins seine Anerkennung und sandte den Eltern beruhigende Nachricht. Eines Abends saßen die drei so verschiedenen Männer auf einer Hotelterrasse in Taormina, hoch über dem Meer. Rolf sollte am andern Morgen mit Herrn von Marlotti heimwärts reisen, und man war in Abschiedsstimmung. Man sprach von der Freundschaft, von der Liebe, von der Jugend, von der Schönheit, lauter Dingen, die nach Erwins und Marlottis Übereinkunft verloren gegangen seien wie die Ingredienzien zum Stein der Weisen.

Die Liebenden erkenne man an einer gewissen Harmonie zwischen Blick und Mundlinie, behauptete Marlotti; bei Männern, die von einer wirklichen Leidenschaft besessen seien, verändere sich wie bei schwangeren Frauen das Antlitz in einer zugleich übersinnlichen und animalischen Weise. Er ließ durchblicken, daß er Erwin für einen dieser Besessenen halte. Erwin schüttelte seufzend den Kopf. „Zu vieles ist mir teuer und unentbehrlich," erwiderte er, „ich liebe die Luft, das Blatt, den Baum, die Nacht, ich liebe Piero della Francesca und Alfieris Myrrha, ich liebe die Stirn, den Atem, die Hand, den Schritt einer Frau, aber ich kann nicht auf die Blume verzichten, wenn ich nur dadurch allein die Frau gewinnen würde."

„Jetzt spielst du Komödie," warf Rolf ein und fügte gegen Marlotti hinzu: „Er liebt ein Mädchen, das so vollkommen ist, daß es sich ihm versagt."

Erwin lächelte. Er begann von Virginia zu sprechen, zurückgelehnt in einen schöngeflochtenen Stuhl, die Augen gegen den dunklen Atlas des gestirnten Himmels gerichtet. Die hinreißende Kraft seiner Worte erweckte ein großes Gefühl in den Zuhörern; doch was war das? War das noch Virginia, in der die Natur Bescheidenheit so hoch geadelt hatte, das Weltkind in seinem stillen Flor? Hier wandelte die Verderberin, herrlich schimmernd erhob sich über dem Sumpf der Großstadt das unergründliche Sinnbild des Verderbens, gekleidet in die Unschuld.

Es war interessant, es war lehrreich, und es war schauerlich. Ein Gesicht ist hierher gewendet, und ein Gesicht ist dorthin gewendet; hier ein loderndes und stolzes Gesicht, dort ein banges Gesicht, ein wissendes Gesicht, ein schuldiges Gesicht, ein sehnsüchtiges Gesicht. Und alles, was so klar, so gewachsen war, so Glied an Glied gekettet wie von der geschicktesten Hand gefügt, das war in seinem Mund problematisch und voll Dämonie. Und er spürte, wie er Virginia haßte, unsäglich haßte, und wie er sich selbst gemalt, indem er sie gemalt.

Eine Wahrsagerin trat an den Tisch. Rolf bekam aussichtsreiche Dinge zu hören. Zu Erwin sagte die hohläugige Alte, nachdem sie seine Hand betrachtet: „Verführung, Kerker, Tod.“ Die jungen Leute lachten, Marlotti blieb ernst. „Nun,“ meinte Rolf schmunzelnd, „es ist nicht so unwahrscheinlich.“

„Verführung und Kerker,“ antwortete Erwin, „das ja, an den Tod glaub ich nicht.“

Er war dann allein im fremden Land. Er erhielt einige Briefe von Frau Geßner. Er wurde aus keinem klug. Sie hatte von Edlitz aus die Wohnung in der Piaristengasse doch gekündigt, war für zwei Tage in die Stadt gefahren und hatte eine kleine Gartenwohnung in Gersthof gemietet, nur eine Viertelstunde von Erwins Villa entfernt, wie sie ihm gefällig zu verstehen gab, als wäre dies ein Mittel, ihn rascher zur Heimfahrt zu treiben oder Erklärungen über die Gründe seiner Abreise zu erhalten. Unumwunden zu fragen, hatte sie nicht gewagt. Von Virginia schrieb sie nichts.

Erwin antwortete wie jemand, der sich einem verzweifelten Rausch ergeben hat, um zu vergessen. Er schlug alle Töne an von der Müdigkeit bis zur Wut, von der Erbitterung bis zur süßesten Elegie, um durch das Herz der Mutter hindurch Virginia zu bewegen. „Eine Zeile von ihr wäre mir so viel wie einem Fieberkranken das Chinin,“ schrieb er, „ihr Schweigen ist wie Vitriol auf eine Pflanze.“ Nichts; umsonst. Er schreckte nicht davor zurück, Erlebnisse mit Frauen anzudeuten, wie er verschmähe aus Ekel oder die Arme ausstrecke, nur um zu vernichten.

Dann schrieb er ihr selbst. Niemals waren solche Briefe aus der Hand eines Mannes zu einer Frau gegangen. Vielleicht nie zuvor hatten Worte der Leidenschaft mit so versteckter Glut aufgeleuchtet, war Offenbarung so in Heimlichkeit, Schmerz so in Ergebung, Wille so in Schmerz gehüllt und alles wieder, Sorge, Mitleben aus der Ferne, Sehnsucht und

das Feuer der Seele in solchem Grade meisterhafte Berechnung gewesen. Aber Virginia antwortete nicht.

Er blieb in Rom. Er biß nachts in sein Kissen vor Ungeduld, aber er blieb. Da erhielt er Ende August einen Brief von Frau von Resowsky. Sie schrieb, es sei ein höchst albernes Gerede von einem fingierten Duell zu ihren Ohren gedrungen, er müsse das Gerücht um jeden Preis ersticken und den Verbreiter zu fassen suchen, noch sei es Zeit, die meisten Leute seien noch auf dem Land, wenn einmal der Klatsch Boden gewonnen habe, werde es nicht mehr möglich sein, ihm zu begegnen, er sei seinen Freunden schuldig, sich zu rühren, vornehmes Abwarten habe keinen Sinn, zumal seit dem Tod der jungen Frau Zurmühlen üble Dinge auch darüber gemunkelt würden.

Zwei Stunden darauf saß Erwin in der Eisenbahn. Der Gedanke, zu spät erwogen, daß Virginia von dem lästerlichen Unfug erfahren könne, machte ihn bleich vor Zorn. An einem Sonntagmorgen traf er in Wien ein und benachrichtigte Marianne sogleich.

Sie kam. Sie sah abgehärmt und müde aus. Nur ein schillernder Glanz in den Augen verriet eine festgefrorene Energie, die die Triebkraft einer Wahnidee besaß. Die durchlebte Einsamkeit veranlaßte Erwin zu Betrachtungen von nicht ganz selbstischer Art. Er sah im Geist eine Marianne, von der noch nicht der Blütenschnee der Jugend abgestreift war, das leichte Kind, noch liebenswürdig in seinem Werben um den Prunk der Welt und um die Liebe der Herzen, noch nicht enttäuscht von treulosen Liebkosungen, noch nicht entsittlicht und erschöpft.

Freilich, dies erbitterte ihn, daß sie sich erschöpfen ließen. Da war keine Lockung mehr.

Selbst das Auge, dieser Inbegriff des Lebendigen, das ihn stets belebte, stets gewann, es versagte. Er wurde hart. Anstatt zu bitten, forderte er. Marianne lachte ihn aus. Sie

schickte sich an, zu gehen, er hielt sie zurück. Noch eine Viertelstunde, und sie sprachen vertraut miteinander. Sein Wesen verriet ihr, was an ihm nagte; kaum konnte sie ihren schmerzlichen Neid verbergen. Sie überschüttete ihn mit Hohn, und er schien ihr recht zu geben, aber sein unsinniges Verlangen wuchs, indem er sich preisgab. Marianne brauchte nur den Namen Virginias zu nennen, und Virginias Bild leuchtete durch die Mauer, strahlte durch Marianne hindurch wie der Mond durch den Nebel.

Er griff sich an den Kopf. Ihn dünkte, er gewahre Virginia, wie sie den Mond mit ihren Armen umfaßt hielt, damals am Wasserbecken im Garten, das Antlitz hingewendet, aufgereckt zu höherer Schlankheit, unwissend, daß ihre Gebärde in einer schwer zu beschreibenden Weise nicht mehr ganz schamhaft sei, doch gerade nur so, daß erst der Schamloseste der Schamlosen davon geheimnisvoll befeuert werden konnte. Deine Himmelshöhe kann mich nicht verhindern, nach dir zu greifen, dachte er, und seine Augen feuchteten sich vor Begierde. Widerstehe! rief ihm eine Stimme zu, und es dünkte ihn ein Widerstand, ein Ruhen, ein Herabzerren ihres Bildes, wenn er tat, was Marianne von ihm wünschte. Der wildeste Trotz schäumte in ihm, und er sagte sich: auch wenn ich dies täte, auch dann wärst du mir noch sicher, auch dann noch müßtest du mein werden, auch dann noch! Und wie verführerisch, Marianne den Beweis zu liefern, daß sie seine niedrigste Dienerin würde, indem sie ihn in ihrer Macht wähnte.

Er hätte sichs am Ende zugetraut, die schimpflichen Gerüchte zu ersticken und Mariannes Entwürfe zu durchkreuzen, aber mehr als den gesellschaftlichen Sturz fürchtete er jetzt die Zersplitterung seiner Kräfte. Alles erschien ihm wesenlos, was nicht zu dem einen Ziel führte, und er glaubte sich an Marianne wie an dem ganzen Geist der Gesellschaft schon durch die ungeheure Verachtung zu rächen, die er den Einrichtungen entgegensetzte, die für heilig und nicht verletzbar galten.

„Gut, ich werde dich heiraten," sagte er gelassen, „jedoch knüpfe ich zwei Bedingungen daran. Du gehst zur Baronin Resowsky und erklärst ihr, daß ich mich mit deinem Bruder Sixtus geschlagen habe. Ich nehme als selbstverständlich an, daß du beim Legen der Schlingen deine Person nicht derart bloßgestellt hast, um mir diesen Ausweg zu verrammeln."

„Gewiß nicht."

„Du gibst das genaue Datum an, das mit den damals erschienenen Zeitungsnotizen übereinstimmen muß. Frau von Resowsky wird dann Sorge tragen, daß man im Klub erfährt, wie sich die Sache verhält. Die zweite Bedingung ist, daß unsere Ehe vorläufig geheim bleibt und erst, wenn ich den Augenblick für geeignet halte, zur Kenntnis der Welt gelangt. Keinesfalls vor Ablauf von zwei Monaten. Bis dahin bleibst du auf meinem Landgut bei Takern in der Steiermark."

„Ich verstehe," erwiderte Marianne blaß und mit boshaftem Lächeln.

„Bist du damit einverstanden?"

„Ja."

„Ich habe dein Wort?"

„Du hast mein Wort."

„In acht bis zehn Tagen können wir in Ungarn getraut werden. Von einer kirchlichen Zeremonie ist natürlich keine Rede. Unmittelbar nach der Trauung reist du nach dem Gut, und niemand erfährt deinen Aufenthalt. Die Geldsummen, die du brauchst, werde ich dir durch meinen Advokaten anweisen lassen."

„Ich verstehe," antwortete Marianne.

„Bleibt es dabei?"

„Es bleibt dabei."

Marianne spürte die Erniedrigung und erkannte sein Vabanquespiel. Ihre Brust war voller Kälte, und der Sieg stimmte sie nicht zuversichtlich. Sie hatte Angst um sich, Furcht vor Erwin, und der tödlich verwundete Stolz hatte keine

andere Zuflucht als die Erinnerung an eine Liebe, die fern war wie ein Kindheitstag. Es war, unbewußt, die letzte Hoffnung gewesen, daß Erwin ihren Stolz, den sie selbst zertreten, großmütig wieder aufrichten werde. Dies hätte sie ihm überschwenglich danken, dafür hätte sie hinsinken können, doch nun war alle Herrschaft im Bösen.

Am sechsten September fand in Preßburg die standesamtliche Verbindung in größter Heimlichkeit statt. Als Zeugen dienten der Gutsverwalter aus Takern und dessen Sohn. Vor dem Rathaus wartete der Wagen mit dem Reisegepäck. Frau Marianne Reiner fuhr allein zum Bahnhof.

Feïnaora

Geselligem Verkehr entsagend, war Erwin auch für seine nächsten Freunde nicht mehr zugänglich. Er brach eine Arbeit von leichter Haltung ab, um sich der schwierigen Untersuchung eines mathematisch-philosophischen Themas zu widmen: „Der Begriff der Konstante und die moralische Idee." Er konnte, er mußte bis zur äußersten Anspannung tätig sein, um nicht dem Gefühl einer Leere zu verfallen, das ihn rasend machte wie Zahnweh, ihn vor sich herabwürdigte und unerbittlich zu den Menschen trieb.

Menschen! Was waren ihm die Menschen! Er benutzte sie, er probierte sie, er genoß sie, er verwarf sie. Alle. Er hatte die Wirkung gespürt, durch die die genialsten Geister der Zeiten die Menschheit in Atem hielten. Er hielt sich selbst in Atem, um Genialität in sich zu spüren. Er lebte mit keinem. Er lebte für niemand. Er wandelte auf einem Kirchhof und analysierte Grabinschriften.

Bei Tag verließ er nicht das Haus. Nachts fuhr er in die Stadt und fand Gefallen daran, verrufene Orte zu besuchen, Tanzlokale letzten Ranges und Verbrecherkneipen. Es waren

Abhärtungskuren für die Nerven. Er nahm keinen Teil am Laster. Er war nicht lasterhaft. Laster und Verbrechen fesselten ihn als Elemente der sozialen Ordnung. Die Flut, in der er schwamm, hatte seinen Organismus gestählt gegen den Wechsel von kalten und warmen Strömungen, und sein Geist war wie der Gaumen der Tropenansiedler an die schärfsten Reizmittel gewöhnt und ihrer bedürftig. Und so war es Würze, wenn er, von den Schwaden des ekelsten Pfuhles umronnen, die Gestalt Virginias emportauchen ließ; wenn das Bild vor ihm floh, stürmte er ihm nach durch die Nacht der Gassen mit rachsüchtiger Brust.

Frau Geßner teilte ihm fast klagend mit, daß Virginia noch den ganzen September auf dem Lande verbringen wolle. Er fand dieses Schreiben gleichzeitig mit einem Brief Manfreds unter der eingelaufenen Post, als er eines Morgens nach Hause kam. Er las den Brief des Freundes, und seine Mienen hellten sich auf. Er lächelte und las aber- und abermals. Dann steckte er es in die Brieftasche und ging auf und ab. Sein Gesicht nahm einen inbrünstigen und frenetischen Ausdruck an, er preßte beide Fäuste an beide Wangen und murmelte mit geschlossenen Augen: „Nun hilf mir, Feïnaora, du Geschöpf der Inseln und des Meeres!"

Sonderbare Worte, deren Glut so unnatürlich wie geheimnisvoll erschien. Noch einmal löste sich die Spannung, er fiel wie vernichtet in einen Lehnsessel, schlief wie tot drei Stunden lang, und als er erwachte, sah er zu seinem Erstaunen den Brief, den ihm Frau Geßner geschickt, aufgeschlagen auf dem Tische liegen und gewahrte auf der Seite, die er leer geglaubt, vier Worte von Virginias Hand: „Ihre Schutzbefohlene grüßt Sie."

Das waren die ersten und einzigen Worte von ihr seit mehr als sechzig Tagen, dieser warnende, erinnernde und fast drohende Gruß. Erwin schüttelte bedächtig den Kopf. Er rief Wichtel und befahl ihm, sofort nach Edlitz zu fahren und

für ihn Quartier zu machen. Er selbst fuhr am Nachmittag mit dem Auto.

Die Wohnung, mit der er in Edlitz vorliebnehmen mußte, erregte trotz schlimmer Erwartungen sein Entsetzen. Drei niedrige Zimmer, mit Ölbildern behangene Wände, wacklige Stühle und ein liliputanisches Bett. Wichtel hatte schon Erkundigungen eingezogen; er beschrieb seinem Herrn, wo das Häuschen lag, in dem Virginia mit ihrer Mutter wohnte. Es war zehn Uhr abends, als sich Erwin auf den Weg begab. Alle Fenster der kleinen, hölzernen Villa waren dunkel. Nebenan war ein Bauernhaus, zwischen den beiden Häusern war Wiese, etliches Buschwerk, und unter einem Weidenbaum mit tief herabhängenden Zweigen war eine Bank. Er setzte sich dorthin. Die Nacht war sternenhell. Oben, inmitten des dichtrankenden Efeus, war ein Fenster offen. Es mochte wohl Virginias Fenster sein. Da schlief sie also.

Sie schlief und sie träumte. Träume kommen sonst nicht im ersten Schlaf, Virginia hatte aber jetzt eine sehr träumereiche Zeit. Sie träumte, daß sie sich in einer fremden Stadt befand. Die Straßen sind leer, es ist sehr kalt. Sie steht vor einem hohen Turm und schaut hinauf. Unter dem Dach des Turmes ist ein winzig kleines Fenster. Sie weiß, daß Manfred da oben wohnt und daß sie unbedingt zu ihm muß. Es ist von Wichtigkeit, sie darf keine Sekunde verlieren. Sie gewahrt sein Gesicht an der Fensterluke; es ist so klein wie eine Nuß, dennoch unterscheidet sie die Züge mit unheimlicher Genauigkeit. Frohlockend eilt sie in den Turm. Eine enge, finstere Treppe mit zahllosen steilen Stufen muß erstiegen werden. Es ist schwer, sie wird müde, sie denkt: warum kommt er mir nicht entgegen, um mir zu helfen. Da sagt ihr jemand, den sie nicht sieht, daß er oben angekettet ist. Sie verdoppelt ihre Eile, noch immer sind viele Stufen, es windet sich um die Mauer, wills denn kein Ende nehmen? Gott sei Dank, sie ist am Ziel. Aber was ist das? Der Raum ist leer, kein

Manfred zu sehen. Erschöpft lehnt sie sich ans Fenster, das nun nicht mehr winzig ist, sondern riesengroß. Sie starrt hinunter und hinunter, und siehe da, Manfred geht unten auf einem schmalen Weg und schaut herauf, verwundert, fremd, gleichgültig, mit einem Gesicht, das klein wie eine Nuß ist, aber deutlich wie eine Flamme. Das Gefühl der Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen, des unabänderlichen Getrenntseins und der Gefahr, die zu wachsen scheint, sie weiß nicht warum, entpreßt ihr einen Angstschrei, und sie erwacht.

Die Mutter rief von nebenan. Erst nach einer langen Pause antwortete Virginia beschwichtigend und erhob sich dann, um, wie sie zu tun gewohnt war, ans offene Fenster zu gehen. Ihre Blicke schweiften nach oben und blieben an den Sternen haften.

Erwin hatte den Schrei gehört; nun sah er sie aus der Finsternis in das bläuliche Licht hervortreten, das auch ihr Nachtgewand bläulich schimmern machte. Wenig fehlte und er hätte den schützenden Schatten verlassen, um ihren Namen zu nennen. Aber zum erstenmal ergriff ihn Verzagtheit.

Diese Brust oben, sie atmete, im selben Rhythmus vielleicht wie die seine; er fühlte die Nachtkühle über die leichtbedeckten Schultern huschen und wie die Glieder fröstelten.

Spät ging er zu Bett. Da er schlecht schlief, schlief er lange. Er schickte Wichtel mit dem Auftrag in die Stadt zurück, ihm sein Feldbett zu holen. Als er vormittags gegen elf Uhr wieder vor dem Häuschen stand, das etwa tausend Schritte vom Dorf entfernt war, sah er Virginia auf der gleichen Bank sitzen, auf der er sie gestern belauscht. Ihr helles Sommerkleid leuchtete durch die undichten Zweige. Sie hatte ein Buch auf dem Schoß und blickte müßig vor sich hin. Sie vernahm seinen Tritt und schreckte auf. Sie schauten einander gerade in die Augen.

„Erwin," sagte sie.

Er nahm ihre beiden Hände, die sie ihm ohne Widerstand überließ. Ihre Freude war so mit Furcht gemischt, daß sie

sich des Eingeständnisses von Schwäche, das in der hinstrebenden Bewegung enthalten war, erst nach dem Gruß und Gegengruß bewußt wurde. Da gewann sie sich wieder; mit trockenen Worten und Fragen verwischte sie die unwillkommenen Zeichen, die zu viele einsame Stunden verrieten.

Frau Geßner atmete hoch auf, als sie ihn endlich angelangt sah. Sie war redselig, neugierig, zapplig und etwas konfus. Da das Wetter schön war, beschlossen Erwin und Virginia spazierenzugehen. Virginia holte Hut und Schal. Als Frau Geßner mit Erwin allein war, schwieg sie eine Weile verlegen. „Was war denn eigentlich los?" fragte sie auf einmal hastig. „Haben Sie sich mit ihr gezankt? Es war kein vernünftiges Wort aus ihr herauszubringen." Ehe Erwin antworten konnte, kam Virginia zurück, lächelte die Mutter flüchtig an und rief: „Gehen wir!"

Frau Geßners Blick verfolgte die beiden schlanken und beinahe gleich großen Gestalten lange. Wie gut ihm der graue Dreß steht, dachte sie, wie leicht und kerzengerade er schreitet; und sie, das weiße Musselinkleid, die weißen Schuhe, der weiße Hut; „ein herrliches Paar," murmelte sie und seufzte.

Virginia und Erwin wanderten gegen die Hügel der sogenannten buckligen Welt. Virginia dachte: er ist anders als in der Stadt. Erwin dachte: sie ist dieselbe auch in der Natur. Die Natur erhielt ihre Belebung erst durch sie. Virginia verschwieg ihre Betrachtung; Erwin äußerte die seine. Das war der Unterschied. Er erzählte von seiner Reise, aber er schien nicht bei der Sache. Virginia merkte es und teilte seine Unruhe.

Auf einem Hang ließen sie sich unter Tannen nieder. Virginia lag gern in der Sonne, nur den Kopf barg sie im Schatten. Aber die Strahlen fielen dennoch auf ihr Gesicht, und sie bedeckte die Augen mit dem Hut. Im Innern des Geflechts entstanden regenbogenfarbige Perlen, in denen sich ihre Wimpern spiegelten. Sie wandte den Kopf und roch die säuerliche Feuchtigkeit der Erde.

„Wann haben Sie zuletzt von Manfred gehört?“ fragte sie. — „Vor ein paar Tagen,“ erwiderte Erwin. — „So? ich bin schon seit vierzehn Tagen ohne Nachricht. Was schreibt er?“ — „Vielerlei.“ — „Darf mans nicht wissen? Sind es Geheimnisse?“ Sie schaute Erwin forschend an, denn seine Miene erweckte ihre Aufmerksamkeit.

„Geheimnisse? Nein. Ich vermute nicht, daß Manfred Geheimnisse vor Ihnen hat. Ich werde Ihnen den Brief vorlesen. Hat er Ihnen von Feïnaora geschrieben?“

„Was ist das für ein Wort? Was bedeutet es?“

„So wird es zweifellos noch geschehen. Hören Sie zu.“ Erwin setzte sich aufrecht, nahm den Brief aus der Tasche, entfaltete ihn und las.

„Mein lieber Erwin! Ich habe seit Batavia keine Nachricht mehr von dir. Bis in den Indischen Archipel waren deine Mitteilungen von dankenswerter Häufigkeit, wenn auch nicht so regelmäßig, wie ich gewünscht hätte. Jedes Postschiff ist da ein Ereignis, und geht man bei der Briefverteilung leer aus, so gleicht man einem Kind, das zu Weihnachten keine Geschenke bekommt.

Wir sind von Java über Sumatra, Celebes, Ambon, Neuguinea nach Sydney und von da über die Cooks-Inseln hierher nach den Marquesas gefahren. Von nun ab verlegen wir unsere Tätigkeit mehr nach Süden, und in den Sommermonaten, also von Dezember bis März etwa, werden wir fern von der übrigen Menschheit an den Grenzen der Antarktis weilen, eine Aussicht, die nichts Verlockendes hat. Dann steuert der ‚Phönix‘ heimwärts. Bis Ende September treffen mich Briefe in Auckland auf Neuseeland, die weiteren Stationen werde ich rechtzeitig melden.

Wir haben viel und anstrengend gearbeitet. Ein Tagewerk, das in unseren Breiten noch erfrischend wirkt, ist in den Tropen schon ein Übermaß. Einige Mitglieder der Expedition sind vom Fieber nicht verschont geblieben, und einen

jungen Mann aus Magdeburg mußten wir im Hospital in Sydney sterbend zurücklassen. Zwischen Malabar und der Torresstraße ist der Körper stündlich in Gefahr, einer tödlichen Erschlaffung zu unterliegen, und die Feste, die das Auge feiert, müssen mit einem beständigen Kampf gegen den unsichtbaren Feind bezahlt werden. Eine gewisse Enthaltsamkeit, die mir angeboren ist, schützte mich mehr als meine Kameraden, die oft wie Gespenster auf Deck herumwankten. Ich lebte meist von Früchten und Reis. Es wächst dort eine Frucht, die Durianfrucht, wenn du die issest, lachst du vor Wonne. Ein buttriger, nach Mandeln schmeckender Eierrahm gibt die beste Idee davon, dazwischen kommen Duftwolken, die an Rahm, Zwiebelsauce, braunen Sherry und anderes Unvergleichliche erinnern. Sie ist weder sauer noch süß, sondern von einer würzigen Weichheit wie sonst nichts auf Erden, und je mehr du verzehrst, je weniger kannst du aufhören. Aber diese selbe Frucht, leider, verbreitet einen entsetzlichen Gestank, und bevor man sie öffnet, scheint es einem unmöglich, sie an die Lippen zu bringen. Das ist der Fluch irdischer Unvollkommenheit.

Soll ich schildern? schwärmen? vom Danainen-Schmetterling erzählen, von Tauben mit Korallenfüßen, von Schlangen und Urwäldern, vom Feuer der Vulkane, von den Herrlichkeiten der Smaragd-Inseln, von Zuitenborg oder der gewaltigen Tempelruine Boro-Budor? Das haben viele schon getan. Meine Feder ist zu armselig. Diese Dinge bereichern, indem sie entzücken. Anders der Mensch, die Kenntnis des Menschen; die bereichert, indem sie erzieht. Es war mir ja nie einer gleichgültig, der neben mir ging und dessen Namen ich nicht kannte. Zu Hause beruhigt man sich bald, Gewohnheit und Anpassungszwang machen das Fremde unscheinbar. In der Fremde ist es, als ob du nie ganz schlafen könntest, man hat immer ein schlechtes Gewissen, braucht immer eine tätige Rechtfertigung. Da ist der Heizer, der in der schauerlichen Glut des Maschinenraums haust und wie ein Kerkersträfling durch

den Ozean fährt. Ist er nicht ein Sinnbild der Gefahr und ein Vorwurf gegen meine Bequemlichkeit? Ich sehe den Chinesen, der fern von seiner Heimat Rupie um Rupie zusammenspart, fleißig und habgierig, der zu fürchten ist, wenn er schweigt, überlegen, wenn er spricht und durch Sanftmut seine Ausschweifungen verbirgt. Da ist der demütige Malaie, der eitle Amboneſe, der kindliche und wilde Papua, der Perlenfischer, dessen Augen ermattet sind vom Halbdunkel unterm Meer und dessen Haut verwaschen scheint und morsch von der Spülung und dem Druck der salzigen Lauge. Dann triffst du die Goldsucher, die in einer durch die Not geschmiedeten Kameradschaft die öden Steppen Australiens durchziehen, um nach vielen Jahren im Sandgrund eines entlegenen Flüßchens die Hoffnung auf den Reichtum greifen zu können, dessen Eroberung die Kräfte des Körpers vollends verzehren wird; sie oder den Farmer, der in einer Einsamkeit, wie wir sie nicht kennen, ja, die wir nicht einmal zu ahnen vermögen, mit Dürre und Hochflut kämpft und den es sechs Monate aufreibender Strapazen kostet, wenn er die widerspenstige Viehherde zum nächsten Markt an die Küste treiben muß. Auch dem verlorenen Sohn Europas bin ich begegnet, der unter mißtrauischen Ansiedlern eine neue Existenz gründet und dem von frevelhaften Händen das kaum fertig gewordene Blockhaus in Brand gesteckt wird; dem alten deutschen Arzt auch, in einer Schifferkolonie, der seit siebenunddreißig Jahren an Heimweh nach seinem schwäbischen Dorf krankt und weiß, daß er es niemals wiedersehen wird, weil es ihm nicht gelungen ist, so viel Geld zu erwerben, um zu Hause mit Anstand leben zu können.

Es nimmt kein Ende, Freund. Du meinst, die Beispiele seien überall zu finden. Das ist wahr. Aber warum schaut man heute ein Gesicht an, und es bleibt stumm, und ein andermal spricht es, kündet die Verkettungen des Schicksals? Man muß Schwamm sein, wenn einen der Zunder entflammen soll.

Forderst du Resultate, Vorsätze? Ich habe einen Sinn darin entdeckt, daß ich bin, nämlich den, daß alle andern mit mir sind. Ich kann keinen von ihnen entbehren, weil sie mich brauchen. Klingt das anmaßend, so füge ich hinzu: ich bescheide mich in meinem Kreis. Ich höre auf, mich selbst zu genießen. Ich will arbeiten, um zu dienen.

Lustig sind solche Erkenntnisse nicht. Man muß mit sich allein sein, um sie zu finden. Die Teilnahme eines Freundes würde den Prozeß nur trüben und verlängern. Nun denke dir meine Sehnsucht hinzu, mein aufgestacheltes Gemüt! Abgeschnitten bin ich von mir selbst; meine Adern sind zerteilt, die Hälfte meines Bluts fließt bei den Antipoden. Die Ruhlosigkeit der Tage wird von der Qual der Nächte übertroffen, Schreckbild überflügelt Schreckbild bis in den horchenden Schlaf. Ich mag das meiner Virginia nicht einmal andeuten, ich kann es nicht; das heitere Herz darf nicht mit Wolken überdeckt sein; ich will mich in ihrem Urteil nicht herabsetzen durch diesen Aufruhr gegen das Unabänderliche. Ich bemühe mich, ihr gelassen zu erscheinen. Aber meine innere Verstörtheit und Benommenheit ist mitschuldig an einem seltsamen Erlebnis, das ich dir erzählen will.

Auf dem Kurs von Melbourne nach den Marquesas warfen wir vor Mangaia Anker, einem lieblichen Eiland im Cook-Archipel. Wir wollten dort nach Echinothuriden fischen; das sind eigentümliche, prachtvoll gefärbte See-Igel, die ihre Platten durch ein besonderes Muskelsystem gegeneinander verschieben können und deren Stachel einen Giftapparat enthält. Einige junge Leute von der Expedition, darunter ich, arbeiteten am Strand, und jeder schlief nachts in seinem Zelt. Eines Morgens, meine Kollegen waren in Booten aufs Meer gefahren, trat ein braunes Mädchen vor mich hin, nackt bis zum Gürtel, mit einem Rock aus Grashalmen, so, wie sie alle hier gekleidet gehen. Sie redete, jedoch ich verstand natürlich nichts, nur ihren Namen verstand ich, weil sie stets die Hand

klagend auf die Bruſt preßte, wenn ſie ihn nannte. Sie hieß Feïnaora.

Feïnaora folgte mir auf Schritt und Tritt. Die andern lachten, als ſie zurückkehrten und das anſchmiegende Geſchöpf bei ſeinem Tun beobachteten. Von Fiſchern erfuhren wir, daß Feïnaora von ihrem Stamm verſtoßen worden war, aber den Grund wußten ſie entweder nicht oder konnten ihn uns nicht begreiflich machen. Immer wies ich das Mädchen fort und immer kam es wieder. Sie warf ſich auf die Erde vor mir und brachte mir Muſcheln, Krabben, Seeſterne, kleine Schildkröten und Kokosnüſſe. Sie war nicht gerade hübſch, aber ſie hatte ſanfte Augen, die mich rührten, einen zarten, blumenhaften Körper, kaum der Kindheit entwachſen, ein ſcheues Benehmen und ein ſchmeichelndes Idiom voller Vokale.

Morgens kauerte ſie vor meinem Zelt; abends kauerte ſie vor meinem Zelt. Rief ich: Feïnaora! ſo war ſie ſchon bei mir wie ein aufmerkſamer Hund, trug Waſſer und bereitete den Tee. Am letzten Abend, bevor der ‚Phönix‘ die Anker lichtete, brach ein Regenſturm los und Feïnaora kroch ins Zelt, um ſich vor dem Unwetter zu ſchützen. Sie mußte eine Ahnung des Abſchieds haben, denn ſie heulte mit ſonderbar wilden Lauten in die hohlen Hände. Ich wollte ſchlafen und gebot ihr, ſtille zu ſein. Der Schlummer kam, doch er war ohne Tiefe und ohne Vergeſſenheit. Angſtbilder wechſelten mit freudigen Viſionen, jene ſo quälend wie dieſe. Wie ein Verſchmachtender lag ich, die Gedanken flogen durch den Raum zu meiner Geliebten, mir war als müßt ich ſterben, ohne ſie noch einmal umarmen zu können, ohne ſie je umarmt zu haben, ich ſpürte ihren Mund, und ſo, im Verlangen, in der Furcht, in der Finſternis und Einſamkeit ſtreckten ſich meine Arme aus und ſie fanden Leben, Wärme, eine mitſchaudernde Bruſt, eine Sendbotin von der andern Hälfte der Welt, ein Herz ſchlug neben mir, ein liebendes Menſchenherz, und ich nahm, ich trank, ich erlöſte mich aus dem Fieber der Träume.

Am Morgen sah ich mich allein. Feïnaora war verschwunden. Es waren Leute im Hafen, die erzählten, daß einige Eingeborene in einem Boot den Hafen verlassen und daß sie draußen einen der ihren in die Wellen geworfen hatten; eine Stimme sagte mir, daß es Feïnaora war. Das Meer hat ihre Seele ausgelöscht. Virginia hat es gefordert.

Du lächelst, lieber Freund, du glaubst nicht an diesen Tod. Ich glaube an ihn, obwohl ich dadurch vielleicht schuldiger werde. Oder, wenn dich die moralische Wertung ungehörig dünkt, sagen wir nicht schuldiger, sondern verstrickter. Ich dachte zuerst daran, Virginia das ganze Vorkommnis zu verschweigen, denn überlege nur, wie wird es möglich sein, dies Widerspruchsvolle, dies Tier- und Traumhafte so zu fassen, daß sie versteht, verzeiht, vergißt? Aber sie muß es erfahren, ich will nicht monatelang mit bedrücktem Gemüt an sie denken und schreiben. Leb wohl für heute, Freund, und behalte im Andenken deinen ewig getreuen Manfred Dalcroze."

Virginia starrte in die Luft. Ihr Gesicht war allgemach blaß geworden, jedoch kein Spiel der Mienen verriet, was in ihr vorging. Sie lag auf dem Rücken, hatte die Arme nach beiden Seiten ausgestreckt, und ein Grashalm war zwischen ihre Lippen geklemmt.

„Er ist ein Narr," rief Erwin ärgerlich und drückte den Brief des Freundes in der Faust zusammen.

„Warum zerknüllen Sie denn den Brief?" fragte Virginia mit hartem Blick; doch kaum hatten ihre Augen einander getroffen, so senkte Virginia die Lider, eine verderbliche Röte zog über ihre Wangen, und sie wandte, ebenso jäh sich entfärbend, den Kopf nach der andern Seite.

„Sind Sie am Ende so töricht, Virginia, das aufgebauschte Geschichtchen ernster zu nehmen, als es im Grunde ist?" fragte Erwin mit vorsichtigem Mitgefühl. „Es ist nur gut, daß ich das Außenwehr bin, an dem sich die lächerliche Woge bricht. Er faselt ja, der Gute, er faselt! Wozu spricht er von alledem?

Wozu quält er sich? Jetzt plötzlich möchte er gern an die Großmut des freien Weibes appellieren und hat nichts für Sie getan, nein, Virginia, nichts, nichts, nichts. Er hat Sie aller Waffen gegen menschliches Treiben beraubt, und nun mag er sehen, wohin er damit geraten ist, da er fürchten muß, kein Verständnis für das Natürliche und Alltägliche zu finden."

Virginia rührte sich nicht. „Denken Sie nicht an Untreue. Virginia," fuhr er fort, „denken Sie nicht an Verrat. Wir Männer sind aus anderem Fleisch als ihr. Unsere Treue ist von anderer Herkunft und wurzelt so im Geist, daß, wenn ihr den Körper sündigen seht, die Treue manchmal erst zur Blüte kommt."

Virginia zuckte die Achseln. Es war als ob ihr jemand mit vielen Umschweifen gesagt hätte: morgen ist der zwölfte September. Ihr war kalt, über und über kalt.

Sie stand auf und ging den Hügel hinab. Erwin folgte ihr und pfiff leise. Schweigend wandelten sie über die Wiesenwege. Von den Bergen her waren indessen große schwarze Wolken heraufgezogen, und es donnerte. Der Kirchturm des Dorfs war noch weit entfernt, als es zu regnen begann. Virginia beschleunigte ihren Schritt nicht. Es regnete heftiger, und zum Glück gelangten sie an ein Haus. Das Tor war verschlossen; auf Erwins Pochen erschien ein Bauernweib, und da Erwin bat, den Regen hier abwarten zu dürfen, führte sie die Fremden in ein geräumiges und wohlausgestattetes Zimmer, dessen Sofa und Stühle mit weißem Linnen überzogen waren. Es war ein Sommerhaus für Stadtparteien, das in diesem Jahr nicht hatte vermietet werden können. Nachdem die freundliche Alte ein Weilchen geschwatzt und nach Bauernart lamentiert hatte, ließ sie die beiden allein.

In der Ecke stand ein Pianino. Erwin schob einen Sessel hin und spielte. Das Instrument klang dünn und verstimmt. Als er sich nach einer Weile umwandte, sah er Virginia mit bleichem Gesicht am Tisch sitzen und lautlos weinen. Ihre

Züge waren nicht im mindesten verzerrt, die Tränen rannen still, wie unaufhaltsam herab, die Hände lagen im Schoß. Als sie sich von Erwin betrachtet sah, erhob sie die Arme, stützte sie auf den Tisch und legte die Hände vor die Augen. Erwin schritt hin, faßte ihre Hände bei den Gelenken und bog sie auseinander, wie man bei einem Gestrüpp tut, wenn man ins Innere eines Waldes dringen will. Sie mochte ihr Gesicht nicht sehen lassen und beugte es tiefer herab. Er schob den Tisch zur Seite und kniete, als wolle er von unten ihren Blick erhaschen. „Virginia," flüsterte er, „Mut! Vertrauen! Haltung!" Der Ton seiner Stimme machte Virginia vertrauensvoll. Sie hauchte seinen Namen.

„Es war zuviel für dich," sagte er langsam.

Dich? Für dich? Virginia stutzte. Sie glaubte nicht recht gehört zu haben. Sie schaute ihm entsetzt in die Augen. So nahe, dachte er mit Frohlocken, mit Furcht vor dem, was nun folgen würde, so nahe! Denn er gewahrte jede einzelne ihrer feuchten, wunderbar emporgebogenen Wimpern. Für dich? fragten ihre Augen, während sie sich vergrößerten. Er packte ihre Schultern, sie aber, plötzlich aufschluchzend vor Scham und Schrecken, stemmte beide Hände vor seine Brust und wollte sich befreien. Er erhob sich. Er bohrte seinen Blick unwiderstehlich gegen den ihren, in dem allmählich Angst und Haß sich zu flehentlicher Bitte entschieden. „Nicht anrühren! nicht anrühren!" sagte sie schnell und leidenschaftlich. Aber allmählich löste sich der Krampf ihrer Muskeln, eine schlafähnliche Schwäche überfiel sie, trotzdem stand sie auf, doch ihr Kopf sank sonderbar matt, Erwins Lippen fingen ihren Mund wie etwas, das niederstürzt, wie man einen flügellahmen Vogel mit den Händen fängt, und ihr Erbeben setzte sich durch seinen Körper in elektrischen Wellen fort.

Er spürte ihre Brust, er trank ihren süßen Atem, er sah die weißschimmernde Linie der Zähne durch die Lippen, die von keiner natürlichen, eher von einer mechanischen oder

kränklichen Bewegung geöffnet waren, jede Sekunde verriet ihm beredter die Unentrinnbarkeit des lebendigen Leibes, den er hielt, der hingeschmiegt war, dessen Formen ihn bis in einen geisterhaften Jubel erhitzten und entzückten, der immer schwerer wurde in seinen Armen, bis er gewahrte, daß er eine Besinnungslose hielt, eine, die wachsfahl dalag, hilfsbedürftig geworden, in ein Intervall von Vergessenheit hinübergezogen, als ob die Sühne für beleidigte Ehre und geschändeten Stolz erst nach einem kurzen Tod zum Austrag gelangen könnte.

Und als sie die Lider aufschlug, als ihn das stählerne, feurig fließende Blau ihrer Augen traf, als ihn dieser Blick traf, der bis in den untersten Grund seiner Seele drang, da mußte Erwin einen Rückzug von entscheidender Bedeutung antreten, der ihn fast wieder an jene Schanzen warf, von wo er den Angriff einst begonnen. Sie ist unvergleichlich, sagte er sich, und ich habe eine Dummheit begangen, indem ich nach Analogien handelte, statt ihre Eigenart zu berücksichtigen. Ich war zu wenig originell, das rächt sich.

Es war die Helligkeit eines Blitzes, die ihn erkennen ließ: das ist Unschuld! Er hatte nicht daran geglaubt, niemals, im Innersten niemals. Unschuld! Was war denn Unschuld? Sind die kleinen, liebevollen Mädchen unschuldig, wenn sie ihre Sicherheit verteidigen? Die Frauen, wenn sie den Preis zu niedrig finden, der ihrer Begierde zur Gewissensruhe verhilft? Die furchtsamen Mädchen, die wissenden Frauen, die schwankenden, ziellosen, hungrigen, kühlen? Hier war Unschuld eine Kraft. Sie blendete ihn. Sie schmetterte ihn nieder, sie betrübte ihn. Was für ein Gegenüberstehen war dies doch! Element und Wille; die Schönheit und ihr Begehrer, ihr Verfolger, ihr Feind, ihr Sklave, ihr Herr, ihr Schicksal.

Erwin war dermaßen in Gedanken versunken, die weitab lagen von den bisherigen Gleisen, in Traurigkeit gesponnen,

die fast ohne Bezug war zur Gegenwart, daß er es kaum bemerkte, als Virginia das Zimmer verließ, eilend, flüchtend und stumm. Bah, wir werden uns bald genug treffen, dachte er mit verzerrtem Lächeln, als er sich allein sah. Nach einer Viertelstunde regungslosen Brütens ging er gleichfalls. Er rief die Bäuerin und gab ihr ein Geldstück.

Es regnete noch. Er beachtete es nicht. Er wählte sogar einen Umweg ins Dorf.

In seinem Zimmer ließ er Feuer machen, um die Regenkälte zu vertreiben. Was soll nun werden? grübelte er, vor dem Ofen sitzend. Sie ist im Vorteil gegen mich. Ich habe sie unterschätzt. Man sollte denken, es sei alles zu Ende. Aber wir fangen erst an, mein Liebchen, wir fangen erst an. Ich darf sie nicht mehr lassen. Zurückweichen? jetzt? unmöglich. Ich würde mir selber wertlos. Ich kann es nicht. Das Gelingen wird mich nicht reicher machen. Erfolg ist nur Bestätigung, nicht Vermehrung. Oh, wie sie mich zwingt zu dem, was ich tue! Sie reißt mich aus mir selbst heraus.

Statt friedlicher wurden seine Überlegungen aufgewühlter. Sie reißt mich aus mir selbst heraus! Das war eines jener tiefen Worte, die nur ohne Eitelkeit und Vorbedacht geprägt werden können. Der ungewohnte Aufenthalt in einem lautlosen Dorf tat ein übriges, um seine Stimmung zu verdüstern. Er las, er arbeitete an seiner Abhandlung über die moralische Idee. Am Abend schrieb er einen ausführlichen Antwortbrief an Manfred. Er fand es für gut, den Zwischenfall auf der Insel Mangaia für eine reizende, aber bedeutungslose Legende im Stil von Montesquieu oder Hearn zu erklären. Jedoch tadelte er den Freund lebhaft wegen seines Liebesfiebers.

„Ich kann mir nicht helfen," schrieb er, „in diesem Punkt erscheinst du mir ein wenig geschmacklos und rückständig. Und du spürst es selbst, wenn ich gewisse Äußerungen recht verstehe, in denen sich das Bedürfnis ausspricht, deine Lebensinteressen

mehr zu balancieren, sie von einheitlicher Belastung durch Liebe zu befreien und ihnen ein soziales Zentrum zu schaffen. Im zwanzigsten Jahrhundert repräsentiert die Liebe nicht mehr. Ich kann eine Tyrannei des Gefühls nicht billigen, die uns um den Genuß und die geistigen Ziele des Lebens betrügt. Nenne mich darum nicht zielbewußt. Zielbewußt ist ein Wort für die Statuten eines Schützenvereins. Ich bin nicht an der panischen Flucht vor der Liebe beteiligt, ich fliehe sie nicht, ich halte ihr stand. Doch ich kann nicht auf das Recht der schönen Selbstbestimmung verzichten. Leidenschaften sind Arzneien des Geistes und Massagen des Herzens. In der Liebe ist es wie in der Finanzverwaltung: ungesunde Zölle richten den Haushalt zugrund, und Monopole schädigen den freien Austausch. Du hast nicht wohl daran getan, dein polynesisches Erlebnis ins Europäische zu übersetzen. Die Milderungsumstände, die du wie ein gewiegter Jurist ins Feld führst, können nur dazu dienen, dir eine ungerechte Anklage auf den Hals zu ziehen. So erklärst du die Treue als ein Prinzip, und das ist verwerflich. Prinzipien morden die Jugend, das einzige positive Gut des Lebens. Ich habe das Unheil, das für Virginia daraus entstehen konnte, im Keim erstickt, indem ich sie vorbereitete. Sie wäre zu einer Dummheit fähig gewesen, da sie nie einen Berater hatte, der sie von den sinnlichen Vorurteilen ihrer Kaste befreite. Jetzt magst du unbesorgt sein. Ihre Konstitution ist von der Art edler Pferde, die bei sachgemäßer Behandlung stets das Außerordentliche leisten, ein Vergleich, der nichts Anstößiges hat, wenn man, wie ich, der Meinung ist, daß ein edles Pferd zu den vollkommensten Wesen der Schöpfung gehört. Sie ist dazu bestimmt, zu triumphieren, und die abgefeimtesten Dandys verlieren auf der ganzen Linie den Kopf. Graf Hennsdorff versicherte mir, man müsse vor ihr niederknien. Er, vor dem doch alles kniet! Leb wohl, Gott schenke dir Frieden und Vernunft."

Das Bindende

Erwin arbeitete bis in den Nachmittag. Gegen zwei Uhr pochte es an seiner Tür. Es war Frau Geßner. Verlegen und zögernd trat sie ein. Erwin ging ihr höflich entgegen. Sie fragte, was zwischen ihm und Virginia vorgefallen sei. „Nichts von Wichtigkeit," antwortete er kühl.

„Dann weiß ich nicht, was das Mädel hat. Durchnäßt ist sie gestern nach Haus gekommen und hat sich ins Bett gelegt. Ich glaube, sie hat gefiebert. Hat auch kein Wort mit mir gesprochen, kein einziges Wort, gestern nicht und heut nicht. Können Sie sich das erklären?"

„Ist sie heute aufgestanden?"

„Ja. Sie sitzt in ihrem Zimmer."

„Was tut sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich werde mit Ihnen gehen."

„Tun Sie das lieber nicht. Sie wird Sie nicht empfangen."

„Ach? Sie wird mich nicht empfangen? Wie wird sie das machen?"

Frau Geßner zuckte die Achseln. „Ich wollte Vormittag zu Ihnen, sie hat mirs streng verboten. Was ist los? sag ich. Sie schaut in die Luft. Jetzt hab ich mich weggestohlen."

„Ich gehe mit Ihnen."

„Sie ist eigensinnig, Erwin. Man macht sie krank, wenn man ihren Eigensinn brechen will."

„Wir werden sehn."

Das ungleiche Paar ging über die triefenden Wege unter einem trüben Himmel schweigend dem Landhaus zu. Das Häuschen hatte fünf bewohnbare Räume, von denen zwei kaum als Zimmer anzusprechen waren. Unten lag das Eßzimmer, daneben war die Küche und eine feuchte Holzkammer. Oben war ein ziemlich großes Gelaß, das auf den Balkon führte; auf der einen Seite dieses Raums war eine Türe zu

Virginias Schlafzimmer, an die andere stieß das Zimmer der Frau Geßner. „Habt ihr denn nicht Geld genug, daß ihr euch in solche Käfige sperrt?" wandte sich Erwin auf der Treppe an Frau Geßner.

„Es war nichts Besseres zu haben," stotterte diese schuldbewußt.

„Ich habe euch Paläste angeboten," versetzte Erwin zornig. „Gott bewahre einen vor Krämer- und Spießervolk. Ich bitte um Verzeihung, aber meine Geduld ist zu Ende." Maßlos eingeschüchtert, vermochte die Frau nichts zu antworten. Eine böse Ahnung überkam sie.

In dem großen Zimmer wartete Erwin, während Frau Geßner zu Virginia ging. Er betrachtete die einfachen Zirbelholzmöbel, das plumpe, rotüberzogene Sofa und die schmucklosen Wände. In der einen Ecke war ein getünchter Steinofen, der häßlich und etwas beschädigt aussah. Virginia hatte einen großen Schirm davor aufgestellt, den der Dorftischler nach ihrer Zeichnung gefertigt hatte und dessen vier aneinandergenietete Teile sie als Rahmen für einige ihrer Skizzen benutzt hatte. Man gewahrte da einen Pfau, der ein Rad schlug, zwei Äpfel auf einem blauen Teller, eine gebundene Garbe und einen Korb, in dem Forellen lagen.

Mit ratlosem Gesicht erschien Frau Geßner wieder. Hinter ihr wurde die Türe abgesperrt. „Was gibts?" fragte Erwin tonlos. Die Frau blickte scheu zu Boden. Er trat an die Tür und packte mit krampfhaftem Griff die Klinke. „Virginia!" rief er heiser.

Keine Antwort. Er wartete; er atmete tief auf.

„Virginia! Sie erlauben mir also nicht, mit Ihnen zu sprechen?"

Keine Antwort.

„Virginia! Ein Mann von Ehre, nein, sagen wir: von anständigem Betragen darf nicht wie ein unverschämter Zudringling behandelt werden." Er betonte sehr scharf. Eine

mahlende Kaubewegung der Kinnladen schien seine Worte zu pulverisieren.

Keine Antwort.

„Um Gottes Himmels willen, was war denn zwischen euch?" raunte Frau Geßner, dicht zu Erwin herantretend. Aus ihren Augen fielen eine Menge von perlenden, hellen Tränentropfen wie Wasser aus einem Sieb. Erwin befahl ihr durch eine barsche Gebärde, zu schweigen. Er war sehr bleich. Er zog die Uhr, behielt sie in der Hand und rief: „Hören Sie mich, Virginia! Es ist jetzt drei Uhr. Um sechs bin ich wieder da. Sie werden sich dann entschlossen haben, mich einzulassen. Ich werde diese Beleidigung zu vergessen suchen. Hören Sie! Um sechs Uhr. Das ist mein letztes Wort."

Er ging, ohne sich um Frau Geßner zu kümmern. Zweieinhalb Stunden lang irrte er in beständigem Regengerieſel mit aufeinandergepreßten Zähnen durch die Wiesen und Felder. Er hatte beabsichtigt, vor der angekündigten Zeit an Ort und Stelle zu sein, um das Mädchen zu überraschen. Diesen Plan verwarf er. Es war halb sieben, als er mit festen Schritten die Treppe emporstieg. Er trat ein und verbeugte sich vor Frau Geßner, die, als sie ihn gewahrte, beide Hände an die Wangen preßte. Er blickte fragend nach der Tür. Frau Geßner schüttelte traurig den Kopf. Sie trat wieder dicht vor ihn hin, hob den Zeigefinger und flüsterte: „Etwas Übles haben Sie ihr angetan. Ich kenne mein Kind. So war sie noch nie."

Erwin schaute sie verächtlich an. Er empfand Ekel wie zumeist, wenn er bejahrte Frauen reden sah, deren Mund des beherrschten Mienenspiels ermangelte. Er würdigte sie keines Worts und ging zu der verschlossenen Tür. Er klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers dreimal. „Ich bin es, Erwin Reiner, nicht Sixtus von Flügel!" rief er.

Er drückte die Klinke. Er rüttelte an ihr, stärker und stärker, mit Erbitterung, mit Wut. Umsonst, nichts zu hören; kein

Schritt, kein Laut. Nun wanderte er ein paarmal durch das Zimmer, wobei ihm Frau Geßner aufmerksam zusah. Nach einer Weile trat er wieder zur Tür und sagte eindringlich: „Virginia, öffnen Sie! Noch niemand hat gewagt, was Sie heute wagen. Ich will Ihnen keinen Anlaß geben, eine Behandlung zu bereuen, die ich nicht verdient habe. Besinnen Sie sich, Sie haben noch eine Viertelstunde Zeit, um zu überlegen."

Damit trat er zum Tisch, nahm einen Stuhl und setzte sich. Er starrte gleichgültig vor sich hin. Von Zeit zu Zeit schaute er auf die Uhr. Frau Geßner saß am offenen Balkon. Sie rührte sich nicht, bewegte selbst die Augen nicht. Sie horchte. Die den Fenstern gegenüberliegenden Wände röteten sich plötzlich. Draußen, durch die Zweige der Bäume flutete kupferfarbenes Licht. Innerhalb fünf Minuten war der ganze Himmel mit orangeroten Zirruswolken bedeckt. Ein kläffender Hund sprang vor dem Haus vorbei.

Die Viertelstunde war abgelaufen. Erwin erhob sich und griff nach seiner Mütze. Frau Geßner streckte bittend die Hand aus. Er zuckte die Achseln und ging. Es steht zu vermuten, daß er bis zu diesem Augenblick seines Lebens kein Gefühl kennengelernt hatte, das der Verzweiflung nur ähnlich war. Jetzt empfand er es. Es war ein grauenhaft verwundertes Voreinerwandstehen und Nichtweiterkönnen. Vor einer Tür stehen und nicht eingelassen werden! Das war das Furchtbarste, was ihm zustoßen konnte. Darauf also hatte sich sein Leben zugespitzt? Das war das Ergebnis: vor einer Tür stehen und nicht eingelassen werden!

Sein Fuß stockte an der Treppe, und er sah in die Dunkelheit hinunter wie ins Bodenlose. Da vernahm er eilige Schritte hinter sich. Er wußte, daß ihm die Alte folgen würde. Sie tippte mit ihren kalten Fingern auf seine Hand, die das Geländer umfaßt hielt, und sagte heimlich: „Ich kann mirs denken, Erwin."

Woher nimmt sie den Mut, mich Erwin zu nennen? dachte er verdrossen; alle alten Mütter sind lästig und respektlos. „Was steht zu Diensten?" sagte er mit höflicher Kälte. „Wenn Sie nur Vertrauen zu mir hätten," antwortete sie seufzend.

Erwin stieg die Treppe hinunter und sie folgte, weil sie ihm eine Unschlüssigkeit anmerkte. In dem großen Zimmer unten, das ohne Stufe ins Freie führte, blieb Erwin stehen und sagte: „Gut, Mama. Sie sollen sehen, daß es mir an Vertrauen nicht fehlt. Ich bitte Sie um Virginias Hand."

Das gelbe Gesicht der Frau schien auf einmal größer zu werden. Im Geist hatte sie sich des öftern das Entzücken ausgemalt, das sie empfinden würde, wenn einst diese Worte an ihr Ohr schlagen sollten. Und nun war sie keineswegs entzückt, sondern im höchsten Grad erschrocken. Der Schrecken lähmte ihre Freude und die Vorstellungen von Glanz, Sorglosigkeit und Reichtum. „Sie bitten mich um Virginias Hand?" wiederholte sie ungläubig und matt. „Mich? mich bitten Sie? warum nicht Virginia selbst?"

„Soll ich ihr meinen Heiratsantrag durch das Schlüsselloch zubrüllen?"

„Virginia ist aber doch verlobt, Erwin —?"

„Ja, das ist der Anstoß, wie Hamlet sagt. Immerhin, es sind schon festere Bündnisse aufgelöst worden."

„Sie läßt nicht von ihrem Manfred, um keinen Preis."

„Darauf kommt es eben an."

„Ist es Ihr wahrhaftiger Ernst?"

„Man scherzt nicht, wenn man mit Füßen getreten worden ist."

„Ach, wie unglücklich bin ich!" rief Frau Geßner leise und bekümmert, aber jetzt war in ihren Augen ein Ausdruck, der die monatelangen kupplerischen Wünsche enthüllte. In einer besorgten Falte ihrer Stirn wohnte der letzte Gedanke an Manfred wie der letzte Gast einer vordem zahlreichen

Gesellschaft; alles übrige an ihr war Aufregung, Erwartung und Furcht.

Erwin schaute sie an, wie man ein gelungenes Werk ansieht, und unterdrückte ein maliziöses Lächeln. Er faßte die Frau unter den Arm und sagte: „Sie begreifen, Mama, es handelt sich also darum, Virginias kindischen Trotz zu besiegen. Das Wichtigste ist, daß ich mit ihr sprechen kann. Sagen Sie ihr, ich sei abgereist. Sie wird es bedauern, sie wird in sich gehen. Ich werde morgen im Gasthaus bleiben. Um acht Uhr abends werde ich unvermutet und möglichst geräuschlos ins Zimmer treten. Sprechen Sie nicht mit ihr über mich! Sorgen Sie dafür, daß sie bei Ihnen sitzt; wenn sie mich sieht, habe ich gewonnen. Die Dinge sind weiter gediehen, als Sie denken, Mama," schloß er; „Virginia ist uneins mit sich selbst. Das ist der Schlüssel zu ihrem Verhalten, auch die Erklärung dafür, daß ich es ertrage. Helfen Sie mir, und alles wird gut."

„Und Manfred?" murmelte Frau Geßner.

„Manfred wird mit Feïnaora tanzen."

„Wie?"

„Davon reden wir ein andermal."

„Und Sie werden meine Tochter glücklich machen, Erwin?"

„Weinen Sie jetzt nicht, Mama, ich halte keine Alteration mehr aus."

Es ist so wie er sagt, dachte Frau Geßner, als Erwin gegangen war: Gina ist uneins mit sich, das arme Kind weiß nicht, was es tun soll. Aber da gibt es kein Schwanken; das Glück, das sich ihr da bietet, darf sie nicht von sich weisen.

Mütter sind stets geneigt, die Wahl des Herzens gegenüber den weltlichen Vorteilen einer Heirat gering anzuschlagen. Nicht die klügste und sanfteste ist fähig, sich der Gefühle ihrer eigenen Jugend zu erinnern. Alle haben gelernt, praktisch zu sein, und haben vergessen, daß die Feindseligkeit zwischen den Generationen auf den Verblendungen der Habsucht und den

Irrtümern der Vernunft beruht. Sie werden gemein, ohne es zu wissen, und grausam, ohne es zu wollen.

Erwin hatte sich auf die Bank unter der Weide gesetzt und schaute in das feurige Rechteck von Virginias Fenster, das von immer schwärzer werdender Nacht begrenzt wurde. Lange saß er so. Es läuteten tiefe Glocken, deren Schall der Wind ungedämpft herübertrug. Er verspürte weder Hunger noch Durst, obwohl er seit Mittag nichts gegessen hatte. Es war ihm als hätte er ein Gelübde abgelegt, nicht zu essen noch zu trinken, bevor ... bevor die Tür dort oben offen stand. Es war als dürfe die Sonne nicht mehr scheinen, bevor die Tür dort oben offen stand. Es war als hätte er vor dieser Tür gelegen und um Einlaß gewimmert. Es war als hätten unzählige Menschen dabei zugeschaut und ihn verhöhnt.

Seine Pläne gediehen nicht. Er verwarf die einen als zu kühn, die andern als nutzlos. Sein Stolz krümmte sich wie ein Span im Feuer. Das Feuer war seine Begierde, sein Haß. Plötzlich zuckte er zusammen. Das beleuchtete Rechteck wurde finster. Virginia ging schlafen. Ihre nackten Füße hatten den groben Bretterboden berührt; ihr wenig beschützter Leib hatte gefröstelt in der feuchten Wiesenluft, die durch die Fensterfugen drang. Nun lagen ihre Glieder auf weißem Linnen, auf kühllosem Linnen lagen sie ausgestreckt da. Die weißfingrigen Hände fanden sich wie ein Liebespaar, das in der Finsternis einander sucht. Der Smaragdring auf der Linken war abgezogen, und sie war frei vom verpflichtenden Bund. Nackt war der Goldfinger ohne den Ring, wie eines Kleides ledig. Die zedernholzfarbenen Haare flossen über kühle Kissen, stauten sich gegen die Wangen und zitterten dort im Atemhauch eines Seufzers. Die Wölbung zwischen Wimpern und Brauen, die den Schmelz und die Reinheit eines Blütenblattes und die vollkommen parallelen Begrenzungslinien hatte, die auf Beseeltheit und Leidenschaft schließen lassen, überzog sich langsam mit dem sinnlichen Karmin des Schlummers. Maß man den

Raum von hier bis an die Lagerstätte, es mochten nicht zehn Meter sein. Aber eine Tür war dazwischen, die nicht geöffnet wurde.

Virginia dachte nicht an die Tür. Auch an die Finsternis dachte sie nicht.

Sie hatte nicht gebebt, als die Klinke unter der Wucht seines Griffes geächzt hatte. Sie war ruhig am Tisch gesessen, den Kopf in die Hand gestützt, in den erglühenden Himmel schauend. Sie dachte nicht mehr an Feïnaora, sie glaubte Manfred die Verwirrung, ihr schien als liebe sie ihn doppelt um seiner Wahrheitskraft willen. Hätte eine Stimme ihr gesagt, er, der andere, sitze drunten hinter den Zweigen der Weide, sie wäre nicht überrascht gewesen. Denn sie fühlte seine Nähe unaufhörlich. Sie fühlte seinen heftigen und sprechenden Blick, seine unterwerfende Gebärde, sie sah die kochende Unzufriedenheit auf seiner Stirn und den heimlich zuckenden Nerv seiner Lippen. Sie wußte sich von alledem gekettet, aber sie war entschlossen, sich frei zu machen. Sie wollte frei sein. Sie wollte nicht mehr vom Morgen bis zum Abend mit erwartendem Nachdenken an ihm hängen. Sie wollte frei sein. Sie wollte nicht mehr ihr Herz klopfen hören, wenn seine Worte sie betasteten wie Finger oder eine Wißbegier erregten, deren sie sich schämte.

So oft sie die Augen zumachte, mahnte sie ihr Mund an den seinen. Wie hatte er es wagen können, ihren Mund mit dem seinen zu berühren! Das war es, wobei ihre Gedanken stockten und jede Frage mit stummer Flucht beantworteten. Das machte sie so kalt und so gleichgültig. Sie hatte keine Freude mehr an sich selber. Sie wünschte sich einen Rächer, aber aus Mitleid mit ihm und aus einem Rest von Achtung für seinen Freundschaftsbund mit Manfred fürchtete sie die Rache.

Er hatte ihren Mund mit seinem Mund berührt. Dies hatte nichts in ihr geweckt, es hatte nur getötet. Es war ihr zumut gewesen als ob ihr Blut weiß würde. Ja, alle Dinge

verblaßten mit einem Mal, auch Manfreds Bild. Jetzt, bei verlöschtem Licht, fiel ihr die Perlenkette ein, und sie erkannte die Unmöglichkeit, den Schmuck noch länger zu besitzen. Doch war es schwer, für die Zurückgabe die höfliche und zugleich unwiderrufliche Form zu finden.

Sie grübelte fast den ganzen nächsten Tag darüber. Als ihr die Mutter sagte, Erwin sei in die Stadt gefahren, ärgerte sie sich. Sie hatte die Mutter bitten wollen, ihm die Perlen zu bringen. Wäre sie achtsamer gewesen, so hätte sie die Verlegenheit der Mutter merken müssen, die zu wenig Einbildungskraft besaß, um erfolgreich lügen zu können. Im übrigen hatte sie sich vorgenommen, ihm heute gegenüberzutreten. Sie blieb mit ihrer Arbeit im Balkonzimmer. Sie war verstimmt und sprach den ganzen Tag fast nichts. Gewitter lagen in der unbewegten Luft.

Es hatte acht Uhr geschlagen, als Erwin kam. Seine Schritte schallten erst dicht vor der Schwelle, da er Tennisschuhe angezogen hatte, um sie geräuschlos zu machen. Der Blick, mit dem Virginia die Mutter ansah, war wild und bezichtigend, und Frau Geßner duckte sich wie bei einem Steinwurf.

Erwin grüßte. Sein Spottlächeln trieb Virginia das Blut ins Gesicht. „Ich habe meine Abreise verschoben," sagte er, „weil ich mir den Bescheid wegen des Antrags holen wollte, den ich Ihrer Frau Mutter gestern gemacht."

Frau Geßner wollte erwidern, daß er ihr verboten habe, davon zu sprechen. Er schnitt ihr das Wort ab. Die kühle Redensart falle ihm schwer, die das Ungewöhnlichste von allem ausdrücke, wozu er sich jemals entschlossen.

Virginias fragende Miene nötigte ihn zur Deutlichkeit. „Ich habe Sie von Ihrer Frau Mutter zur Ehe begehrt," sagte er.

Das Erstaunen Virginias war so naiv, daß es etwas wie Heiterkeit über ihre Züge verbreitete. „Man sollte wirklich denken, daß Sie Ihren Spaß mit mir haben wollen," antwortete sie endlich. „Nein, das ist wirklich zu stark!" rief sie mit entflammten Wangen und erhob sich.

„Ich weiß nicht, ob dieser Unglauben beleidigend oder schmeichelhaft für mich sein soll," versetzte er mit mühsamer Gelassenheit, hinter der sich sein Ingrimm und seine schmerzhaft verwundete Eitelkeit verbargen.

„Schmeichelhaft? wieso denn schmeichelhaft?" fragte Virginia betroffen.

„Ich biete Ihnen, was keiner bieten kann," begann er mit seiner umflorten Stimme, und während er sprach, sah man beständig seine großen, porzellanweißen Zähne. „Sie aber haben nur Hohn und Kälte dafür."

„Weil Sie wortbrüchig sind," fiel Virginia mit bitterem Tone ein.

„Ja, ich wage es, diese Hand zu fordern, die sich vergeben hat, ohne zu wissen, was sie gab," fuhr er fort. „Ich wage zu denken, daß ich, ich, nur ich es bin, der ihrer würdig ist. Der andre hat empfangen, er wußte, was er empfing, aber er ist geflüchtet mit einem Wechsel auf die Zukunft. Er hat Ihre Seele mitgenommen und hat Ihnen dafür zwei Jahre gelassen, qualvolle Jahre des Aufwachens, des Scheinlebens, armseliger Hoffnung, augenloser, unbeherzter Jugend. Und ich, dessen Stern es war, Sie zu finden, dessen Bestimmung, Sie glücklich zu machen, ich soll vor der Tür stehen und betteln, ich soll zu Kreuze kriechen, ich soll das Vorrecht des Schwächeren achten, soll edelmütig verzichten? Warum? warum? Ich kann, ich will, ich darf nicht verzichten. Den Freund halt ich hoch, über mich selbst aber kann ich nicht hinweg."

Virginia machte Miene, das Zimmer zu verlassen. Ihr Antlitz zeigte keine Bewegung, kaum ein Gefühl. Ihre Lider waren so tief gesenkt, daß die Wimpern einander berührten. Erwin trat ihr in den Weg. „Nein, Virginia," sagte er mit einem Ungestüm, das seine Haut zu entfärben schien, „nein! So nicht. Hören Sie mich gefälligst an."

„Ich habe nichts zu hören, und ich will nichts hören."

„Ein anhängliches Herz habe ich zerrissen, gemordet, das Herz einer Frau, die ich liebte, nur weil Sie, Virginia —"

„Sprechen Sie davon nicht. Sie haben dort verraten, wie Sie hier verraten."

„Bleiben Sie, Virginia!" Er schrie es fast und trat ihr von neuem in den Weg. „Das alles wäre ja Wahnsinn, wenn ich Sie überreden wollte, gegen Ihre Empfindung zu handeln, wenn ich glauben würde, ich risse Sie aus dem Glück ins Unglück, wenn ich überzeugt wäre, Sie hätten unabänderlich gewählt. So steht die Sache aber nicht. Sie haben nicht gewählt. Sie haben gar keine Gelegenheit gehabt, zu wählen. Sie haben sich nur verpflichtet. Ihre Ehe mit Manfred würde ein Kampf der Sehnsucht mit der Alltäglichkeit sein, des Traumes mit der banalen Arbeit, der Schönheit mit dem häßlichen Zwang. Sie sind nicht geboren für die Niederungen, Sie würden sich insgeheim zu Tode seufzen an der Seite eines Mannes, den jetzt noch der Glanz der Jugend umgibt, der aber in zehn Jahren vertrocknet sein wird, sparsam sein wird, krank sein wird, den die Geschäfte des Lebens kraftlos und die Enttäuschungen des Berufs übellaunig gemacht haben werden. Ich würde Sie hegen, Virginia, wie einen auf die Erde verschlagenen Seraph. Ich würde Sie lehren, Feste zu feiern, mit immer gefüllten Händen würde ich dastehen, ich würde nie von Liebe sprechen, aber ich würde Sie in Liebe hüllen wie in einen kostbaren Mantel. Ich könnte Sie die Wunder erleben lassen, die in einem lautlosen Einanderbegreifen liegen, und das Geheimnis, das darin besteht, zu genießen, ohne zu bereuen. Haben Sie bedacht, wie ungeheuer es ist, einen Menschen zu wissen, der sein Leben einer Leidenschaft widmet? Ahnen Sie denn, was eine solche Leidenschaft vermag, die vom Blut gezeugt, vom Geist genährt, von den Sinnen erzogen und von der Natur bestätigt worden ist? Ich müßte an allem verzweifeln, am Blut, am Geist, am Schicksal, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, daß Sie sich an diesem Feuer schon

längst entzündet haben und daß Sie sich nur so stellen, als seien Sie unversehrt. Sie sind es nicht. Unausrottbar bin ich in Ihnen, Virginia! Sie mögen tun, was Sie wollen, von mir kommen Sie nicht los!"

Unwillen, Beschwörung, Widerwillen, Entrüstung, dumpfes Hinsinnen, Schrecken, das alles war in Virginias Gesicht zu unmittelbarem Ausdruck gelangt. Nach den letzten furchtbaren Worten schaute sie Erwin traurig an. Um ihren Mund lag ein merkwürdiger Zug von keuschem Bedauern. „Ich bitte einen Augenblick zu entschuldigen," flüsterte sie endlich und ging in ihr Zimmer. Frau Geßner saß am offenen Balkon, die Ellbogen in den Schoß, den Kopf in die Hände gestützt, und blickte verloren ins Licht der Lampe. Erwins Worte hatten sie tief ergriffen; sie war von Bewunderung für diesen Mann wie gelähmt. Sie verwünschte Manfred im stillen, sie grollte Virginia, sie beneidete Virginia. Sie erkannte, wie leer und nüchtern ihr eigenes Leben verlaufen war. Ein einziger Ball, eine einzige Nacht, sonst nichts! Und solche Männer gab es wie den! Sie dachte an den Tod; das schien ihr noch das Beste, woran sie denken konnte.

Als Virginia zurückkam, streckte sie Erwin die Hand entgegen, auf der das Perlenhalsband lag. Bitte und Entschiedenheit vereinigten sich in der Geste wie im Blick, ein stolzer, ruhiger, unabänderlicher Entschluß. Frau Geßner stieß ein dumpfes Knurren aus.

Erwin wurde erdfahl. Alles verloren, sagte er sich, alles umsonst.

Es ist anzunehmen, daß die Raserei, von der er befallen wurde, ein herrisches Bedürfnis seines Temperaments war. Es gab in seiner Vergangenheit nur zwei Szenen solcher Art. Als Kind von sieben Jahren war er auf einen Hauslehrer, der ihn am Ohr gezerrt, mit einem erhobenen Messer losgegangen, das zufällig auf dem Tisch gelegen. Als Knabe von fünfzehn Jahren wurde er im Beisein von Kameraden von einer Frau,

in die er verliebt war, gröblich verhöhnt. Einer der Jünglinge hatte gelacht; er war nahe daran gewesen, ihn zu erwürgen. Man hatte ihn wegreißen müssen wie einen Hund, der sich verbissen hat.

So beschimpft und zurückgestoßen erschien er sich jetzt. Er schleuderte die Kette zu Boden, er trat mit dem Fuß darauf, die Perlen krachten und knirschten. Er trat auf sie mit einem Ausdruck von Ekel, Schmerz und Wut im Gesicht, der nicht seinesgleichen hatte. Wie blasser Schaum bedeckten sie die Dielen; die fortgerollten, schillerndes Gerinnsel, funkelten ängstlich aus dem Schatten. Virginia faltete die Hände. Ihre Lippen zuckten. Sie ging ans Fenster und preßte ihre Stirn gegen die Scheibe. Der warme Dunst des Abends stieg ihr zu Kopf, eine unleidliche Schwäche fesselte die Glieder. Erwin hatte sich straff emporgerichtet. Schweigend verließ er das Zimmer.

In seinem Gasthaus rannte er wie besessen aus einem Zimmer ins andere. Er dachte nichts, er begriff nichts mehr. Das Rad ist im Schwung, das Korn muß gemahlen werden, fuhr es ihm durch den Kopf. Es war neun Uhr vorüber, als es schüchtern an die Tür pochte. Frau Geßner trat ein. „Guten Abend," sagte sie. Erwin erwiderte nicht den Gruß. „Sie hat mich geschickt, sie hat mich gebeten, Ihnen die Perlen zu bringen," murmelte Frau Geßner und brachte ein Päckchen zum Vorschein. „Ich hab alles mühselig zusammengeklaubt; die schönen Perlen! Wie kann man so freveln!" — „Kommen Sie, um zu jammern?" entgegnete Erwin grob. — „Sie hat mich gebeten, Ihnen die Perlen zu bringen," wiederholte die Frau beklommen. „Sie hat gesagt, ich sollte Ihnen zureden, Sie möchten doch vernünftig sein."

„Ah? Und das ist alles? Das scheint mir Ihre eigene Erfindung zu sein. So geschmacklos ist Virginia nicht, daß ihr jetzt meine Vernunft Sorgen macht."

„Doch, doch, Erwin. Sie hat mich geschickt. Sie war bald heftig, bald wieder ganz kleinlaut. Ich dürfe mit den Perlen

nicht wieder zurückkommen, sagte sie, und doch hat sie sie erst lang betrachtet, bevor sie alle ins Papier gepackt hat."

Erwin überlegte. „Was treibt sie jetzt?" fragte er.

„Sie hat geweint."

„Sie mag weinen. Es ist an der Zeit. Hat sie denn um die Perlen geweint?"

„Um die Perlen? O nein. Es sind ja lange nicht alle beschädigt. Sie hat sich aufs Bett gelegt, wie Sie fort waren, und dann war ihr wieder zu heiß, es ist so schwül heut abend, da wollte sie ganz kalt baden, das hab ich nicht erlaubt und hab Wasser auf den Herd gestellt und bin dann zu Ihnen."

Sie berichtete diese bedeutungslosen Einzelheiten so umständlich, als könne sie sich damit willigeres Gehör bei Erwin erzwingen. „Gehen Sie doch nicht im bösen von uns," sagte sie bittend, „ich glaube, sie bereut jetzt."

„Es ist nicht meine Gewohnheit, Vorteil aus der Reue zu ziehen."

„Seien Sie jetzt nicht eigensinnig, machen Sie noch einen letzten Versuch," drängte Frau Geßner, der es zumute war als hielte sie Virginias Glück in Händen. Auch war sie überzeugt, daß Erwin, wenn er nur wolle, alles noch in die rechte Bahn zu lenken vermöge.

Erwin blieb stehen, bezaubert von einer schrecklichen Eingebung. „Ich muß morgen früh in der Stadt sein," sagte er.

„So kommen Sie jetzt mit mir..."

„Welchen Zweck sollte das haben? Ich müßte allein mit ihr sprechen können."

„So gehn Sie allein hin, ich werde hier warten."

„Sie wird mich nicht einlassen."

„Wenn Sie ans Tor pochen, wird sie glauben, daß ich es bin, und wird Ihnen aufmachen."

„Habt ihr nicht zwei Schlüssel? Am einfachsten ist es, Sie geben mir Ihren Schlüssel, denn das Klopfen macht Virginia sicher argwöhnisch."

„Den Schlüssel? Nein, Erwin; das würde sie mir nie verzeihen. Das wäre auch ..."

„Na schön, schön," unterbrach Erwin hastig, „ich wills so versuchen. Es ist jetzt halb zehn. In einer Stunde bin ich wieder da und hoffe, Ihnen gute Nachricht zu bringen."

Voll Vertrauen und Liebe schaute ihn die törichte Frau an. „Wenn Sie eilen, können Sie sie noch vor dem Haus treffen, sie wollte noch ein wenig an die Luft," sagte sie.

Erwin nickte und ging. Was schwebte ihm vor? Glaubte er noch an die Wirkung von Worten, Gründen, Beteuerungen und Verlockungen? Ihn trieb die Ungeduld, die leidenschaftliche Rachsucht, der wütende Ehrgeiz eines Wettläufers, die Glut und Trunkenheit verletzter Eigenliebe und im Verborgenen seiner Brust ein Gefühl, von welchem Rechenschaft sich zu geben er Scheu trug. Mit dieser ganzen Hölle von Empfindungen überließ er sich dem Zufall.

Den dunklen Horizont umsäumte ein Kranz qualmiger Wolken, in denen fortwährend Blitze zuckten. Zwischen den schwarzen Wiesen und schwarzen Wäldern glitten Fledermäuse geräuschlos und mit unheimlicher Geschwindigkeit hin und her. Erwin begegnete einigen Sommerfrischlern, die sich von Fleischpreisen unterhielten. Aus einem fernen Wirtsgarten schallte eine von der Schwülnis erstickte Blechmusik.

Als er in der Nähe des Häuschens angelangt war, sah er eine helle Gestalt zwischen den Büschen wandeln. Er erkannte Virginia am Gang. Sie blieb bisweilen stehen als lausche sie. Er wartete, bis sie um die Ecke des Hauses verschwunden war, dann öffnete er das Holztürchen der Umzäunung und verharrte grübelnd, bis sie auf der andern Seite wieder hervorkam. Ich will nicht im Freien mit ihr sein, überlegte er, hier flüchtet jeder Schall. Sie gewahrte ihn nicht. Sie schien in Nachdenken verloren, sie blickte nicht empor. Als sie zum zweitenmal seinen Augen entschwunden war, schritt er eilig durch die offene Tür ins Haus. Die Küche war von flackernden Flammen

beleuchtet, kochendes Waſſer brodelte auf dem Herd. Er ſtieg die Treppe hinan und betrat das Balkonzimmer. Dieſes war nur matt erhellt durch eine rotbeſchirmte Lampe, die auf dem Tiſch in Virginias Kammer ſtand. Auf dem Boden drinnen befand ſich eine halbgefüllte, kreisförmige Blechwanne.

Erwin zauderte. Ein Lächeln, das gleichſam brennend war und doch den Zügen mehr Schatten und Trauer verlieh, als je ſonſt darauf zu ſehen war, umſpielte ſeine Lippen. Er ſchaute ſich prüfend um. Er vernahm Virginias Schritt, er hörte, wie ſie das Tor ſchloß und den Schlüſſel abzog. Plötzlich, wie voll Angſt vor ihrem Erſcheinen, trat er hinter den bemalten Ofenſchirm und kauerte auf dem Abſatz des Ofens nieder.

Virginia trat ein; ihr Schritt war ſchleppend, ſie trug in ihrer Hand einen Krug voll heißen Waſſers. Sie ging in ihr Zimmer und ſtellte den Krug zur Erde. Durch die Fuge zwiſchen zwei Teilen des Schirms konnte Erwin ſie ſehen. Sie ging auf und ab, ſie ſchien unruhig. Sie öffnete das Fenſter, dann ſchloß ſie es wieder. Dann ſetzte ſie ſich in den Seſſel vor dem Tiſch. Sie hatte ein Bein über das andere geſchlagen, den Rumpf vorgeneigt und legte den Zeigefinger der rechten Hand quer über die Lippen. An dieſer Haltung bewegte ihn die Einfachheit und Innigkeit auf das unerwartetſte. Sein Herz fing an zu klopfen wie ein Hammer.

So verweilte ſie ziemlich lange. Das Profil ihres Antlitzes ſchimmerte wie Silber. Endlich erhob ſie ſich. Sie zog einen Schal von den Schultern und ſeufzte wie unter der Laſt der Gewitterſchwüle. Nun verlor er ſie. Er hörte das Raſcheln ihrer Gewänder und wie ſie ihre Schuhe wegſtellte. Er zitterte am ganzen Körper, ſogar ſeine Kinnlade begann zu zittern, und auf einmal ſah er ſie wieder, eine andere, oder den innerſten Kern von ihr, das herrliche Geheimnis, mit dem ſie auf Erden wandelte. Gleich einem rätſelhaft leuchtenden Ding ſtand ſie ohne jegliche Hülle im Lichtſtrahl der Tür; wie ein

Wesen, das im Augenblick zuvor erschaffen ward, gab sie ihre goldene Haut der kaum gekühlten Luft preis, die den dunklen Honig ihrer Haare schlürfte und den von Blut und Atem bebenden Kontur ihres Leibes wie mit einem Meißel rein hervortrieb.

Der Anblick eines nackten Menschenkörpers gewährt dem Auge selten Befriedigung. Erwin hatte es oft erfahren, daß die Schale mehr versprach als die Frucht erfüllte. Doch alle Erinnerungen starben an dem Jubel dieser Vollkommenheit. Der ruchlose Späher verwandelte sich zum ergriffenen Anbeter; ein bewunderungsvoller Laut entfloh aus Erwins Lippen, seine Augen waren naß, er war seiner nicht mehr mächtig, als er das schützende Versteck verließ, aber als er dann die Bedeutung seines Tuns ermessen konnte, so schnell, wie bei ihm der Weg vom Antrieb zur Erkenntnis war, prallte er bestürzt, schweigend und kraftlos inmitten des Zimmers zurück.

„O — Gott!" rief Virginia in zwei jammervollen Tönen, von welchen der zweite um eine Oktave tiefer klang als der erste. Huschend, mit einem seltsam überstürzten Hauchen des Atems lief sie auf ihr Lager zu, warf sich hinein und zog die Decke über sich. Nun kauerte sie mit dem Gesicht nach unten, zuckend, röchelnd, ganz zusammengeduckt, und jedes einzelne Glied ihres Körpers wünschte den Tod.

Der Todesseufzer der Schamhaftigkeit drang bis zu Erwins Ohren. Er selbst zitterte noch. Aber die Wirklichkeit verlor ihre Schwere. Sie wurde ein Duft und ein Gleichnis. Aus der Betrachtungsszene ergab sich Überlegenheit, in der Lust des Schauens verhallten die Stimmen der Schuld.

Worte vermochten hier nichts mehr. Er lehnte am Türpfosten, indes Virginia in ihr Lager gewühlt war wie ein Stieglitz in sein Nest. Sie streckte den Arm gegen ihn aus, schüttelte ihn krampfhaft und flüsterte: „Fort! Fort! Fort!"

Er wandte sich zum Gehen. Er zögerte, er kehrte um, Virginia flüsterte abermals mit immer noch ausgestrecktem Arm: „Fort! Fort!" Und kaum stand er auf der Schwelle, so

ſchluchzte ſie mit eigentümlich ſchmelzenden Lauten in ſich hinein.

Erwin lächelte. Nun war alles entſchieden, nun gehörte ſie ihm, und obwohl er den Grund davon nur dunkel ahnte, war es ihm als blickte er in die tiefſten Tiefen der Schönheit und der Unſchuld.

Er beugte ſich über ſie und ſagte mit ſchmerzvoller Zärtlichkeit: „Leb wohl, Virginia. Gute Nacht, Geliebte. Immerfort will ich an dich denken, du ſchönſte von allen Frauen der Welt. Ohne dich bin ich nur ein Schatten. Leb wohl, leb wohl."

Dann ging er faſt lautlos. Aber Virginia, als ſie die Stille merkte, richtete ſich auf. Mit den Händen die Bruſt bedeckend, das beinahe entſeelte Geſicht lauſchend, feurig bleich emporgewandt, rief ſie: „Erwin!" Und wieder, willenlos und jammernd: „Erwin!"

Sie fiel in die Kiſſen zurück, und eine erbarmende Ohnmacht nahm ſie auf.

Gefangenſchaft

Schon im Sommer hatte Erwin eine Einladung der Gräfin Thurn-Reichenſtein angenommen, die letzten Septembertage auf ihrem Gut in Mähren zu verbringen. Als er jetzt in die Stadt zurückkehrte, fand er eine Abſage vor, die ſchlecht begründet war; durch einen Krankheitsfall in der Familie ſei man verhindert, Gäſte zu empfangen, hieß es. Dies ſtellte ſich bald genug als unwahr heraus; er traf einen Bekannten von der franzöſiſchen Botſchaft, der eben im Begriff war, auf das Gut der Gräfin zu fahren.

Am ſelben Vormittag ging er zur Baronin Reſowsky. Auf den Schlag, der dort gegen ihn geführt wurde, war er durchaus nicht vorbereitet. Frau von Reſowsky ließ ſich verleugnen. Frau von Reſowsky war für die gute Geſellſchaft das

Barometer der Meinungen. Von ihr nicht empfangen zu werden, war eine Art von Todesurteil.

Erwin besuchte den Klub. Man begegnete ihm mit frostiger Zurückhaltung. Wohin er kam, dieselbe Veränderung. Selbst Leute dritten Ranges behandelten ihn von oben herab. Er stellte einen dieser Herren zur Rede: man war unschuldig, man wußte von nichts, man zuckte die Achseln. Doch das Getuschel wagte sich bald aus der Verborgenheit hervor. Es erwies sich, daß die Geschichte von dem fingierten Duell neuerdings umlief und jetzt zur allgemeinen Kenntnis gelangt war. Man hatte sich darüber lustig gemacht; das Gelächter wirkte zerstörender als die Entrüstung und das Schweigen seiner Freunde. Ein elender Schmierant, dessen Beruf es war, in den Vorzimmern der großen Welt zu schnüffeln, brachte das Histörchen in pikanter Zubereitung in ein Wochenblatt und erfrechte sich sogar, die Person Virginia Geßners, nicht mit Namen, aber in deutlicher Umschreibung, durch seinen Sud zu beschmutzen. Damit war Erwin vollends gerichtet.

Er gab sich nicht verloren, trotzdem ihm der Ekel bis an den Hals stieg. Er ging, mit der Reitpeitsche in der Hand, in die Redaktion jener Zeitung und forderte Widerruf. Seine Entschiedenheit, seine knirschende Ruhe flößte den Herrschaften Angst ein; sie wichen aus, sie versprachen schließlich, sein Begehren zu erfüllen. Der Widerruf erfolgte nicht; im Gegenteil, man hängte der Komödie einen Epilog an, durch den sie noch eine Würze erhielt. Erwin nahm sich zusammen. Er bedurfte keiner Bemäntelung seiner Schuld, um den Abscheu zu vermindern, den er fühlte. Die Gewohnheit, unter Menschen zu leben, die man geringschätzt, erübrigt Selbstvorwürfe und entschuldigt jede Verfehlung. Er glaubte verachten zu dürfen, denn er war stets der Meister gewesen und hatte durch unbegrenzte Verschwendung den Anspruch auf unbegrenzte Nachsicht in sich genährt. Er sah sich mit Undank belohnt und zeigte die Miene eines Timon. Zunächst hatte er den Plan einer

Reihe von Herausforderungen erwogen. Das Mittel war unbequem, weil es ihn zwingen konnte, die Stadt zu verlassen, und weil es zu lärmend war.

Im Verlauf seiner Nachforschungen, um den Urheber des gegen ihn angezettelten Skandals zu entdecken, stieß er bald auf den Namen Sixtus von Flügels. Sixtus war ungeachtet seines gegebenen Wortes zurückgekehrt. Marianne hatte damals Frau von Resowsky nach Erwins Anweisung aufgeklärt, aber Sixtus hatte erfahren, daß er als Strohmann gedient, und hatte die Gelegenheit wahrgenommen, endlich Rache zu üben.

Aber wie durfte er es wagen? fürchtete er nicht den Gegenschlag seines Feindes? Hatte er von Marianne nicht genug Geld erhalten? War Marianne unvorsichtig gewesen? Marianne, die seine Frau war?

Diesen Gedanken konnte er nicht zu Ende denken. Die Dinge wuchsen ihm über den Kopf. Er war nicht mehr der Mann, der er noch vor Wochen gewesen. Er wankte, er griff um sich, er war rastlos, er verlor die Sicherheit, er hatte Mühe, in seinen Verfügungen klar zu bleiben. Zu allem Übel kam hinzu, daß sich sein Vater in der letzten Zeit unheilvoll bloßgestellt hatte. Die kleine Christie Martens hatte es wirklich verstanden, ihn seiner alten Freundin abwendig zu machen. Er war nun genötigt, den schmachtenden Liebhaber und etwas wie einen lebendigen Geldsack vorzustellen. Die Martens, eine schlechte Komödiantin auf der Bühne, doch eine desto abgefeimtere im Leben, bezahlte ihre Schulden und hatte eine elegante Wohnung. Das Alter hatte Michael Reiner nicht verhindert, seine Leidenschaft vor aller Welt zur Schau zu tragen. Er hatte sich lächerlich gemacht. Man erzählte sich, daß er nächtelang vor der Tür des Mädchens winselte, während Christie ihre Liebhaber bei sich hatte. Es war Stadtgespräch. Erwin schäumte vor Zorn, aber er schreckte davor zurück, seinen Vater zur Vernunft zu bringen. Die giftige

Lockspeise hatte er selbst zubereitet, er hatte weder Kraft noch Zeit, den Arzt zu spielen. Der Vater kam nicht zu ihm, er schämte sich offenbar, er grollte ihm vielleicht und betrachtete sein Tun als Vergeltung für das seiner früheren Geliebten, die aus Kummer zum Morphium gegriffen hatte. Es hatte mit der einen Torheit Michael Reiners sein Bewenden nicht; Erwin erfuhr, daß er sich in waghalsige Spekulationen gestürzt und in den letzten Monaten über dreieinhalb Millionen an der Börse verloren hatte.

Auch dagegen hätte etwas geschehen müssen. Erwin verschob es. Es waren zu viele Stricke um seinen Fuß gelegt. Er hätte noch drei Millionen hingegeben, wenn er die Demütigung hätte ungeschehen machen können, die er durch Frau von Resowsky erlitten. Er schrieb der Baronin einen seiner unwiderstehlichen Briefe. Er deckte mit ironischer Freiheit das Gewebe der Verleumdungen auf, schilderte das Treiben seiner Gegner mit der Laune des Stärkeren und malte eine so leuchtende Leidensgloriole um sein geschmähtes Haupt, daß ihm Frau von Resowsky sogleich antwortete, er möge zu einer bestimmten Stunde zu ihr kommen.

Er atmete auf. Er war des Einflusses und der Wirkung seiner Person sicher. Daß man ihn rief, war schon ein Triumph. Jedoch es kam alles anders. Und wenn er geglaubt hatte, noch nicht einmal einer Stunde zu bedürfen, um aus einer argwöhnisch gewordenen Freundin eine bereuend überzeugte zu machen, so brauchte Frau von Resowsky, eine Dame, die in allen zweifelhaften Fällen mit schroffer Entschiedenheit zu handeln gewohnt war, keine Viertelstunde zu der Einsicht, daß sie betrogen und folglich beleidigt worden war, woraus allerdings für Erwin eine Niederlage und ein Rückzug ohnegleichen entstand.

„Sie werden mir volles Vertrauen schenken, Erwin, nicht wahr?“ bat Frau von Resowsky.

„Insoweit ich dadurch keinen Vertrauensbruch begehe, mit Vergnügen, Baronin.“

„Es ist merkwürdig," sagte Frau von Resowsky kopfschüttelnd, „wenn Sie bei einem sind, möchte man durchs Feuer für Sie. Hat man Sie eine Weile nicht gesehen, so traut man Ihnen Dinge zu wie dem Schlimmsten nicht."

„Schade, Baronin, das wäre ja ein Bankrott des guten Geschmacks. Das Rätsel erklärt sich durch den Überschuß von Moral, an dem wir alle leiden wie an einer Art von geistiger Diabetes, und das Unvermögen, auch nur einen geringen Teil davon tätig auszulösen."

„Kommen wir zur Sache. Marianne von Flügel hat mir seinerzeit mitgeteilt, daß Sie sich mit ihrem Bruder geschlagen hätten. Ich habe dafür gesorgt, daß die dummen Gerüchte, die schon damals begannen, zum Schweigen gebracht wurden. Jetzt kommt Herr von Flügel und behauptet, er hätte niemals ein Duell mit Ihnen gehabt. Das ist doch unbegreiflich."

„Ich bin erstaunt, Baronin, daß Sie die lügnerischen Umtriebe dieser Leute ernst nehmen. Ich habe mich allerdings niemals mit Herrn von Flügel geschlagen."

„Also ist Marianne nicht in Ihrem Auftrag zu mir gekommen?"

„Durchaus nicht." Nur Zeit gewinnen, dachte Erwin, nur Zeit.

„Das gibt der Sache natürlich ein anderes Gesicht," sagte Frau von Resowsky, indem sie zu einer kleinen Tapetentür schritt und öffnete. „Herr von Flügel!" rief sie hinein, „ich bitte."

Sixtus trat ins Zimmer und heftete die Augen, die in seinem schwarzbleichen Gesicht tückisch brannten, auf Erwin.

Erwin sprang empor, prallte zurück, gewann aber gleich wieder seine Fassung. „Ah — reizend!" sagte er mit finsterem Blick gegen Frau von Resowsky und küßte seine Fingerspitzen, „eine Konfrontation, wie?"

„Ja, in Ihrem eigenen Interesse," erwiderte die Baronin ziemlich scharf, „sonst wird die Wahrheit im Maul von allerwelt zerstückt."

„Ich habe mit diesem Herrn nichts zu schaffen."

„Das ist kein Argument."

„Ich brauche keine Argumente. Vielleicht ist alles eine Erfindung von mir. Glaubt man mich decouvriert zu haben, wenn man gemerkt hat, daß ich den Sumpf zu Schaum schlage? Man will mich bei meinen Handlungen fassen? Ich bin nicht bei meinen Handlungen zu fassen, höchstens noch bei meinen Gedanken."

„Herr von Flügel, ich bitte sich zu rechtfertigen," sagte die Baronin unbeirrt, „Doktor Reiner versichert mir, Ihre Schwester sei nicht in seinem Auftrag zu mir gekommen."

„Dann lügt Doktor Reiner," erwiderte Sixtus mit haßerfüllter Freude.

Erwin stand der Atem still. Er sah, daß er sich verrechnet hatte. Er machte eine Bewegung als wolle er sich auf den Beleidiger stürzen. Seine Wangen hatten eine fahlgrüne Färbung, seine Augen drehten sich in die Winkel. Frau von Resowsky trat zwischen beide und sah abwechselnd den einen und den andern an. Erwin hatte plötzlich das Gefühl als müsse er den Gegner anflehen zu schweigen, aber das gefürchtete Wort war nicht mehr abzuwenden. „Dann lügt Doktor Reiner," wiederholte Sixtus von Flügel, „und das ist um so schändlicher, als meine Schwester Marianne seine Frau ist. Er hat sich heimlich mit ihr trauen lassen. Sie sehen also, Baronin, daß Herr Doktor Reiner uns näher steht als er glauben lassen will. Ich hätte den Wunsch meiner Schwester um Verschwiegenheit geachtet, wenn Herr Doktor Reiner ihren Namen respektiert hätte."

Frau von Resowsky blickte Erwin mit kalter Verachtung an. Sie zuckte die Achseln und machte eine abfertigende Gebärde. Erwin lachte. „Ich werde die Ehre haben, Baronin, Ihnen über diese Verwicklungen zu einer andern Zeit Aufschluß zu geben," sagte er gelassen, spürte jedoch dabei, wie sich der Boden unter ihm im Kreis drehte; zu Sixtus gewandt, fügte er hinzu: „Wir treffen uns noch."

„Ich brauche keinen Aufschluß mehr," entgegnete Frau von Resowsky verächtlich.

„Sie tun mir unrecht, Baronin, und Sie werden es zu spät erkennen!" rief Erwin so stolz, dringlich und feierlich, daß Frau von Resowsky stutzig wurde und ihm unschlüssig nachschaute als er ging.

Er stürmte auf die Straße. Sein erster klarer Gedanke war: jetzt zu Virginia. Es war an der Zeit. Er wußte, daß sie am gleichen Tag wie er in die Stadt zurückgekommen war. Er empfand es durch Luft und Ferne, daß sie ihn rief. Es war an der Zeit, dem Ruf zu folgen. Sein Wille umspannte sie wie ein eiserner Ring den Hals eines Adlers. Sie mußte dem Gischt des Geredes, das zu gewärtigen war, entzogen werden. Er bangte, er lechzte nach ihr. Und wenn er alles verlor, Ehre, Freundschaft, Geld, Leben, sie mußte er gewinnen.

Viel war noch zu tun. Wirrsälig die Wege. Die Ehre forderte Sold von der Lüge. Die Unschuld mußte vernichtet werden, um die Ehre vor sich selbst zu retten. Das Antlitz des Lebens zeigte sich bizarr wie nie zuvor.

Sein Herz stockte vor Lust, wenn er sich ausmalte, wie ihr niedergetretenes, zu Tode beleidigtes Herz nach ihm schmachtete. Endlich! endlich! sie mußte ihm folgen, wie eine Blinde mußte sie ihm folgen, die von nichts anderem weiß als von der führenden Hand. Und allein mit ihr, die ganze Welt hinter ihnen her, die verstandlose Meute, und in ihr, bei ihr sich reinigen von allen Übeln. In seinem Willen wurzelte Glück und Unglück, durch seinen Willen wandelte Virginia, atmete sie, war sie schön, anbetungswürdig, begehrenswert und ihm verfallen.

Und so verhielt es sich: ihm verfallen.

Wo ist er? dachte Virginia täglich, stündlich, in der unbekämpfbaren Furcht vor Verrat. Denn er verriet sie, wo

er auch war, er teilte ein Bild von ihr allen Dingen mit, die sein Auge traf, er gab es den Augen der Menschen preis, indem er mit ihnen redete, und trug es in die Räume, in denen er weilte. Er verriet sie, wenn er ging, wenn er lag, wenn er träumte und wenn er arbeitete. Sie konnte nicht mehr an sich selber denken, ohne daß das Bild, das immer dort war, wo er war, ihre Nerven zu äußerstem Schmerz spannte. Langsam war das Bewußtsein einer unendlichen Schmach in ihr angewachsen, und sie saß oft ohne Anmut in eckigem Kauern und sehnte sich nach Tränen.

Wie hatte die Mutter sie neulich am Abend gefunden? an jenem Abend, dem kein eigentlich heller Tag mehr gefolgt war, auch keine Sonne mehr. Wann war die Mutter gekommen? Virginia wußte es nicht. Sie hatte geschwiegen. Auch Frau Geßner hatte geschwiegen, schuldbewußt, zerstreut, betrübt und heimlich aufgeregt. Ja, von einem heimlichen Zorn war diese Mutter verzehrt, hatte aber keine Klarheit darüber, nach welcher Richtung sich dieser Zorn wenden würde. Ich hab es satt, dachte sie und glich einem Menschen, den ein durchtriebener Wühler rebellisch gestimmt hat und den es nach Aufruhr verlangt, wobei er gleichzeitig froh ist, wenn sich der Wühler und Quäler nirgends blicken läßt. Der Geldzufluß hatte in der letzten Zeit aufgehört, die Ausgaben mußten beschränkt werden, und Frau Geßner fing an, sich vor der Armut zu fürchten, vor derselben Armut, in der sie drei Jahrzehnte lang zufrieden gelebt.

An jedem Morgen sagte sich Virginia: so kann es nicht weitergehen. Sie hatte Manfred vergessen. Wenn sein Name emporstieg, war es als ob ein früheres Dasein sie an ihn gebunden hätte. Er schrieb auch nicht mehr; seit Wochen hatte sie keine Nachricht mehr von ihm. Was war geschehen? Sie war überzeugt, er wisse alles. Und sie wollte ihn vergessen. Der Kummer gab ihrem Gesicht die Blässe des Perlmutters. Von allem Schweren war die Abwesenheit Erwins das

Schwerſte. Sie wollte ihn ſehen, ſeine Gedanken ſpüren, ſie wollte wiſſen, welche Art von Laſter oder Verworfenheit in ihr war, die ihn ermutigt hatten zu tun, was er getan. Sie fand nicht das Wort, nicht die Form ihn zu rufen, auch ſchien es ihr bei tieferem Bedenken, daß es überhaupt keine Worte mehr zwiſchen ihr und ihm geben konnte. Doch ihr Gefühl war: ruhig kann ich erſt ſein, wenn er da iſt; froh werd ich nimmer werden, aber ich will erfahren, warum ich ſo erniedrigt worden bin.

Warum kommt er nicht? klagte ſie im ſtillen; verachtet er mich? meidet er mich deshalb? Sie ſuchte ſich ſeiner zu erinnern, aber die Geſtalt war wie Dunſt. Nur in ihrem Blut fühlte ſie ſeine Gebärden, ſeine Blicke und ſeine Stimme. Es hatte den Anſchein gehabt, als liebe er ſie; ſo war Liebe etwas Düſteres, Unbehagliches, Wildes und Sündenvolles geworden. Sie bemerkte, daß alle Menſchen in Kleider gehüllt waren, und ſie ſah die Leiber hinter den Kleidern, und Männer und Frauen hatten etwas Heuchleriſches und Maskiertes. Die vergiftete Phantaſie war von Haß gegen den Vergifter erfüllt.

Die neue Wohnung lag in einem einſtöckigen Haus in friedlicher Umgebung. Hinter dem Haus lag ein Garten, in dem ſich Virginia an regenloſen Tagen faſt unabläſſig erging. Sie vermied den Zaun neben der Straße und wandelte nur auf den ſchmalen Wegen zwiſchen den ſchon vergilbenden Sträuchern.

Es war ſpät nachmittags; es dämmerte ſchon, da rief Frau Geßner vom Küchenfenſter nach ihr. Der freudige Klang der Stimme verwandelte Virginias Füße in Blei. Er war da.

Sie ging hinauf. Er erhob ſich und verbeugte ſich, als ſie eintrat. „Ich befinde mich in einem Wirrſal von Geſchäften und Unannehmlichkeiten," ſagte er. „Bitte, geben Sie mir ein Glas Waſſer, Mama. Ich verdurſte."

Virginia kam der Mutter zuvor, holte ſelbſt das Waſſer und kühlte dabei ihre heißen Hände unter der Leitung. Als ſie wieder ins Zimmer trat, war die Mutter verſchwunden. Sie

runzelte die Stirn, reichte ihm das gefüllte Glas, und er trank gierig.

„Ich muß Ihnen gestehen," begann er plötzlich, „daß das Gerede der Stadt Sie schon als meine Geliebte bezeichnet. Ich kann Sie dagegen nicht schützen, Virginia, solang Sie sich töricht weigern, den Entschluß zu fassen, der allen Klatsch beschämt."

„Wer redet? Was soll das heißen? was für einen Entschluß soll ich fassen?" antwortete Virginia außer sich. „Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, daß der Klatsch eine Pression für mich ist."

„Es gibt noch eine stärkere, Virginia; nämlich die, daß eine andere Glücksmöglichkeit nicht mehr für Sie vorhanden ist."

„Dann muß ich eben ohne Glück leben."

„Und mich? Virginia? Mich wirfst du zu den Gleichgültigen?"

„Duzen Sie mich nicht!" rief Virginia und wurde blutrot. „Warum ist die Mutter fort? wo ist sie hin? Sie sind verschworen mit ihr. Alle sind gegen mich verschworen."

„Virginia! Das Leben ist verschworen gegen dich, weil du es mit Füßen trittst. Du liebst mich, Virginia! Wenn du mich nicht liebtest, hättest du die letzte Nacht in Edlitz nicht überlebt. Du liebst mich, und es genügt mir, dies zu wissen."

Virginia preßte die Faust an die Wange. Es ist wahr, dachte sie, es ist ein Wunder, daß ichs überlebt habe. Ihr Gesicht schien entgeistert im grauen Sammet der Dämmerung, als sie dumpf beteuernd murmelte: „Niemals werd ich Sie lieben, Erwin, niemals. Geben Sie mich also frei."

„Was heißt das?" fragte er verblüfft, und ihm wurde schwül ums Herz. „Du bist frei."

„Ich bin nicht frei," sagte sie langsam und mit leerem Nachdruck.

„Du bist frei, aber vom Schicksal mir zugeschmiedet," fuhr er fort. „Du bist frei auch von Geburt, zur Liebe bestimmt

von Geburt her. Ein Kind der Liebe bist du, unbekannt ist dein Vater. Selbst deine Mutter kennt ihn nicht, eine einzige Stunde der Leidenschaft, die einzige ihres Lebens hat sie dem unbekannten Mann in die Arme geworfen, es ist in deinem Blut, dagegen kämpfst du vergeblich. Du bist ein verlorenes Kind."

Zitternd schaute Virginia auf seinen Mund. Ihre bang ungläubige Miene gefiel ihm; der sichtbare Zusammenbruch von Stolz und Festigkeit erschütterte ihn. Sie machte mit der Hand eine mechanisch deutende Bewegung, ihre Augen fielen zu. Erwin ergriff ihre Hand und drückte sie lange an seine Lippen. Sie ließ es zitternd geschehen und zitterte immerimmerfort. Er legte den Arm um ihre Hüften. Plötzlich trat sie zurück. „Rühren Sie mich nicht an!" schrie sie erbleichend, so, wie sie bisweilen im Traum aufschrie.

Sie standen einander gegenüber, Auge in Auge. Da öffnete Frau Geßner, durch Virginias Schrei gerufen, die Türe. Ihr Gesicht zeigte die rasende Entschlossenheit, die oft die Energielosen überfällt. Wenn gutmütige und verträgliche Menschen außer sich geraten, legen sie nicht selten eine plebejische Roheit an den Tag, die ihren Mangel an Erziehung und ihre Herzensdumpfheit enthüllt. Diese Frau war sozusagen bis auf den niedersten Stand ihrer moralischen Natur herabgedrückt: Ehrgeiz, naive Habsucht, Furcht vor Mangel und eine systematische Bezauberung hatten aus ihr das willenlose Werkzeug Erwins gemacht, und er erkannte es selbst, nicht ohne Verwunderung.

„Du undankbares Ding!" begann sie keuchend, während ihre Züge vergröbert erschienen, „was sträubst du dich gegen dein Glück? Aus welchem Grund, sag mir? Wegen deines Manfred vielleicht, der nichts ist, nichts hat und nichts kann? Gott verzeih mir die Sünde, aber ich wills nicht länger mit ansehen, wie dieser ehrenhafte, großmütige Mensch da um dich leidet, der dich mit Geschenken überhäuft hat, mit

Geschenken, die Hunderttausende wert sind, und dich behandelt hat wie eine Gräfin. Und du tust, verzeih mirs Gott, als ob du zu kostbar für ihn wärst. Was ist denn all mein Hangen und Bangen seit Jahr und Tag? Nur dir gilts, alles nur für dich, und so lohnst du mirs, Undankbare, mit deinem lächerlichen Dünkel. Gott verzeih mir!"

„Genug!" rief Erwin, „schweigen Sie, Mama."

Virginia bewahrte eine erstaunliche Fassung. Sie ging auf die Mutter zu und legte ihre beiden Hände auf deren Schultern. Frau Geßner wich betroffen zurück, aber Virginias Blick drang unerbittlich in die Augen der Mutter, als wollte sie zunächst die Wahrheit dessen ergründen, was Erwin ihr vorhin verraten. In der Art jedoch, wie sie sich hielt, war etwas so Vornehmes, daß Erwin, bestürzt über soviel Lieblichkeit und Adel, sich auf die Lippen biß und einen raschen Seufzer nicht unterdrücken konnte, der wie das heimliche Aufschluchzen eines Kindes klang. In diesem Moment kehrte sich Virginia um und sagte mit ruhiger Stimme: „Gut. Ich füge mich."

Erwin starrte zu Boden. Welch ein boshafter Teufel flüsterte ihm zu, den Fangstrick mit dem Dolch zu vertauschen und noch eine kurze Qual und prüfende Demütigung auszuhecken, für die, die „sich fügte"? Wollte er nicht Räuber sein, sondern Retter, nicht Zuflucht einer Ermatteten, Verstoßenen, Besudelten, sondern frei begehrt? Er faltete die Stirn und schwieg. Dieses Schweigen war niederschmetternd für Virginia. Sie nahm es als einen Ausdruck der Verachtung. So weit ist es also mit mir gekommen, dachte sie, und das Blut rauschte ihr zu Kopf. Sie begab sich langsamen Schritts zum Sofa, ließ sich niedersinken und fiel mit dem Gesicht auf die verschränkten Arme. So weit ist es also, und ich bin ihm nichts mehr wert, das war ihr einziger Gedanke, und alles, was sie körperlich von sich spürte, war ihr eine Last und ein Grauen.

Jetzt bist du mir sicher, jauchzte es in Erwin, jetzt hab ich dich ganz und gar.

„Was ist das? es klopft jemand," murmelte Frau Geßner. Sie öffnete die Tür, Ulrich Zimmermann stand da. Er grüßte, niemand antwortete. Es war schon dunkel geworden, und als die Tür aufging, fiel der Lichtschein vom beleuchteten Flur herein. „Draußen war offen," sagte Ulrich entschuldigend.

Ulrich Zimmermann hatte die letzten Tage in einer Besorgnis um Virginia verbracht, die in ihm durch ein kurzes Beisammensein mit dem Grafen Palester entstanden war. Palester hatte sich nicht klar geäußert, aber seine geheimnisvollen Andeutungen hatten in Ulrich den Vorsatz erweckt, Virginia aufzusuchen. Vielleicht nur um sie zu sehen. Er kam von der Piaristengasse, wo man ihm die neue Adresse mitgeteilt hatte.

Er grüßte abermals schüchtern, auch jetzt antwortete niemand. Frau Geßner zündete mit hastigen Gebärden die Lampe an. Ulrich Zimmermann erblickte Erwin und erschrak. Er sah Virginia regungslos liegen und starrte hin wie auf eine Leiche. Alle schlimmen Befürchtungen schienen bestätigt.

„Eine schlechte Zeit haben Sie gewählt," sagte Erwin und schaute Ulrich mit funkelnden Augen an. Ulrichs Mund verzerrte sich. „Was ist geschehen?" fragte er Frau Geßner. Diese schüttelte unfreundlich den Kopf.

„Kommen Sie, ich werde Ihren Wissensdurst befriedigen," sagte Erwin herrisch. Ulrich Zimmermann folgte zaudernd.

Als sie auf die Straße traten, hatte Ulrich das Gefühl, an der Seite eines Feindes zu gehen, der ihn durch Freundschaftskünste so lange gefoppt, bis er allen Mut zur Auflehnung zerstört hatte.

Erwin ging wie gejagt, erst allmählich verlangsamte sich sein Schritt. „Was macht Mirowitsch?" fragte er plötzlich zerstreut und mit jener gnädigen Teilnahme, die auf Ulrich wirkte, als ob man ihm mit einer Stahlbürste über den Rücken streiche. „Er nähert sich der Katastrophe," erwiderte er leise. Dann fuhr er fort und blickte Erwin finster in die Augen: „ Und diese ganze Verantwortung nehmen Sie auf sich?"

„Welche Verantwortung?"

Ulrich machte mit Kopf und Schulter eine Bewegung gegen das Haus, das sie eben verlassen.

Erwin maß ihn von oben bis unten. „Rivalität trübt das Urteil," sagte er. Ulrich, der eine Beleidigung erst kapierte, wenn der Beleidiger sie vergessen hatte, sah bekümmert drein. Die Leute von starkem Phantasieleben haben eine eigentümliche Angst davor, aus Begebenheiten, unter denen sie leiden, die Folgerungen für ihr Verhalten zu ziehen. Ulrich war erdrückt von dem Bewußtsein, eine bemitleidenswerte Figur darzustellen gegenüber diesem Wachen, diesem Wirklichen. Er schwieg und konnte das Bild der hingekauerten Virginia nicht loswerden.

„Sie haben einen Trauerfall gehabt, höre ich," begann Erwin wieder, der ebendieses Bild für eine Weile vergessen wollte.

„Ja, mein Onkel ist gestorben."

„Ach! So schnell..."

„Ja. Eines Tages wurde mir gemeldet, daß er nur noch kurze Zeit zu leben habe. Er wünschte mich zu sprechen. Er wohnte in einem kleinen Hotel in Baden. Ich fuhr hinaus. Er hatte sich aus der Stadt geflüchtet wie ein Tier, das den Tod fern von seiner Höhle sucht. Er wollte seine Freunde mit dem Anblick seines Sterbens verschonen. Seit anderthalb Jahren wußte er, daß er verloren sei; seit anderthalb Jahren ist er täglich kontemplativer geworden und dachte an nichts anderes als den Tod. Der Gedanke an den Tod mußte ihm furchtbar sein, denn er hatte gar keinen Glauben, keine Hoffnung, keine Illusionen und entbehrte auch den Trost, der darin liegt, daß man einige Menschen hinterläßt, die eine Schaufel Sand ins Grab werfen. Er gehörte einer Generation von arbeitsamen Skeptikern und sentimentalen Zynikern an, mit denen es jetzt zu Ende geht und die den schmarotzenden Skeptikern und den zynischen Strebern Platz machen. Er war ein vortrefflicher Mann und hatte Charakter, was heute veraltet ist."

„Nun, er hat Sie gewaltig kujoniert," wandte Erwin ein. „Was Sie Charakter nennen, war die Verstocktheit der Lustspielväter; die wollen immer eine Heirat verhindern, die schließlich doch stattfindet."

„Nein, nein, er hing am Gelde, und er hing an Formen," widersprach Ulrich Zimmermann. „Als ich ihn sah, drehte sich mir das Herz im Leibe um. Haben Sie je einen Hund gesehen, der weiß, daß er zum Schinder geführt wird? Diese sanften, nassen Augen voll Vorwurf? Der Herr hat sich versteckt, und die Augen des Hundes suchen ihn. Als ich vor ihm stand, verlegen und dumm, wie man ist, wenn andere leiden, konnte er kaum mehr reden. Er hatte eine dick mit Banknoten gefüllte Brieftasche unter seinem Kopfkissen liegen, die er argwöhnisch bewachte. Endlich erfuhr ich sein Begehren. Er forderte, daß ich jede Beziehung zu Ihnen, Erwin, abbrechen sollte; wenn ich darein willigte, würde er mich zum Universalerben einsetzen."

„Und wozu haben Sie sich entschlossen?" fragte Erwin verwundert.

„Sie sehen ja, wozu ich mich entschlossen habe. Man kann doch nicht einem Sterbenden gleichsam einen Lebendigen in den Sarg mitgeben. Ich will Ihnen sagen, Erwin, mein Gefühl war ja nie ungetrübt in Ihrer Nähe. Der Umgang mit Ihnen hat, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, die Lust zum Verrat in mir geweckt. Sie haben die furchtbare Eigenschaft, die Menschen zu Verrätern zu machen. Sie töten die guten Instinkte. Aber das Allersonderbarste an Ihnen ist die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, unsichtbar gerade dann, wenn man will, daß Sie einstehen sollen für sich, daß Sie sich zeigen sollen. Dann sind Sie unsichtbar wie der Herr jenes Hundes, der zum Schinder muß. Sie sind oft so merkwürdig wesenlos: man sucht Sie und man findet Sie nicht. Oft wenn ich an Sie denke, ist mir als ob Sie keine Augen hätten, als ob Sie wie ein Tiefseefisch in der Finsternis schwämmen, mit pracht-

vollen Farben allerdings, purpurn, gelb und grün, aber wozu sind diese Farben, frag ich mich, wozu die Herrlichkeit für einen Augenlosen? wozu in der schwarzen Tiefseefinsternis? Na gut; vielleicht um der schönen Farben willen hab ich meinem Onkel geantwortet, ich könne auf seine Bedingung nicht eingehen. Nicht aus Rücksicht oder Trotz oder Dankbarkeit oder aus Furcht mich zu verkaufen, sondern wegen der prachtvollen Farben. Sie werden das für eine märchenhafte Dummheit erklären; mag sein. Einige Tage später, als ich meinen Onkel besuchte, war eben der Notar weggegangen. Es fand sich auch ein junges Mädchen ein mit seiner Mutter; beide sahen wie Arbeiterinnen aus. Das Mädchen war die Tochter meines Onkels und kam aus einem Proletarierwinkel der Großstadt, um ihren Vater, den sie kaum kannte, sterben zu sehen. Ich wußte natürlich nichts von ihr, und sie stand da mit einer Nase, die nach Geld schnupperte. Sie hat zwanzigtausend Kronen geerbt, ich ebensoviel, den Rest, der etwa zehnmal so groß ist, hat das Sankt-Annenspital bekommen. Nachdem mein Onkel gestorben war, hat man über fünfhundert Goldstücke im Zimmer gefunden, die er in der letzten Todesangst um sich herum verstreut hatte."

Erwin ging eine Weile mit zur Erde gehefteten Blicken. Plötzlich schaute er empor und sagte geradeaus vor sich hin: „Es wäre gut, wenn Sie mich jetzt allein ließen. Es ist am besten, wir verabschieden uns hier. Ich habe zu Haus ein paar Manuskripte von Ihnen, die werde ich Ihnen schicken. Es ist am besten, wir trennen uns hier für immer. Gute Nacht."

Ulrich Zimmermann konnte sich kaum von der Stelle losreißen, wo diese Worte gefallen waren. Erwin eilte mit raschen Schritten in die Dunkelheit. Er suchte eine öffentliche Telephonstelle auf, ließ sich mit Villa Sansara verbinden und gab Wichtel verschiedene Aufträge. Bei einem Wagenstandplatz rief er einen Kutscher an und fuhr in die Geßnersche Wohnung zurück.

Virginia war indes so liegen geblieben, wie sie lag, als Erwin und Ulrich das Zimmer verlassen hatten. Es verfloß eine Viertelstunde, und keine der beiden Frauen sprach ein Wort. Dann kniete Frau Geßner neben dem Sofa und schlang mit trockenem Weinen die Arme um den Hals des Mädchens. Doch Virginia rührte sich nicht; erst als die Zerknirschung der Mutter zudringlicher wurde, richtete sie sich empor und sagte kalt: „Laß nur das, Mutter. Es hat keinen Zweck mehr. Sag mir lieber, ob es wahr ist, daß mein Vater ein unbekannter Mann ist."

Frau Geßner stieß einen Schrei aus. „Das hat er dir gesagt?" stotterte sie und schlug die Hände klatschend zusammen. „Und der andere, der hat also geplaudert? Ich armes unglückliches Weib!" rief sie. „Mein armes, unglückliches Kind!"

Die Flurglocke läutete schrill. Mit verweintem Gesicht, das Taschentuch vor den Mund gepreßt, ging Frau Geßner hinaus. Sie öffnete, und Erwin stand vor ihr. „Nachdem Sie so übel mit Virginia umgesprungen sind, kann Sie nicht bei Ihnen im Hause bleiben," sagte er schnell und mit unterdrückter Stimme. „Was für ein Satan ist in Sie gefahren?"

„Ach Gott, ach Gott!" stöhnte die Frau.

„Still jetzt!" befahl Erwin. „Ich werde Virginia zur Gräfin Hamlisch bringen. Widersetzen Sie sich nicht! Schweigen Sie. Alles hängt davon ab, daß Sie vernünftig sind. In drei bis vier Tagen erhalten Sie Nachricht."

Halb bittend, halb beschwörend starrte ihn Frau Geßner an. Erwin bekümmerte sich nicht weiter um sie, er trat ins Zimmer, ergriff Virginia bei der Hand und sagte: „Ich wollte vorhin nicht den Druck der Stimmung ausnützen, unter der Sie standen, Virginia. Doch nun fürchte ich für Sie die Verzweiflung der kommenden Nacht. Ich halte Sie beim Wort. Alles ist bereit. Folgen Sie mir."

„Wohin?" fragte Virginia mit unbeweglicher Miene.

„Zur Gräfin Hamlisch." Gräfin Hamlisch war eine Schwester der Frau von Resowsky. Virginia kannte und ehrte diese

Dame, und sie hätte nichts gegen Erwins Vorschlag einzuwenden gehabt, denn ihr umdüstertes Herz verlangte vor allem danach, von der Mutter fortzugehen, wäre nicht ein Mißtrauen in ihr gewesen, das nicht als Gedanke oder Erwägung, sondern als Lähmung ihres Körpers, ihrer Glieder, ihrer Zunge in Erscheinung trat.

„Es kann noch alles gut werden, Virginia," fuhr Erwin fort, indem er seine Stirn zu der ihren niederbeugte, „Leben, Glück und Zukunft hängen davon ab, besinnen Sie sich nicht, jedes Zögern bedeutet Unheil."

Virginia atmete plötzlich auf. Verloren, aber nicht verworfen, dachte sie und spürte eine finstere Beruhigung. Mechanisch erhob sie sich. „Mantel! Hut! rasch!" rief Erwin der Mutter zu, die verstört auf der Schwelle stand.

Frau Geßner gehorchte erschrocken. Virginia ließ sich apathisch die Jacke anziehen, apathisch befestigte sie den Hut in den Haaren, als ihr die Mutter die langen Nadeln gereicht hatte. Sie erfaßte nur dumpf, was geschah und was sie tat.

„Erwin! Gina!" rief Frau Geßner jammernd. Erwin warf ihr einen wütenden Blick zu, und sie schwieg.

Er führte sie zum Wagen. Beide nahmen Platz, die Räder begannen zu rollen. Erwin packte Virginias heiße Hände, sie zog sie beinahe entsetzt zurück, da ließ er sich auf die Knie gleiten, nahm ihren Rocksaum und drückte ihn an die Lippen. Sie starrte weh vor sich hin.

Er erhob sich wieder und fragte, ob er rauchen dürfe. Sie antwortete nicht. Er unterließ es. Die Pferde rannten wie rabiat durch eine Menge von Straßen, endlich hielt das Gefährt vor einem kleinen Palais im dritten Bezirk. Erwin öffnete den Schlag. „Warten Sie einen Augenblick," sagte er, „ich will die Gräfin benachrichtigen." Er sprang hinaus und verschwand im Torgang. Virginias Kehle war wie zugeschnürt; in ihrer Brust war eine steinern schwere Gleichgültigkeit.

Nach einigen Minuten erschien Erwin wieder, er mochte dem Portier einen belanglosen Auftrag erteilt haben, rief dem Kutscher etwas zu, und nachdem er eingestiegen war und der Wagen sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, sagte er hastig: „Ein Mißverständnis. Die Gräfin ist zu mir hinausgefahren. Sie erwartet uns in meinem Haus. Ich habe ihr vor einer Stunde einen Brief durch einen Boten geschickt. Was ich geschrieben hatte, mag allerdings verworren und ungereimt gewesen sein, ich war meiner Sinne kaum mächtig."

Virginia stutzte. Verrätst du mich abermals? fragte ihr Blick, der nicht auf ihn gerichtet war, und sie empfand eine schmerzliche, trotzige Neugier. Ich will sehen, ob du mich abermals verrätst, sagten gleichsam die Augenlider bei ihrem Niedersinken. Erwin aber sprach und sprach und suchte das, was er ein Mißverständins nannte, zu begründen. Doch redete er nur, damit Virginia die Länge der Fahrt nicht spüre, und seine Stimme klang schließlich heiser und angestrengt.

Weshalb sollte die Gräfin zu ihm fahren? dachte Virginia, weshalb? was will er damit? Es waren aber diese Gedanken sowie seine Worte nur Täuschungen. Sie täuschten sich selbst und einander. Hinter ihren Gedanken lag ratloser Kummer, hinter seinen Reden ungezügelte Freude, verbrecherische Ungeduld.

Sie waren am Ziel. Wichtel mußte belehrt worden sein, denn er zeigte sich nicht. Sie schritten durch die Halle. „Ich bitte, hier herauf," sagte Erwin höflich. Virginia zauderte vor der zweimal geeckten Holztreppe. „Ich bitte, hier herauf," wiederholte Erwin scharf, „die Gräfin muß oben sein; wir haben nämlich ein Malheur in den unteren Räumen gehabt. Kurzschluß. Das Licht versagt."

Es klang plausibel. „Wichtel!" rief er nun. Niemand antwortete.

Er verrät mich, dachte Virginia, aber sie stieg die Treppe hinan, gequält und benommen von der trotzigen Neugier.

Sie betrat das Zimmer, in das er sie wies, müde, zerschlagen, in sich gekehrt, ja fast verträumt und ohne eigentlich zu leiden. Erwin sprach zu ihr. Nun klang seine Stimme wie aufgedeckt. Sie begriff. Sie schaute sich um und drückte ihre Hände ineinander. Er hat mich abermals verraten, sagte sie zu sich selbst.

Aber noch immer ward sie sich des Vorgangs nicht völlig bewußt. Sie dünkte sich das Opfer eines häßlichen Zwischenfalls, einer dummen Lüge, eines unwürdigen Scherzes und fragte sich, wohin das führen solle. Erwin betrachtete sie eine Weile schweigend, auf einmal erhob er sich und ging hinaus.

Zunächst war Virginia froh, daß sie allein war. Sie schloß die Augen und öffnete sie wieder. Welche tiefe Stille! Eine schier trinkbare Stille! Was ist das für ein Zimmer? fragte sie sich; ich kenne es nicht, es ist hergerichtet wie für eine Frau.

Ich soll ihn lieben, dachte sie unvermittelt; warum nicht? warum sollt ich ihn nicht lieben? Ist es denn ein Kunststück zu lieben. Er wird mich heiraten, und ich werde ihn lieben. Und der andere? Manfred? Er ist so weit, so unermeßlich weit. Aber warum sollt ich nicht auch ihn lieben? warum sollt ich nicht beide lieben? beendigte sie ihre Gedanken in vollständiger Verdüsterung des Geistes.

Sie wanderte auf und ab, auf und ab. Aus welchem Grund läßt er mich so lange allein? grübelte sie befremdet und bekam nun Angst vor der Stille.

Ihr Blick fiel auf eine kleine Tür. Sie öffnete und schaute in ein rosig beleuchtetes Badezimmer. Kopfschüttelnd schloß sie wieder, wandte sich weg und trat zu einem Fenster. Die Nacht war schwarz. Regentropfen spritzten ans Glas. Sie nahm den Hut herunter und fing von neuem an, auf und ab zu wandern. Um Gottes willen, was tu ich! fuhr es ihr plötzlich durch den Sinn; hier kann ich nicht bleiben, es ist spät, ich muß fort.

Sie ſchlüpfte in die Jacke, ſetzte den Hut wieder auf und eilte zur Tür. Sie drückte die Klinke nieder. Ein eiſiges Entſetzen überfiel ſie. Die Türe war verſperrt.

Sie drehte den Kopf hin und her. Ihre Augen waren aufgeriſſen. Noch einmal und noch einmal drückte ſie die Klinke. Umſonſt. Die Tür war verſperrt. Sie war gefangen.

Weinend ſchlug ſie die Hände vors Geſicht und lehnte ſich mit der Stirne kraftlos gegen den Pfoſten.

Die Miniaturen

In wachſender Sorge um das Schickſal Virginias wußte ſich Ulrich Zimmermann keinen andern Rat, als den Grafen Paleſter aufzuſuchen. Noch vor acht Uhr war er in Hietzing und läutete an der ſteinernen Ummauerung des morſchen Tores, das zur Wohnung Paleſters führte. Eine hinkende Pförtnerin führte ihn über regennaſſe Wege zu einem uralten und keineswegs freundlich ausſehenden Haus, das von einer Laterne beleuchtet wurde, welche über der gegenüberliegenden Gärtnerwohnung aufgehängt war. Der Garten gehörte zu einem ausgedehnten Beſitz, und dieſe Gebäude hatten ehemals Jägern und Heiducken zum Aufenthalt gedient.

Die vergitterten Fenſter des Hauſes waren alle dunkel. Die Pförtnerin war gegangen. Ulrich fand keine Glocke und pochte daher ans Tor. Es blieb alles ſtill, und er pochte mit dem Knauf ſeines Schirmes, daß es drinnen laut hallte wie in einem Kellergewölbe.

Endlich kreiſchte oben ein Laden, und der Kopf einer Frau beugte ſich über das Sims. Eine ruhige, helle Stimme fragte mit fremdländiſcher Betonung nach dem Begehr. Ulrich nannte ſeinen Namen und fügte hinzu, er müſſe in einer wichtigen Angelegenheit mit dem Grafen ſprechen. Nach einer Weile raſſelte unten das Schloß, und Graf Paleſter erſchien

mit einer Kerze. Er geleitete den abendlichen Gast über eine Steintreppe hinauf in ein großes Zimmer, das die Trostlosigkeit einer Wachtstube hatte. Den Boden bedeckte kein Teppich; als einziger Schmuck der Wände prangte die Photographie eines Schiffes; ein Tisch, drei Holzstühle, ein Messingbett und eine grüne alte Truhe waren das ganze Mobiliar. Niemand hätte in dieser eleganten Villenvorstadt, hinter den Mauern einer weiland hochadeligen Domäne, eine solche Wohnstätte der Armut gesucht.

Ulrich Zimmermann berichtete, daß er heute Virginia aufgesucht und daß er den Eindruck empfangen habe, als ob sich dort verhängnisvolle Dinge abspielten. Er schilderte, wie er Virginia gesehen, wie unwillkommen Erwin seine Dazwischenkunft gewesen sei und daß er den Gedanken nicht abweisen könne, als müsse man helfend eingreifen.

Palester hörte aufmerksam zu. Er stützte das schmale, blasse Gesicht in die Hand. „Gut, daß Sie mir das alles sagen," erwiderte er. „Ich werde heute abend noch zu Erwin Reiner gehen. Nicht leicht wird mir der Schritt, denn wie soll man über derartiges sprechen, aber es muß sein. Übrigens muß Manfred Dalcroze jeden Tag zurückkommen. Ich erwarte ihn."

„Wirklich? Ist denn die Expedition schon zu Ende?" fragte Ulrich, nicht fähig, Freude darüber zu bezeigen.

„Nein, aber ich habe ihm geschrieben."

„Sie haben ihm geschrieben? Wann denn?"

„Vor neun oder zehn Wochen."

„Sie hatten also schon damals den Eindruck —?"

Palester nickte. „Wenn ihn mein Brief ordnungsgemäß erreicht hat und er die raschesten Verbindungen hat benutzen können, muß er noch in dieser Woche kommen."

„Aber wie konnten Sie denn mit solcher Bestimmtheit —?"

„Das ist eine Sache für sich," antwortete Palester. Er zog den Mantel an, nahm Hut und Schirm und sagte: „Also gehen wir, wenn ich bitten darf."

Nicht so hatte Paleſter an Manfred geſchrieben, wie er einſt gewollt, als er den reinen Strom der Sympathie verſpürt, der von dem Jüngling ausging, nicht freundſchaftlich mitteilend, ſondern ſo kurz und gebieteriſch, daß es für Manfred keinen andern Gedanken mehr geben durfte, als mit dem nächſten Schiff nach Europa zu fahren. Eine Nachricht von militäriſcher Knappheit, unbeirrt von konventionellen Rückſichten und derart beſchaffen, daß ſie in dem Fernweilenden, um deſſen ſichere Adreſſe er den Profeſſor Dalcroze in Berlin gebeten hatte, die nötige Tatkraft entzünden mußte.

Graf Paleſter hätte ſich wohl gehütet, einen Mann wie Erwin bei einem Spiel zu ſtören, das am Ende nur dieſen allein anging; er dachte nicht an den Verluſt jenes Kunſtſchatzes, der ihm ungeachtet ſeiner mißlichen Umſtände etwas wie idealgefühlten Reichtum verlieh und deſſen er ſich nicht entäußern wollte, weil er der Welt und dem Geſchick zu trotzen entſchloſſen war. Nicht darum hatte er Manfred gerufen, ſondern aus einer großen, ſeltſamen, faſt überſinnlichen Verehrung für Virginia. Und eines Tages, aus der Verſunkenheit der Träume in die Wirklichkeit zurückkehrend, war es ihm für gewiß erſchienen, daß Virginia nicht mehr ſtandhalten konnte.

Sie zeigte ſich ihm wie ein aſtraler Leib, und aus ihren Augen war das entwichen, was er als reine Muſik des Herzens empfand. Die Seele war gleichſam aufgebrochen und war emporgeſtiegen in das Antlitz, wo ſie klagte wie die Nymphe, der man ihr Geiſterkleid geſtohlen hat. Und Graf Paleſter hatte ein grenzenloſes Vertrauen in Virginia geſetzt. Er war einer jener Menſchen, die ſich in der Verborgenheit ein Pantheon errichten, worin, gefeit gegen den Haß und Peſthauch der Millionen, einige vergötterte Geſtalten weilen. An dieſen hing er mit der Liebe, die die Einſamkeit in ihm erzeugte. Mit ihnen wandelte er ungeſehen durch ihr Daſein, und ſie hielten ihn aufrecht in der tragiſchen Verwüſtung, die ſein Stolz, ſeine

Ehrenhaftigkeit, seine Schweigsamkeit und die Lust an der Philosophie in seinem Leben hervorgebracht hatten. Er mied die persönliche Berührung mit ihnen, er zog sich von ihnen zurück, sobald sie von seinem Herzen Besitz ergriffen, aber er verkehrte geistig mit ihnen, wie man mit teuren Toten verkehrt oder mit geliebten Menschen, die in einer unerreichbaren Ferne sind.

Graf Palester lebte nicht sein Leben, er träumte es. Ihm mangelte die Gegenwartskraft so, daß er sich oft wie der Schatten seines Schattens vorkam. Es war ihm wunderbar bewußt, was sich bis ins sechste Glied zurück mit seinen Ahnen begeben hatte, das ganze Geschlecht, weit in die Höhle der Jahrhunderte hinein, war ihm wie ein eigendurchlebtes Kindheits- und Mannesalter, jedoch seiner selbst wurde er kaum gewahr, und hätte er religiöse Neigungen besessen, so wäre er vielleicht ein Heiliger geworden wie Franz von Assisi. Der Sturm moderner Existenz, der alles zerschmettert, was nicht mittreibt, verurteilte ihn zu anonymem Elend.

Vor zwei Jahren hatte er, noch als Offizier der Marine, in einer Kunstausstellung in Venedig das Porträt einer Frau gesehen, das ihn fesselte wie nie ein Frauengesicht zuvor, nicht sowohl durch Schönheit als vielmehr durch innerlichen Ausdruck. Er stand täglich vor dem Bild und wurde nicht müde, es zu betrachten. Ohne daß es ihm jemals einfiel, sich zu erkundigen, wer das Modell sei, nahm er das Bildnis immer tiefer in das Leben seiner Seele auf und geriet in einen sonderbar stummen Verkehr mit einem Wesen, das, körperlicher als ein Traum, dennoch vollkommen unwirklich für ihn war. Drei Monate später wandelte er eines Abends durch eine Straße in Livorno, als durch das geöffnete Fenster eines Hauses Gesang an seine Ohren schallte. Erbebend blieb er stehen und lauschte. Es war eine weibliche Stimme, für deren Wohlklang und schmelzende Trauer er kein anderes Gleichnis fand als den Ausdruck auf jenem Gemälde. Es geschah nun etwas

durchaus Ungewöhnliches. Er schritt in das Haus. Er stieg die Treppe hinan, ging durch einen Flur, öffnete eine Türe und, Krönung all des Seltsamen! stand vor dem lebendig gewordenen Bild, allein mit der Sängerin in einem hohen, von Kerzen beleuchteten Zimmer. Der Hinweis auf das Gemälde rechtfertigte sein Tun bei ihr und ließ seine Person um desto wunderlicher erscheinen. Ihr Vertrauen zu ihm wurzelte im ersten Blick, ihr erstes Gefühl war Liebe. Sie war eine unglückliche Frau; aus armer Familie stammend, hatte sie die Ihren vor dem Schrecklichsten gerettet, indem sie einem der verrufensten Wucherer des Landes, der um sie warb, die Hand reichte. Sie lebte mit ihrem Gatten in einer Ehe, die keine Ehe war. Es begann nun für Palester und Lenore eine Zeit der Leidenschaft und Kämpfe. Sie flohen zusammen, mehr um den Gemeinheiten und bösen Anstiftungen des Gatten zu entgehen als um ihrer Liebe willen, die auf Welt- und Menschenflucht ohnehin gestellt war. Sie wurden verfolgt, sie waren gefährdet, die Gewalt verband sich gegen sie mit Richter und Gesetz, verhaßter Lärm von Stimmen für und wider umdrängte sie, da starb plötzlich Lenorens Mann, und sie war frei; und reich. Aber sie hätte den Geliebten verloren, wenn sie nicht völlig auf ein Vermögen verzichtet hätte, das von der verächtlichsten Herkunft war. Palester nahm den Abschied, und als er mit Lenore das verkommene Haus in Hietzing mietete, in welchem nach Ansicht vieler Nachbarn Gespenster umgingen, verblieben ihm nur etliche tausend Kronen und seine Pension als Offizier. Die beiden Menschen waren so unfähig wie ungewillt zu bürgerlichem Erwerb, ihr Leben in der bürgerlichen Gesellschaft hatte etwas Elfenhaftes; es trug den Stempel der Askese und des selbstgewählten Untergangs.

Ulrich Zimmermann begleitete den Grafen bis zur Stadtbahnstation. Eine Stunde später befand sich Palester am Tor der Villa Sansara. Wichtel sagte, sein Herr sei nicht zu Hause.

Graf Paleſter erklärte, warten zu wollen. Der Herr komme überhaupt nicht nach Hauſe, verſicherte Wichtel mit ſcheuem Blick nach der Treppe und den Türen. Plötzlich erſchien Erwin, wollte ſich gegen die Treppe wenden und ſtutzte, als er den Grafen ſah. Erſt zog ein Schatten des Ärgers über ſeine Stirn, dann lächelte er düſter. „Wie geht es Ihnen, Graf?“ fragte er. „Bitte, treten Sie nur ein. Sie dürfen nicht ungehalten ſein,“ fuhr er fort, als ihm Paleſter in die Bibliothek gefolgt war, „der Auftrag, den Wichtel hat, betrifft nicht die Perſon, ſondern die Welt. Ich habe mich zurückgezogen von der Welt. Ich bin Einſiedler geworden.“

„Aber ein etwas raſtloſer Einſiedler, wie mir ſcheint,“ bemerkte Graf Ottokar; „in Ihren Augen iſt nichts von Sammlung oder Genügen.“

Erwin ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſtützte den Kopf in die Hand. „Genügen, Sammlung!“ wiederholte er höhniſch. Seine Zähne klappten aufeinander, und in ſeinem Geſicht war, wie zur Bekräftigung des Hohns, ein verwilderter Zug. Graf Paleſter wurde von Unruhe ergriffen; er kannte dieſes Gefühl vom Meere her. Vor großen Stürmen und Gewittern hatte er ſtets eine ähnliche Unruhe verſpürt. Es fiel ihm auf, daß Erwins Haare in Verwirrung über der umdüſterten Stirn lagen. Er hatte dieſe Haare nie anders geſehen als in ſorgfältiger Scheitelung, glatt und geordnet. Dieſer Umſtand vermehrte ſeine Unruhe noch. Er fühlte ſich bedrückt und war zunächſt unfähig zu ſprechen. Erwin kehrte ſich ab, ſeine Blicke irrten wie feindſelig über die Zeilen einer Handſchrift auf dem Tiſch vor ihm.

„Haben Sie gearbeitet?“ fragte Paleſter leiſe, um das peinigende Schweigen zu unterbrechen.

Erwin nickte. Er blätterte in der Handſchrift und ſagte: „Haben Sie je die Erfahrung gemacht, daß das eigene Werk einen anſtiert wie eine Gorgo? Manchmal graut mir vor den Worten da, die ich ſelbſt geſchrieben habe.“

„Darf ich wissen, was es für ein Werk ist?"

„Eine Abhandlung. Der Begriff der Konstante und die moralische Idee heißt der Titel."

„Das klingt vielversprechend."

„Es führt weit, Graf, es führt mich ins Bodenlose. Ich wollte eine einfache Feststellung von Kategorien geben und sehe mich im Bodenlosen und Grenzenlosen. Hier ist eine Art Essenz," fuhr Erwin fort, indem er zu blättern aufhörte, „darf ich Ihnen vorlesen?"

„Ich bitte darum."

„Als der menschliche Geist seine Beziehung zur Welt zum ersten Male in den Ausdruck faßte, daß alles in ewiger Bewegung sei, hatte er zugleich sich selbst als das einzig Konstante, das einzig Seiende, dieser Welt gegenübergestellt. Er hatte sich auf das Ufer des Weltflußbettes geschwungen, ja sogar den archimedischen Punkt gefunden, von dem aus er die Welt bewegen konnte, weil er selber stand. Um so stärker mußte seine Sehnsucht erwachsen, die Syntheſe, die im Geist gegeben ist, auch an der Welt zu vollziehen, das heißt, die Welt seinem Ebenbild gemäß nachzuschaffen. Darum ist er endlos bemüht, das Werdende durch das Gesetz in die Formel des Seins zu bannen: er treibt Mathematik, das heißt Wissenschaft. Darum verwandelt er die Dinge in Wesen, nimmt sie aus dem Raum, gibt ihnen den Körper, schafft die Gestalt: das heißt, er wird zum Künstler. Darum nimmt er sie aus der Zeit, verleiht ihnen Seele und schafft die Persönlichkeit: das heißt, er ist moralisch oder religiös. Können Sie folgen, Graf?"

„Vollkommen."

„Gesetz, Gestalt und Persönlichkeit sind die Dreieinigkeit der Konstanz, in deren Zeichen der Geist die Welt formt. Die Welt hinwiederum ist der Stoff, in dem das Gesetz sich erkennt, die Gestalt sich verkörpert, die Persönlichkeit sich wiederfindet. Daher erscheint jedes System, jedes Kunstwerk und jede Persönlichkeit als eine Welt für sich; daher," und Erwin

las dies mit erhobener Stimme, „muß das Gesetzlose das schlechthin Unsinnige, das Gestaltlose das schlechthin Chaotische und das Unpersönliche das schlechthin Unmoralische sein. Denn alles dies ist nur der dreifach verschiedene Ausdruck derselben Verneinung: des Inkonstanten, des Undings an sich."

Graf Palester schaute Erwin mit tiefen, fühlenden Blicken an. Wie furchtbar, dachte er schaudernd, wie furchtbar diese Selbstverdammung sich anhört! Wie kann er leben, nachdem er solches ergründet? „Sie geben damit eine unvergleichliche Charakteristik eines dreifachen Fluches, der auf uns lastet und auf der Zeit," sagte Palester, „des Anarchisten im Geiste, des Proteus am Leibe und des Verantwortungslosen in der Seele. Dessen, der sich befreit und dem Freiheit zum Verbrechen dient, dessen, der sich verwandelt und durch Verwandlung Gott und Menschheit täuscht, dessen, der keine Schuld auf sich nimmt, weil er nie zu finden ist."

„Ei," rief Erwin betroffen, „das heißt man die königliche Idee ins Joch der Erfahrung pressen. Die Exempel vergiften mir den Text, die Nutzanwendung bricht mir die Flügel und ich stürze." Er lachte kurz und schüttelte den Kopf.

Palester stand auf. „Erwin," sagte er leise, „fliehen Sie nicht vor mir! Fliehen Sie nicht auf diesen Flügeln, die doch nicht weit tragen. Ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen zu philosophieren. Ich bin nicht einmal gekommen, um Sie zu warnen oder zu beschwören. Ich fordere Sie auf, innezuhalten. Ich appelliere an Sie im Namen der Ehre, der Freundschaft, der Menschlichkeit."

Erwin stand gleichfalls auf. Er verschränkte die Arme über der Brust. „Graf," antwortete er eisig, „ich bitte Sie, mich mit Sonntagspredigten zu verschonen."

„Denken Sie doch daran, daß es außer Ihren Lüsten noch Glück für andre Menschen gibt," fuhr Palester ruhig fort. „Sie achten es nicht, ich weiß es, Sie achten nicht das Glück der andern, aber ebensowenig wie Sie einen wehrlosen Greis

hinmorden oder einen Bettler um seine Ersparnisse bestehlen würden ..."

„Graf," rief Erwin finster und ungeduldig, „ich habe nicht Zeit zu beichten, ich habe nicht Lust, den Glauben zu wechseln. Ich lehne es ab, mich zu rechtfertigen, ich erlaube niemandem, wer es auch sei, in meine Brust zu greifen und, was an Tat und Wunsch darinnen ist, mit Philisterweisheit zu besudeln."

„Philister," entgegnete Palester traurig, „was sagen Sie damit? Wie schlimm ist es um uns bestellt, wenn wir den Menschen, der sich höherem Gesetz beugt, mit einem Fußtritt beiseitestoßen, der nicht ihn, sondern uns selbst der Verachtung preisgibt."

Erwin wandte sich ab. „Ich habe heute schon einen Freund begraben," sagte er mit krampfhaft zusammengezogenen Brauen, „es kommt mir auf eine zweite Beerdigung nicht an."

„Ich weiß es," versetzte Palester sanft. „Sie können alles wagen. Sie haben die Freiheit und die Möglichkeit der Verwandlung."

„Doch vorher," sagte Erwin, ohne Palester anzuschauen, „vorher haben wir noch eine kleine Wette auszugleichen, Graf."

Graf Palester erbleichte. „Ah, eine Wette," murmelte er. „Ich entsinne mich. Es war ein sonderbares Gespräch zwischen uns, ein Gespräch, das mir Übelkeit verursachte wie ein verfaulter Fisch."

„Es war eine Laune, Graf. Eine Laune, die von Folgen begleitet war, als ob man im Rausch einen Diamanten gefunden hätte ... auf einem Wirtshaustisch."

Immer qualvoller schien es Palester, so zu stehen und in das Gesicht Erwins blicken zu müssen; er hatte die Empfindung, als ob dieses Gesicht beständig wechselte, beständig seinen Ausdruck veränderte, bald nah, bald fern wäre, bald stolz, bald sklavisch, bald leidenschaftlich, bald wie gefroren, bald schön und edel, bald verzerrt und häßlich, bald verständig, ja erhaben durch Vernunft, bald tierhaft trüb und niedrig aussah.

Ach, dachte er, erfüllt von einem Schmerz, der ihm selbst unbegreiflich dünkte, ihm ist die Liebe unbekannt, alle Genien sind an seiner Wiege gestanden und haben ihn mit allen Gaben der Erde gesegnet, doch ein dämonischer Dieb ist herangeschlichen und hat ihm die Liebe entwendet.

„Sie ahnen nicht, wie glücklich es mich macht, in den Besitz dieser göttlichen Kunstwerke zu gelangen," fuhr Erwin, plötzlich liebenswürdig, fort. „Ich habe davon geträumt, sie waren mein Eigentum, bevor ich sie erworben hatte."

„Und haben Sie sie denn erworben?" fragte Palester mit kaum vernehmbarer Stimme und fügte mit mühsamem Spott hinzu: „Nehmen Sie mirs nicht übel, wenn ich daran zweifle."

„Dieser Zweifel kann durch den Augenschein behoben werden," entgegnete Erwin lächelnd.

Palester trat einen Schritt zurück. Er starrte Erwin mit aufgerissenen Augen an und blinzelte dann mit den Lidern, die sich langsam röteten.

„Ich finde es selbstverständlich, daß ich Ihnen Beweise liefern muß," sagte Erwin mit undurchdringlicher Freundlichkeit im Ton. „Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Graf."

Und Graf Palester folgte ihm wie behext. Er folgte ihm aus dem Zimmer und die flache Treppe des ungenügend beleuchteten Vorsaals hinan und durch einen langen Gang, an dessen Wänden alte braune Ölgemälde in schwarzen Rahmen hingen.

Erwin blieb vor einer Tür stehen. Bevor er aber nach der Klinke gegriffen hatte, war Palester dicht an seine Seite getreten, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte, indem er seinen Blick fest in den Erwins bohrte: „Lassen Sie das nur. Ich wünsche den Augenschein nicht; ich weiß nicht, ob ich ihn in Ruhe ertragen könnte. Ich glaube Ihnen. Leben Sie wohl." Er kehrte sich um, ging mit raschen Schritten über den Flur gegen die Treppe zurück und verließ im strömenden Regen das Haus.

Es war elf Uhr vorüber, als er wieder in seinem kahlen, kalten Zimmer angelangt war. Er zündete eine Kerze an, ging in das Zimmer seiner Gefährtin und vergewisserte sich, daß sie schlief. Sodann bereitete er auf einem Spirituskocher Tee, und nachdem er zwei Schalen getrunken und schwarzes Brot dazu verzehrt hatte, blieb er in regungslosem Nachdenken lange Zeit sitzen. Es hatte Mitternacht geschlagen, als er sich erhob, die grüne Truhe aufsperrte und die kostbar eingebundenen Miniaturen herausnahm. Er betrachtete einzelne Bilder, deren schöne und mineralische Farben nichts von Alter und Verstaubtheit hatten, lange, mit abschiednehmenden Blicken. Dann trug er den Folianten in die Küche hinaus, ergriff eine eiserne Pfanne, stellte sie auf den Herd, machte ein kleines Spanfeuer in dem Gefäß, und als die Flammen lichterloh emporschlugen, übergab er ihnen das Buch mit den Miniaturen. Ruhig schaute er zu, wie das herrliche Werk verbrannte. Ein Knacken der Dielen ließ ihn emporsehen. Lenore stand auf der Schwelle. Sie war im Nachtgewand und bloßfüßig, und ihr Gesicht, dem seinen sonderbar ähnlich, schimmerte bleich unter den roten Haaren. Sie fragte nicht, sie näherte sich ihm schweigend und, an seine Brust gelehnt, schaute auch sie der kleinen Feuersbrunst zu. Als die Flammen verloschen waren, lag das Miniaturenwerk noch da wie ein Schatten seiner selbst, grau und rauchend, der Deckel mit aufgerolltem Rand.

Am andern Morgen schickte Graf Palester diesen Aschenüberrest, den er mit Sorgfalt in ein Holzkistchen gelegt hatte, durch einen Boten an Erwin Reiner. Als Erwin der jammervollen Zerstörung ansichtig wurde, den noch keineswegs zerbröckelten Band ungläubig betastete, war er gleichwohl nicht mehr in der Verfassung, diesen Verlust so zu empfinden wie er noch zwölf Stunden vorher ihn empfunden hätte.

Drei Nächte

Nachdem Paleſter gegangen war, ſtieg Erwin in den erſten Stock, ſperrte die Türe auf und trat in das Zimmer, in welchem ſich Virginia befand. Er ſchloß die Türe wieder und blieb ſtehen.

Virginia ſaß auf dem Bettrand. Sie erhob ſich, hob auch den Kopf und fixierte Erwin mit einem durchdringenden Blick. Sie hatte ſich geſammelt und mit aller Kraft zur Ruhe bezwungen. Es war dies ein Beweis von außerordentlichen Fähigkeiten der Seele; jede andre wäre in einer ſolchen Lage faſſungslos zuſammengebrochen. Denn ſie mußte ſich ja ſagen, daß ſie ſelber Schuld trage, daß ſie ſich ihm ausgeliefert, indem ſie ſeinen treuloſen Verſicherungen geglaubt. Geglaubt? Nein, dies vielleicht nicht. In die Schwäche und in die Dumpfheit hineingehetzt, hatte ſie ſich verführen laſſen, den erſtbeſten Weg einzuſchlagen, den der Lügner geprieſen. Jetzt aber hatte ſie Klarheit; Klarheit genug für ein ganzes Leben.

Die Frage, ob er ſie verachte oder nicht verachte, beläſtigte ſie nicht mehr; dieſe Frage erſchien ihr kindiſch und ihrer unwürdig; ſie erkannte, daß er ſchurkenhaft an ihr handelte. Und ihr Blick verkündete ihm das.

Sie begriff, was auf dem Spiele ſtand und daß ſie nichts erreichen würde, wenn ſie ihren Schmerz, ihre Empörung, ihre Verzweiflung an den Tag legte.

„Weshalb haben Sie mich eingeſperrt?“ fragte ſie.

„Das bedarf keiner Erklärung,“ antwortete er durch die geſchloſſenen Zähne. „Du weißt ſelber den Grund.“

„Ich werde keine Silbe mehr ſprechen, wenn Sie nicht einen anſtändigen Ton annehmen. Ich verbiete Ihnen, mich zu duzen,“ rief Virginia mit flammenden Augen und ballte die linke Hand feſt zur Fauſt.

„Ah! Herzig! Ein Zornausbruch? Herzig! Nun, es ſei. Wenn Sie Wert darauf legen ...“ Er zuckte die Achſeln.

In seiner Impertinenz war etwas Krampfhaftes. Sein eckenreicher Mund, den die Beredsamkeit in allen Worten und Lauten der menschlichen Sprache zerhackt und beweglich gemacht, zeigte in seiner Struktur eine wüste Linie. Seine Haltung verriet Entschlossenheit bis zum Äußersten.

„Was wollen Sie mit mir beginnen?" fragte Virginia abermals.

„Ich will Sie haben, Virginia! Haben! Haben! Ganz für mich allein! Ich will! Sie wissen, scheint mir, nicht, was das bedeutet: ich will!"

„Ich weiß es nur zu gut," versetzte Virginia schaudernd. „Aber Sie vergessen, daß ich auch einen Willen habe. Und wenn Sie vor nichts zurückschrecken, so werd ich mir daran ein Beispiel nehmen."

„Das haben Sie hübsch gesagt, wunderbare Virginia. Es ist wahr, ich schrecke vor nichts mehr zurück; es ist wahr. Zu lange haben Sie mich gemartert."

„Sie wollten mich also von Anfang an zugrunde richten. Deswegen haben Sie mich unter die Menschen gelockt, um ihnen zu zeigen, wie leicht es ist, mich gemein zu machen. O Gott!" Und sie rang die Hände. Sie hatte nur ein einziges Gefühl, ein glühendes: Reue.

„Was haben Sie sich vorgestellt?" fragte Erwin sarkastisch. „Waren Sie der Meinung, daß ich immer nur girren und Süßholz raspeln würde?"

„Und alles Lüge, alles Betrug," stammelte Virginia und blickte ihm gepeinigt ins Gesicht.

„Das ist der Krieg," entgegnete er kalt. „Ich hatte übrigens die Absicht, Sie zu heiraten ..."

„Schweigen Sie. Man heiratet mich nicht, wie man eine Ware kauft. Ich schäme mich ja, daß ich nur einen Augenblick daran gedacht habe. So viel Ehre hab ich Ihnen nun zugetraut, sehen Sie, so viel Achtung gegen mich, daß ich mir gedacht habe, ich könnte auf diese Weise die Schande aus-

löschen. Aber jetzt ist ja alles verloren, alles, alles." Sie preßte, am ganzen Körper zitternd, die Hände vors Gesicht.

„Ich hatte die Absicht, Sie zu heiraten, und ich habe sie noch," fuhr Erwin trocken fort. „Aber das braucht Zeit, und ich kann Ihnen nicht auseinandersetzen, warum es sogar viel Zeit braucht. Inzwischen will ich Sie nicht entbehren, Virginia, denn ich kann Sie nicht mehr entbehren. Ich würde verbrennen. Das Leben ist zu kurz und zu wertvoll, um so lange, wie ich es getan, nach einem Weibe zu schmachten."

Schnellatmend wie ein Läufer, mit erbarmungswürdig fahlem Gesicht schritt Virginia zur Tür. Als sie an Erwin vorüber wollte, packte er sie schweigend am Arm. „Lassen Sie mich," keuchte sie, „ich will gehen."

„Du mußt bleiben," sagte er leise und drohend; „du mußt. Weil ich will, mußt du. Hier wird sich dein Schicksal vollziehen. Und wenn ich zum Verbrecher werden soll, du mußt."

„Dann nehmen Sie lieber einen Revolver und schießen Sie mich nieder," erwiderte Virginia, die sich der Tränen nicht mehr erwehren konnte, weinend.

„Wozu? Damit ich zeitlebens ein hungriger Mann bleibe? nachdem du mich wahnsinnig und mir selbst verächtlich gemacht hast? Nein, Virginia, so wäre mir nicht gedient. Ich habe gelogen, sagst du? Aber du warst falsch, kokett und berechnend, du hast mir das Blut erhitzt und entzündet, bist undankbar und herzlos, und ich lasse dich nicht, ich lasse dich nicht."

Virginia blickte mit irren Augen umher. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie die Mauer durchbrechen, um aus seinem Bereich zu kommen. „Manfred! Manfred!" rief sie plötzlich.

Erwin lachte. Ungeachtet dessen war ihm jämmerlich zumute, und Virginia spürte es. Voll Kummer schaute sie ihn an, und ein Strahl zaghafter Heiterkeit erschien in ihren Lippenwinkeln wie eine letzte Hoffnung, daß dies alles vielleicht doch nicht so ernst, so furchtbar sein könne, wie sie es sah. Jedoch Erwin raubte ihr diese Hoffnung.

„Ich gebe Ihnen noch Frist, Virginia," sagte er mit trüber Stimme. „Ich warte. Ich habe Zeit. Ich lasse Sie allein. Seien Sie vernünftig. Überlegen Sie. Es gibt keinen Mann auf der Welt, der Sie mehr liebt als ich; kein Gefühl, seit die Erde steht, stärker als das meine. Eine große Gewalt ist in Ihre Hand gegeben. Mein Los ist Verdammnis, wenn Sie auf Ihrem Sinn beharren. Ich werde nicht allein in die Verdammnis stürzen, ich werde Sie mit mir hinunterreißen. Hinunter zu den Teufeln, wenn Sie mir den Himmel verschließen. Sie treten meinen Stolz mit Füßen, Sie zermalmen mir die Brust, Sie stehlen mir den Glauben an mich und meinen Stern. Gut und Böse ist in Ihrer Macht. Wählen Sie. Überlegen Sie, Virginia, ob das, was Sie so glühend verteidigen, das aufwiegt, was Sie vielleicht meine Entmenschung nennen. Mit Grund, mit gutem Grund. Bewahren Sie mich vor dem Verbrechen. Überlegen Sie. Fragen Sie Ihr Herz um Rat. Ich lasse Sie allein. Ruhen Sie. Morgen, wenn der Tag um ist, werde ich mein Urteil holen."

Da Virginia weder mit Laut noch Blick antwortete, fügte er trocken hinzu: „Es hätte natürlich keinen Zweck, wenn Sie in irgendeiner Weise Lärm schlagen würden. Das Zimmer ist das entlegenste des Hauses, und niemand würde Sie hören. Meine Leute habe ich fortgeschickt. Außerdem wäre es nur verhängnisvoll für Sie, selbst wenn man Ihnen zu Hilfe käme. Freiwillig haben Sie mein Haus betreten, das können Sie nicht leugnen. Daß ich gezwungen bin, den Kerkermeister zu machen, ist eine Privatsache zwischen uns. Not werden Sie nicht leiden. Wenn Sie die Güte haben wollen, zuzugreifen, dort ist der Tisch gedeckt."

Mit ironischer Handbewegung wies er in die Ecke, wo auf einem sogenannten stummen Diener allerlei Delikatessen serviert waren. Dann ging er und schloß die Türe zu. Als er in die Halle kam, trat Wichtel ihm entgegen und erbat sich seine Befehle.

„Sind die Frauenzimmer weg?" fragte Erwin.

„Sie schlafen in der Gärtnerwohnung."

„Gut. Gehen Sie zu Bett. Das Haus bleibt morgen verschlossen. Wenn es läutet, zeigen Sie sich nicht."

„Sehr wohl."

„Ich glaube, ich kann mich auf Sie verlassen, Wichtel?"

„Sehr wohl."

„Sie sehen nicht und Sie hören nicht. Darauf kommt es an."

„Sehr wohl."

Die halbe Nacht lang wanderte Erwin in der Bibliothek auf und ab. Seine Überlegung war ruckweise und von lautlosen Wutanfällen begleitet. Als er sich zur Ruhe begeben hatte, konnte er nicht schlafen. Er stellte sich unter die kalte Dusche, aber der Brand seines Gehirns verdoppelte sich. Er versuchte zu lesen, sah aber nicht einmal die Zeilen. Er horchte auf den ununterbrochen strömenden Regen, dem sich gegen Morgen ein brausender Sturm zugesellte. Dieser Sturm nahm während des Tages an Heftigkeit beständig zu. Am Nachmittag klingelte das Telephon. „Wer ist es?" fragte Erwin, in die Halle tretend. – „Die Frau Baronin Resowsky," erwiderte Wichtel flüsternd und das Gesicht vorsichtig vom Schallrohr abkehrend. – „Ich bin verreist. Sie wissen nicht wohin. Meine Rückkehr ist unbestimmt." – „Sehr wohl."

Er setzte sich an den Schreibtisch, starrte gedankenlos auf das Papier, nahm die Taschenuhr heraus und beobachtete das Vorwärtshüpfen des Sekundenzeigers. Aus irgendeinem Grund hatte er die zehnte Abendstunde als die bestimmt, zu welcher die Frist abgelaufen sein sollte. Er dachte an diese Stunde wie an einen Wendepunkt seines Lebens. Seine Wangen waren fahl, seine Augen erloschen, doch das Innere seines Leibes erschien ihm wie versengt.

Von Minute zu Minute wuchs eine geheimnisvolle Raserei in ihm. Um acht Uhr schickte er auch noch Wichtel zum Gärtner, damit er drüben nächtige. Langsam schlich die Zeit. Die

Spieluhr auf dem Kamin trällerte vergnügt ihre Arie durch das totenstille Haus.

Auch Virginia hatte die Nacht schlaflos verbracht. Kurz nach Erwins Weggehen hatte sie das Fenster geöffnet; es lag zu hoch, als daß sie hätte hinunterspringen können. Vor ihr breitete sich der weite, einsame, finstere Park. Der Regen peitschte ihr ins Gesicht, und sie schloß das Fenster wieder. Wenn ich mich umbringe, dachte sie, hält mich alle Welt für ehrlos; ich muß unbedingt aus dem Haus kommen. Und dann? was dann? wohin mit mir? wohin mit meiner Schande? ich habe keinen Menschen mehr; keinen Freund, keine Mutter, kein Heim.

Von solchen Überlegungen unglücklich bewegt, wandelte sie viele Stunden lang durch den Raum, verspürte aber dabei eine entsetzliche Müdigkeit. Der Tag brach an. Sie klopfte an die Türe. Sie rief. Umsonst; nichts rührte sich. Sie nahm eine Semmel von der Platte und aß mit Widerwillen. Oftmals während des Tages mußte sie sich, von ihrer Erschöpfung bezwungen, auf einen Sessel niederlassen, doch nach wenigen Minuten erhob sie sich wieder, zornig, verstört, erwartungsvoll, von Scham erdrückt und mit stockendem Herzen. Endlich gegen Abend schob sie den schweren Tisch vor die Türe, damit sie nicht überrascht würde, wenn sie einschlief, legte sich auf das Sofa und schlummerte alsbald mit schmerzlicher Wachsamkeit des Gehörs. Das elektrische Licht, das den ganzen Tag gebrannt hatte, ließ sie brennen.

Das Rücken des Tisches weckte sie auf.

Erwin stand dicht vor ihr. Er war wachsbleich. Er hielt die Hände auf dem Rücken und schaute sie wortlos an. Er kämpfte mit sich. Es trieb ihn, auf die Knie zu stürzen und ihre weiße Hand zu fassen. Aber es galt, alle Kraft zu bewahren.

Virginia sprang empor. Da sah sie, daß die Türe nur angelehnt war. Gedanke und Entschluß waren eines. Im Nu war sie an Erwin vorübergeeilt und rannte hinaus, ehe er sie

hatte hindern können. Es war dunkel, nur der Lichtschein vom Zimmer wies ihr den Weg zur Treppe. Sie lief hinab, sie befand sich am Haustor, es war versperrt, aber der Schlüssel steckte im Schloß. Während sie den Schlüssel umdrehte, fühlte sie sich an der Schulter gepackt. Mit einem Aufschrei entwand sie sich dem Griff und floh nach einer andern Seite, riß eine Tür auf, kam in die Bibliothek und stürzte weiter in einen finstern Raum.

Erwin schweigend hinter ihr her. Die Glastür nach dem Garten war offen. Sie lief darauf zu, über die Stufen hinab in die Finsternis hinein. Der Regen war so heftig, daß sie das Gefühl hatte, als sei sie in einen Fluß gesprungen. Der Sturm schleuderte ihr die Nässe wie triefende Fetzen ins Gesicht, und sie mußte die Augen schließen. Die Wasserlachen spritzten empor, nasse Blätter und Zweige streiften Haar und Wangen, die Feuchtigkeit drang durch die Kleider kalt auf die Haut, da stieß sie mit der Stirn an einen Baum, vor Schmerz konnte sie nicht weiter und suchte mit blinzelnden Lidern das vom Hause her beleuchtete Stück des Parks.

Doch Erwin hatte sie schon erreicht. Er hob sie mit beiden Armen auf, und mit übermenschlicher Anstrengung trug er sie zurück, über die Wege wieder zurück. Vor der Terrasse versagten ihm die Kräfte, er holte Atem, nahm sie um die Hüfte und zog die Strauchelnde die Treppen empor, durch den Empfangsraum in die Bibliothek, schleppte sie bis zum Diwan und warf sie hin.

Mit aufgeregten Schritten, den Mund keuchend geöffnet, eilte er zu beiden Türen und warf sie ins Schloß. Dann kehrte er zu Virginia zurück und betrachtete sie grübelnd. Sie regte sich nicht. Sie lag auf der Erde, der Kopf lag auf dem Diwan. Sie war über und über naß und mit Kot bespritzt. Er fand gleichwohl in der Linie ihres Körpers einige Ähnlichkeit mit der hingeschmiegten Haltung jener Stunde, als sie an Manfreds Brust gelegen. Da trieb es ihn, sie zum äußersten zu

hetzen, als ob nur ihre völlige Entwertung und Entehrung ihm noch Hoffnung übrig ließe.

„So kannst du nicht bleiben," sagte er heiser. Sie gab keine Antwort. „Du kannst so nicht bleiben, hörst du?" wiederholte er barsch, bückte sich und riß ihr die Jacke auf.

Sie sah ihn an, und da trat er zurück. Immer noch hatte dieser Blick seine wehrende Gewalt. Er preßte die Lippen zusammen und mühte sich, die Besinnung zu bewahren. Er eilte zu den zwei Seitentüren, sperrte mit gestoßenen Bewegungen die Türen ab, steckte die Schlüssel in die Tasche, verließ dann die Bibliothek durch die Tür gegen die Halle, begab sich hinauf in das Zimmer, in welchem Virginia gewesen, raffte einen Morgenrock, Schuhe, Strümpfe und ein Tuch aus dem Schrank und trug alles dies hinunter. Virginia lag noch ebenso wie vorher da.

„Hier ist, was du brauchst," herrschte er sie an, „so kannst du nicht bleiben, naß und schmutzig; es widert mich, dich so zu sehen."

Sie rührte sich nicht.

„Virginia!" schrie er mit einem schrecklichen Ton in der Stimme.

Sie rührte sich nicht.

„Ich will schmutzige Kleider nicht berühren," rief er. Er kniete nieder. „Deine Füße sind naß," fuhr er fort, plötzlich schmeichlerisch, „man wird krank von nassen Füßen. Man wird häßlich, wenn man krank ist. Oder willst du trotzen? willst du mich vollkommen in den Irrsinn treiben?"

Virginia streckte beide Arme beschwörend nach ihm aus. Ihre Frisur hatte sich gelockert, und die Haare fielen nun langsam über die Schultern auf die Erde.

„Gut. Schön. Ich werde meine Leute holen," begann er wieder gleich einem Betrunkenen, „ich werde sie holen, damit sie sich diese Sehenswürdigkeit von einer Dame betrachten. Ja! Ja! Ja!" tobte er, als Virginia bittend das Gesicht verzog,

„ich gehe schon, ich werde draußen warten; da sind die Kleider! tu das ekle Zeug weg! tus weg! Welche Beschwer! wieviel Ziererei! Alles wird zur Hülle, die Scham tötet das Herz.“ Er sprach und schien nicht zu wissen, was er sprach. Er ging hinaus und schritt in der finstern Halle auf und ab. „O Leben! Leben!“ murmelte er, „wie gnädig warst du mir einst, und jetzt stößt du mich von deiner Brust.“

Er öffnete die Tür und sah, daß Virginia noch immer so lag, wie er sie verlassen. Was wollte er nur? was erwartete er von ihrem Gehorsam? Kam es ihm darauf an, sie wenigstens äußerlich verwandelt zu sehen? Sie zu bewegen, das war schon viel. „Marie! Gertrud! Wichtel!“ rief er, gegen die Dunkelheit gewandt. Da erhob sich Virginia mit einem Wehelaut. Er schloß, ihrer Sinnesänderung sicher, die Tür, beugte sich und biß mit den Zähnen in die metallene Klinke. Danach tastete er sich ins Speisezimmer, machte Licht, nahm eine Karaffe voll Kognak aus dem Büfett und trank. Es war der erste Schluck Schnaps, den er seit Jahren über die Lippen brachte, da er in solchen Dingen von pedantischer Enthaltsamkeit war.

Mit kleinen, hauchenden, kindlichen Seufzern hatte Virginia sich ihrer besudelten Gewänder entledigt und schlüpfte in das Kostüm, das Erwin auf den Teppich geworfen. Jacke, Rock und Bluse hing sie auf die Lehnen zweier Sessel. Die Strümpfe klebten an der Haut, sie streifte sie ab, und während sie dies tat, stürzten wahre Bäche von Tränen aus ihren Augen. Eine namenlose Verzweiflung überfiel sie. Fassungslos über sich, über ihr Schicksal, über die Menschen, kauerte sie vor dem Kamin, in welchem noch Kohlenglut war. Sie kauerte, wie Mägde kauern, wenn sie Feuer schüren. Ihre offenen Haare ergossen sich auf den Teppich und bildeten große Ringe. Die Füße waren nackt, und die Zehen wühlten sich in die mooskühle Weichheit des Teppichs. Die Falten des grünen Gewands zitterten mit dem Zittern ihres Leibes,

Eichhörnchen zittern so, wenn sie im Käfig sind, und ihre beiden halbentblößten Arme waren mit einer Gebärde ebenjener namenlosen Verzweiflung in den Schoß hineingepreßt.

Fast genau so hatte Manfred sie vor Jahresfrist gewahrt, im seherischen Schmerz des Abschieds, voll von der Ahnung des Verlusts. Und nun gewahrte Virginia ihrerseits ihn, den sie kaum mehr kannte, den Verschollenen, den Flüchtling, den Aufgegebenen, den aus der Seele Geraubten. Sie sah ihn nahe. Sie empfand es, daß er kam. Ja, er kam, sie spürte es, die Sorge trieb ihn her. Aber es war zu spät. Nie mehr durfte sie ihm begegnen. Sie war ein verlorenes Kind, wie durch Geburt gebrandmarkt und geschändet durch irrendes Vertrauen, durch List, Verrat, Betrug, durch Gedicht und Klang, durch alles, was täuscht und verlockt und was leer ist im Innern, finster, kalt, seelenlos, ohne Leben und ohne Wahrheit.

Sie hörte seinen Schritt, den ungehemmten Schritt des Jägers. Er umschlang sie von rückwärts, und sie sah seine Augen dicht über sich. Ihre unendlich scheuen und flehentlichen, abgebrochenen und ermatteten Gesten beschwichtigte er durch süßeste Worte. Ein Ausdruck von schlafähnlicher Abwesenheit und Gleichgültigkeit brachte zwei feine Falten über ihrer Nasenwurzel hervor, das Weiße des Auges büßte den Glanz ein und wurde stumpf wie Gips. Er hielt sie fester. Er flüsterte ohne Unterbrechung ihren Namen, aber sie schüttelte automatisch den Kopf; er hatte es nicht für möglich gehalten, daß ein menschliches Gesicht so bleich werden könne wie das ihre war. Die Haare überschatteten die zuckende Stirn, ihre geballten Fäuste lagen eine kurze Weile zuckend auf seinen Schultern wie zwei aus dem Nest geschossene weiße Vögel. Als er immer näher und näher kam, empfand sie das Verderbliche seiner Begierde, seine unheimliche Fremdheit, ihre unheimliche Verworrenheit, taumelnd vor Schwäche entwand sie sich ihm und klammerte sich, vorwärtsschauend, an einer

der marmornen Karyatiden fest, die den oberen Rand des Kamins trugen.

„Also nichts! nichts kann dieses steinerne Herz schmelzen!“ rief Erwin außer sich vor Wut und Enttäuschung, und zugleich sich wehrend gegen ein aus dem Unterirdischen heraufflammendes, bisher unbekanntes Gefühl, das auf einmal wie die Erwartung schwerer Krankheit auf ihm lastete; „sind denn diese Ohren taub? ist kein Mitleid in dieser Brust? Was soll ich tun, um mich zu retten? was tun, um dich zu rühren? Soll ich mir die Adern aufschneiden? soll ich mich also verbluten? sollen meine Worte zu Blut werden? soll ich hinsinken vor dir, elender als elend? Was soll ich tun? Sprich, was soll ich tun!“

Und da Virginia schwieg, ergriff er eine herrliche Vase aus dem zartesten und kostbarsten Porzellan und schleuderte sie vor Virginia hin, daß sie zu hundert Scherben zerstückte. Es lag in dieser Tollheit, in diesem Wüten nur noch wenig Heuchelei und Berechnung unter der elementaren Gewalt; wohl war Bemühen und Wille im Schluchzen und darin, wie er schäumte, sich bäumte, die Zähne knirschte, die Fingernägel in seinen Hals grub; aber in der Tiefe seines Gemüts spürte er, wie alles über ihm zusammenbrach und daß eine schauerliche Angst und Öde in ihm entstand.

Vielleicht spürte es auch Virginia kraft des sonderbaren Botendienstes, der Nachricht von Seele zu Seele gibt. Vielleicht war dies die Ursache, daß sie Erbarmen mit ihm hatte. Während sie ihr Gesicht wie suchend der Kohlenglut näherte, als wolle sie am liebsten darin vergehen, erschien er ihr wie ein nach ungeheuren Anstrengungen niederstürzender Mensch, ein Mensch, der furchtbare Qualen gelitten hat durch diese ungeheure Anstrengung und der von der Beschaffenheit dieser Qualen bis zur Stunde nichts gewußt hat. Er erschien ihr wie ein Mensch, der aus einem gefährlichen Abgrund emporgeklommen ist und trotzdem keine Stütze findet, um sich von

der wieder hinunterziehenden Macht des Abgrunds zu befreien. Sie spürte mit ihm und in ihm jene ungeheure, herzmordende Anstrengung, in der er nach ihr gerungen hatte wie nach dem einzigen Ding, das gepackt, gehalten, besessen werden mußte, dem einzigen, das den Sturz in den Abgrund verhindern konnte. Und so, in Müdigkeit und Gleichgültigkeit hingelöscht, erschöpft vom Schauspiel der Qualen, war ihr als müsse sie ihm die Stütze bieten, als müsse sie sich selbst vergessen, als müsse sie Haß und Liebe, Leben und Ehre, Scham und Schmerz vergessen, und sie sagte tonlos:

„Da bin ich. Da bin ich, Erwin. Machen Sie mit mir, was Sie wollen."

Er glaubte nicht recht gehört zu haben und trat dicht zu ihr heran. Seine Augen wurden weich. „Noch einmal, herrliche Virginia," flehte er leise, „und sag es mit dem Du, auf das ich warte wie auf ein Geschenk des Himmels, damit ich wieder zu einem Menschen werde."

Mit einem Lächeln wie aus der Nacht, bitter und kraftlos, erwiderte Virginia: „Ja, Erwin, mach mit mir, was du willst."

War es nun dies erste Wort einer unbedingten Zugehörigkeit, das ihn zur Stummheit verurteilte? War es die trauernde Verheißung, das Opfer, das Schauspiel einer Ergebung, die nichts von Hingabe hatte, aber alle Merkmale der Größe und der inneren Schönheit, die ihn versteinerten? Er erkannte plötzlich, daß das, wonach er verlangt hatte, gar nichts zu schaffen hatte mit dem, was ihm gewährt werden sollte, und daß gerade die Gewährung dieses Wesen in eine unerreichbare Ferne rückte, eine Ferne, die ihm alle Hoffnung raubte, sie jemals zu besitzen. Er erkannte es, weil das Gefühl, das in seinem Herzen entstand, keine Ähnlichkeit mit irgendeinem andern Gefühl hatte, das er je empfunden, ja, weil es vielleicht das erste Gefühl war: nicht Gelüste, nicht Wohlgefallen, nicht Entzückung an der Form, nicht Entflammung der Sinne, nicht bewegter, hingetriebener Wille, nicht Sucht, nicht ein Greifen

und Umschlingen, sondern ein Ergriffenwerden und Umschlungensein.

Es war nicht mehr an dem, zu fragen: wie stell ich es an, daß sie mich liebt? Die Frage lautete: wie ertrag ich es, daß ich sie liebe?

Er hatte keine Worte mehr; er war plötzlich verarmt an Worten. Statt dessen drängte es ihn, sich vor ihr zu erniedrigen, aber aus Furcht vor ihr wagte er nicht zu handeln. Er kannte sich nicht mehr. Er verlor sich aus sich selbst so, daß er es beobachten konnte wie das Ausrinnen von Wasser aus einem Gefäß. Er saß da und nagte mit den Zähnen an der Lippe. Die Veränderung, die mit ihm geschah, flößte Virginia Schrecken ein. Sie, die sein Gesicht, seine Augen, seine Hände, seine Gestalt nie anders als in der Aktion gesehen hatte, sah ihn jetzt zum ersten Male ruhend, und ihr graute. Ihr war als ob an Stelle seines Gesichts ein schwarzes Loch sei. Sie hätte fragen mögen: wo bist du? Er erschien ihr wie ein Gespenst. Den sie so stolz, so reich, so erfahren, so glühend, so unnachgiebig, so grausam, so überlegen gesehen hatte, er war durch rätselhafte Wandlung klein geworden, verzagt, hilflos, armselig, stumm und leer. Ihr graute vor ihm, und der Schrecken steigerte sich allmählich bis ins Geisterhafte.

Dieser Schrecken gebot ihr, ihn zu fliehen. Sie hatte kaum mehr die Kraft dazu. Die rasche Folge der beispiellosen Aufregungen wirkte jetzt auf ihren Körper. Außerdem spürte sie, daß sie Fieber hatte, und ihre Zähne begannen zu klappern. Sie konnte sich nur mühsam aufrecht erhalten. Wohin mit mir, wohin? fragte sie sich wieder. Sie wußte, daß er sie nun nicht mehr hindern würde, das Zimmer und das Haus zu verlassen, aber wohin sollte sie gehen?

Langsam näherte sie sich der Tür. Sein Blick folgte ihr angstvoll. Sie öffnete die Tür, und als ihr die Dunkelheit entgegenschlug, sah sie sein Gesicht überdeutlich in die Luft gemalt,

dieses Gesicht, das schlaff, leer, trüb, häßlich und gemein geworden war. Da begriff sie, daß sie ihn geliebt in Stunden, wo das Herz an Märchen hängt, in Augenblicken zwischen Traum und Wachen, daß er sie bezaubert hatte in den Verkleidungen und Hüllen, die ihn den Menschen gegenüber gewappnet und undurchschaubar gemacht.

Mit Aufbietung aller Kräfte richtete sie ihr Haar und steckte es fest mit den wenigen Nadeln, die noch daran hingen. Die Uhr in der Halle schlug zwölfmal. Erwin stand im Halbschatten auf der Schwelle. Das Bewußtsein vollkommener Ohnmacht zerschmetterte ihn. Virginia blickte, während ihre Arme noch erhoben waren, matt gegen ihn zurück, und im tiefen Fieber dachte sie abermals: wo find ich einen Ort, um mich auszustrecken und zu schlafen? zu schlafen, nie mehr zu erwachen —?

In diesem Moment ertönten Stimmen vor dem Haus. Die elektrische Glocke läutete schrill und lang. Erwin runzelte die Stirn, bewegte sich aber nicht. Es wurde ans Tor gepocht, rasch und heftig. Virginia wurde inne, daß sie mit bloßen Füßen dastand, und ein Schauer durchrüttelte sie von oben bis unten. „Machen Sie auf!" flüsterte sie mit der Gebärde einer Fliehenden. Mit gleichgültiger Miene schritt Erwin ans Tor und öffnete. Herein traten mit bleichen und erregten Gesichtern, in Regenmäntel gehüllt, Ulrich Zimmermann, Graf Palester und Frau von Resowsky.

Virginia stieß einen Schrei aus. Dann schwankte sie mit geschlossenen Augen und wäre hingestürzt, wenn Frau von Resowsky und Ulrich sie nicht aufgefangen hätten.

„Der Hausmeister soll helfen," befahl die Baronin, „wir müssen sie in den Landauer tragen." Der Hausmeister, der auf der Treppe stand, stellte die Laterne nieder, um zuzupacken, doch Ulrich und Palester hatten das besinnungslose Mädchen schon gefaßt und trugen es aus dem Tor. „Man wird Sie zur Rechenschaft ziehen!" rief Ulrich Zimmermann.

Ein fahles Lächeln glitt über Erwins Mienen. „Zur Rechenschaft? Gut so. Sie haben, Baronin," wandte er sich an Frau von Resowsky, „jedenfalls eine ziemlich unwiderstehliche Art gewählt, mich darauf vorzubereiten."

„Mit Ihnen spricht man nicht," antwortete die Baronin, ohne ihn mit ihrem Blick auch nur zu streifen. Erwin zuckte die Achseln und kehrte der ehemaligen Freundin den Rücken. Einige Minuten später war es wieder still im Haus. Auf der Straße verklang das Rädergerassel des Wagens.

Erwin kehrte in die Bibliothek zurück. Er warf sich auf den Diwan und fiel sofort in einen schweren Schlaf. Als er erwachte, schien die Sonne. Während er dem Diener läutete, entsann er sich erst, daß er Wichtel befohlen hatte, in der Gärtnerwohnung zu bleiben, bis er ihn rufen würde. Nach einer Weile gewahrte er den Gärtner im Park und gebot ihm, Wichtel zu schicken. Er ließ das Bad richten. Als er gebadet und gefrühstückt hatte, trat er vor den Spiegel.

Unwillkürlich, in einer lächerlichen Anwandlung, drehte er sich um. Er meinte nämlich, ein anderer stehe hinter ihm, dessen Bild der Spiegel widergab; denn er erkannte sich nicht. Er gewahrte ein so häßliches Gesicht, daß er sich selbst nicht erkannte. Alles, was er als anziehend, geistreich, eigentümlich und belebt in diesem seinem eigenen Gesicht anzusprechen gewohnt war, alles das war völlig verschwunden. Er übte sich in einer gewissen redenden Mimik, er ließ seine Augen funkeln wie sonst in einem Gespräch, er ersann treffende Bemerkungen und achtete darauf, wie sie den Ausdruck seiner Züge veränderten, aber das Gesicht blieb immer gleich häßlich, so häßlich und abstoßend wie das Gesicht eines alten, verkommenen Weibes.

Entsetzen erfüllte ihn. Was andere Menschen verschönt, das macht mich häßlich, sagte er sich. Er heftete die Augen mit einem leeren, gebrochenen Glanz in die Luft und murmelte: „Unerreichbar! unerreichbar! unerreichbar!" Es war als ob ein Schwert dreimal vor ihm niedersauste.

Was soll ich tun? überlegte er; ich habe keine Beschäftigung. Was reizt mich noch? Nichts. Die Menschen werden mich wie einen Aussätzigen meiden. Was soll ich mit den Stunden anfangen, die vor mir liegen, den zahllosen Stunden? Ihn ekelte vor allem, was er rings um sich sah, vor den Wänden, den Möbeln, den Bäumen, den Wolken und vor der Sonne.

Er begann seine Briefe und Hefte zu ordnen. Viele Papiere warf er in den Kamin und verbrannte sie. Plötzlich gewahrte er auf einem Stoß von Büchern einen noch uneröffneten Brief, dessen Umschlag die Handschrift seines Vaters zeigte. Der Brief lag, von Erwin nicht beachtet, schon seit dem gestrigen Abend da. Jetzt riß er ihn auf und las:

„Mein lieber Sohn! Man hat sich bei mir heute mehrmals nach deinem Aufenthalt erkundigt. Ich konnte natürlich keine Auskunft geben, habe ich dich doch seit vierthalb Monaten nicht einmal gesehen. Den Andeutungen nach zu schließen, bist du in schlimme Geschichten verwickelt, und meine Pflicht wäre es vielleicht, dich zu suchen und persönlich zu beraten. Könnte ich in dir nur einen Funken Vertrauen voraussetzen, so würde mich nichts daran hindern, obwohl mein eigener Zustand der mißlichste von der Welt ist und ich dich, mein eigenes Kind, von der Verelendung meines Lebens zu meinem Kummer nicht freisprechen kann. Vorwürfe sind nicht mehr an der Zeit. Ich bin gerichtet. Ich habe den Glauben an dich verloren, und um den zu ersetzen, weiß ich nicht, was in meinem Alter noch zu gewinnen wäre. Ich frage mich um meine Verschuldung; wenn es eine Verschuldung ist, als Vater mit einem von der Verachtung zertretenen Herzen vor dem Sohne dazustehen. Es gibt keinen Tag in meinem Leben, an dem du mich nicht zurückgestoßen und deine Geringschätzung hast fühlen lassen. Nun ists ja wahr, es ist heutzutage ein wildes und anmaßendes Geschlecht in die Binsen geschossen, ein unbedenkliches Geschlecht in jeder Beziehung.

Aber wer hat euch dazu gemacht? Wer hat alle die verzwickten und rücksichtslosen Neigungen so lange großgehätschelt, bis sie zu schändlichen Verlotterungen geworden sind? Wer hat euch das teure Ich so hoch im Preis geschraubt, daß ihr euch für zu kostbar haltet, um die ganz ordinären Menschenpflichten zu erfüllen? Wir! Wir Alten! Wir gar zu bedachten Väter und Mütter! Wir, die eure Vorsehung spielen wollten, wir, die immer ein Schock Ausreden erfunden haben, um eure Versäumnisse, Perfidien, Verlogenheiten und euren Mangel an Pietät mit schönklingenden Titeln zu belegen, so daß sich ein ehrlicher Kerl wahrhaftig schämen mußte, ein ehrlicher Kerl zu sein. Eure selbstverständliche geistige Betätigung haben wir als ein Wunder betrachtet, eure Frechheit für Freiheit, eure Respektlosigkeit für Unabhängigkeit, eure Gottlosigkeit für Mut, eure Genußsucht für Lebenskraft ausgegeben. Wir haben es an Unbefangenheit fehlen lassen, wenn ihr mal was Anständiges geleistet hattet, wir haben es versäumt, euch im Zutrauen gegen eine höhere Kraft zu unterweisen, wir haben mit den Zähnen gescheppert, wenn ihr mit Halsweh nach Haus gekommen seid, und statt der Furcht vor Gott, die eine ungebildete Zeit uns Kindern noch eingeimpft hat, habt ihr nur die Furcht vor Bazillen gelernt, und ihr habt nun kein Gebrechen mehr, von dem ihr nicht ganz genau wißt, woher es gekommen und wie es entstanden ist. Das hat euch so lieblos gemacht. Es macht lieblos, die Gründe von allem zu wissen, was noch bis gestern unerforschlich war. Die allgemeine Stimmung hat es so mit sich gebracht, ich weiß es, der wirtschaftliche Aufschwung, das Wohlleben und endlich der Rückschlag gegen die bürgerliche Enge, in der wir selber aufgewachsen sind. Deshalb habt ihr keine Vorurteile mehr, ihr jungen Leute, und ihr seid stärker als wir, denn ihr habt kein Herz. Daß ich mir über diese Dinge klar geworden bin, mußte ich dir mitteilen, ich bereue es nicht, es hat mich lange genug gequält, ich werde es nie bereuen. Ich darf es wagen, nicht

bloß weil ich dein Vater bin, ein Amt, von dem ich mehr Gram als Freuden geerntet habe, sondern weil du eines vor mir voraus hast, um das ich dich beneide und zu dem ich dir gratuliere: die Jugend. Es ist eine wunderbare Sache um das Jungsein, mein lieber Sohn, eine unbeschreiblich wunderbare Sache, und das weiß man leider erst, wenn man alt ist. Und damit ist schließlich alles gesagt, für dich, für mich, gegen dich und gegen mich. Erinnere dich bald deines Vaters Michael Reiner."

Erwin legte den Brief gleichgültig beiseite. Nicht schlecht stilisiert, dachte er, das könnte mich zwingen, ihm Rede zu stehen. Er warf das Schreiben ins Feuer, dann entnahm er dem Bankbuch einen Scheck, schrieb eine Anweisung auf fünfzigtausend Kronen und schickte diese durch Wichtel an den Grafen Palester. Zwei Stunden später kam Wichtel zurück. In dem Kuvert lag der Scheck, mitten entzweigerissen.

Selbst dies flößte Erwin keine Teilnahme mehr ein. Wo er ging und stand, sah er immer nur sie; immer nur Virginia; immer nur das besondere, edle, wahre und angenehme Gesicht. Er sah sie in einer Haltung zwischen Fliehen und Verweilen, mit dem zagen, nymphenhaften Schwung der Schultern wie bei griechischen Statuen. Er sah ihre Züge verträumt, sah sie angemessen dem Gespräch, lieblich in der Freude, maßvoll auch im Schmerz.

Er sah sie als Tänzerin hinschweben durch die von ihr beseelte Luft und mit Blumen im Haar in einer Mondlandschaft; er sah sie zusammengebrochen im Weinen, aufgerichtet im Zorn mit purpurnen Schläfen, sinnend in mädchenhafter Melancholie, lauschend, wenn Musik ertönte, nachsichtig lächelnd, wenn Bewunderung unbescheiden wurde. Er befühlte den Sammet ihrer Haut, die kühlen, langen Hände und vernahm das Knistern ihres Kleides, wenn sie adelig und ohne befangene Gebundenheit schritt. Er spürte den bildsamen Geist, das großmütige Herz, alles was treu, mutig, opferfähig und wesentlich an ihr war, und als ob ein Schwert durch

die Luft vor ihm niedersauste, empfand er nur das eine: Unerreichbar.

Er lag ausgestreckt und murmelte mit trockenen, aber glühenden Lippen: „Virginia! Schwester! Geliebte!"

Er hatte einen silbergefaßten Spiegel in der Hand; es war derselbe, in den sie einst geschaut, als sie zum erstenmal das Perlenband um den Hals genommen. Er suchte ihr Bild darin, die Sehnsucht folterte ihn, ein neues Gefühl; er suchte ihr Bild, erblickte aber nur ein Gesicht, das häßlich und abstoßend war wie das eines alten, verkommenen Weibes. Ferner sah er ein Wort, mit Blut geschrieben, furchtbar aus zerteiltem Nebel flammend: Unerreichbar.

Doch wie, war das nicht ihr Antlitz? Die leichte Stirn, der umbrisch milde Mund, die Nase ohne Beben in den Flügeln, die Augen mit dem Bernsteinglanz über den Wimpern? Aber hinter den honigfarbenen Haaren stieg ein Totenkopf herauf, das Gesicht eines alten, verkommenen Weibes, kupplerisch grinsend, wollüstig und wild.

Es wurde Abend. Die feuchte Oktoberluft roch nach verwelkten Blättern. Wie Felsblöcke stürzten die vielen Stunden, durchlebte und noch zu durchlebende, auf seine Brust herab, um ihn noch mehr zu quälen als das was er Sehnsucht und Liebe nicht zu nennen wagte aus Angst vor völliger Zermalmung. Ixion, der die Hera in der Wolke umarmte, ward in den Tartarus geschleudert, wo ihn Schlangen an ein Rad fesselten, das vom Sturmwind in ewigen Kreisen umgetrieben wurde. Er verglich sich mit Ixion, doch der mythologische Trost trog ihn nicht lange. Die Wolke, nach der er gegriffen, war nicht göttlichen Ursprungs; ein Dämon hatte Schaum und Gischt erzeugt, der Dämon eines sinnlosen, sinnlos bewegten, leeren, nutzlosen und entgötterten Lebens.

Im Anfang hatte er vielleicht eine Seele besessen, eine Seele wie Virginias, von gleicher Kraft und gleicher Wahrheit. Wo war sie hingeraten, diese Seele? Hatte der Wille

sie verzehrt? hing sie an den zahllosen Seiten gelesener Bücher? hatte die unersättliche Gier nach Selbstgenuß sie aufgefressen? die Einsamkeit, oder das, was er so nannte? die zärtlichen, tiefen, starken, kalten und berechneten Worte sie verschwendet? Wird man Rechenschaft von ihm fordern, wie Ulrich Zimmermann gesagt, so wird man seine Tage wägen; prüfen und zählen die Tage, die so köstlich in langer Reihe dastanden, voll von Schätzen und Zierat, erfüllt von Kunst, von Philosophie, in weiser Ordnung verwaltet, aber finster, blutlos, stumm und leer. Das Haus war leer, nur tote Schätze darin. Und der Herr? Wie hieß er doch? Das Unding an sich; das Inkonstante.

Er lachte bitter. Die Philosophie trat in Funktion. O Unerreichbare! Schwester! Geliebte!

Von dem Bedürfnis getrieben, sich umzukleiden, sich irgendwie zu verwandeln, zog er einen schwarzseidenen Schlafrock an und Sandalen aus Rehleder. So schritt er, altertümlich und fürstlich anzusehen, dunkel und geheimnisvoll in seinem eigenen Haus, von Raum zu Raum.

Ein Wortwechsel vor der Tür ließ ihn aufhorchen. Wichtel suchte jemand begreiflich zu machen, daß sein Herr nicht zu sprechen sei. Dieser jemand gab sich aber nicht zufrieden, worauf Wichtel ängstlich hereintrat. „Das Fräulein von Flügel," meldete er.

Erwin stand am Fenster und sah in die Nacht hinaus.

„Das Fräulein von Flügel, gnädiger Herr."

„Lassen Sie das nur," erschallte eine helle, gebietende Stimme, und Marianne stand vor Erwin, der sich träg umgedreht hatte. Wichtel entfernte sich.

Marianne trug einen langen, grauen, englischen Reisemantel und einen großen Modehut mit einem Schleier, der bis zu den Knien reichte. Ihr Gesicht war etwas gelblich, spitz und verhärmt. Eine heftige Gespanntheit verriet sich in ihrem Wesen, ihr Auge hatte die Entschlossenheit eines Menschen, der nach reiflich überlegtem Plan handelt.

„Ich komme direkt vom Bahnhof," sagte sie, indem sie mit flatternden Bewegungen die Handschuhe abstreifte und auf einen Sessel warf, „du begreifst, daß ich nicht Lust habe, zu antichambrieren. Wie du siehst, habe ich mich selbst vom Exil ledig gesprochen. Es muß ein Ende haben, so oder so. Auf Takern zu krepieren vor Wut und Stumpfsinn, dazu bin ich mir noch zu gut."

Erwin schaute Marianne von oben bis unten an, lehnte den Kopf ans Fensterkreuz und schloß müde die Augen.

„Die Frist ist abgelaufen," fuhr Marianne fort, und in der zunehmenden Erregung überstürzten sich ihre Worte, „ich frage dich, was du mit mir vorhast und ob du noch länger gesonnen bist, wegen einer hergelaufenen Dirne eine Spottfigur aus mir zu machen."

Erwin sah sie wieder an, seine Stirn rötete sich flüchtig, dann blinzelte er, schloß abermals die Augen und verschränkte die Arme auf dem Rücken.

„Auch ich habe ein Recht auf Glück," rief Marianne, und plötzlich holte sie eine Pistole aus der Manteltasche; „wenn du auch findest, daß das eine Phrase ist, wie dir jedes Gefühl eines andern Phrase ist, ich lasse mich nicht als Kehricht vor deine Türe werfen, und du mußt wählen, ob du ehrenhaft mit mir verfahren willst oder —" Sie stockte, denn Erwin lächelte sie an.

„Oder?" fragte er mit dem unerwarteten Lächeln.

„Es liegt mir wirklich nichts mehr am Leben," sagte Marianne finster, ließ jedoch matt den Arm mit der Waffe sinken.

„Wie kann man sich so abgeschmackt benehmen, liebes Kind," entgegnete Erwin und löste die Pistole sanft aus Mariannes Hand. Dann schaute er prüfend in den Lauf und fragte: „Galt sie mir oder galt sie dir? Na ... aufrichtig!"

Marianne schwieg. Erwin schob die Pistole in die weite Tasche seines Schlafrocks. „Du kennst von alters her meine Neigung, einem Trauerspielakt eine freundliche Wendung zu geben," fuhr er fort; „und so wollen wirs auch diesmal halten. Ich liebe nicht die tragischen Schlüsse, schon weil sie zumeist

peinlich und banal sind. Ich gebe zu, daß es kein Vergnügen war, drei Monate auf Takern zu schmachten. Du hast deine Jours entbehrt, deine Nachmittagsstündchen bei Demel, deine Spaziergänge auf dem Graben, das hat dich in eine phantastische Laune versetzt. Aber du kannst es nachholen. Du stehst noch in der Blüte der Jahre."

„Erwin," unterbrach ihn Marianne mit dringlichem und beinahe feierlichem Ton, „danach steht mir der Sinn nicht mehr. Ich glaube, du würdest mit mir zufrieden sein. Wir beide könnten aus unserm Leben noch etwas machen, denn ich ... wie soll ich es sagen, ich ... o Gott!" An der Schwelle des Geständnisses vergingen ihr vor seinem fremden Blick die Worte. Diese Lippen, die gewohnt waren, das Heilige wie das Profane mit gleicher Kühnheit auszudrücken, verschlossen sich zum erstenmal vor dem einfachen Laut der Natur.

„Mag sein," antwortete Erwin, „obwohl das eheliche Leben momentan keine Verlockungen für mich hat. Im Grund bin ich ein Nomade. Ich liebe es nicht, die Küchenzettel schon am Morgen zu erfahren, und will nicht wissen, daß sich die Köchin betrunken und das Stubenmädchen einen Schatz hat. Daran scheitern die meisten Ehen. Doch ich mache dir keinen Vorwurf daraus, daß du gekommen bist, im Gegenteil, ich möchte dich bitten, mir einen Dienst zu leisten."

Marianne hatte ihren Mantel ausgezogen. Sie schaute Erwin fragend an. Er blieb vor ihr stehen und fuhr fort: „Sieh mich genau an und sage mir, ob du eine Veränderung in meinem Gesicht entdecken kannst."

„Nein, nicht im geringsten," versetzte Marianne erstaunt.

„Sieh mich ganz genau an."

„Aber nicht im allergeringsten, Erwin," versicherte Marianne mit wachsendem Erstaunen über seine Fragen.

„Gut, Marianne, ausgezeichnet. Hör zu. Ich gehe jetzt in das Zimmer hier nebenan und werde eine kleine Umgestaltung mit mir vornehmen. Du brauchst höchstens drei Minuten

zu warten; wenn ich fertig bin, ruf ich dich, und du wirst dich vergewissern, ob auch dann keine Veränderung in meinem Gesicht bemerkbar ist. Willst du das tun?"

„Natürlich will ich es tun. Aber erklär mir doch ..."

„Nichts. Kein Aber. Die Erklärung folgt später. Einen Augenblick Geduld also." Er küßte ihr dankend und galant die Hand und verließ mit Schritten ohne Hast das Zimmer. Wie wunderlich er ist, dachte Marianne, der es beklommen zumut wurde.

Auf einmal krachte ein Schuß. Aufschreiend lief Marianne ins Nebenzimmer. Erwin saß in einem Sessel mit vergoldeter Lehne. Auf einem Tischchen vor ihm befand sich ein Spiegel. In der herabhängenden Hand hielt er die Pistole, die er Marianne weggenommen. Aus einer kaum wahrzunehmenden Wunde in der rechten Schläfe sickerte ein wenig Blut. Er hatte sicher gezielt und gut getroffen. Sein Gesicht wies keine Verzerrung auf; es war schön wie eine Maske.

Manfred

Es war halb zwei Uhr in der Nacht, als die immer noch bewußtlose Virginia vom Wagen in Frau von Resowskys Schlafzimmer getragen wurde. Eine Viertelstunde später kam der Arzt. Da er eine Diagnose der nahenden Krankheit noch nicht stellen konnte, empfahl er die sorgfältigste Schonung und Pflege. Frau Geßner, die im Hause der Baronin auf den Ausgang der nächtlichen Expedition gewartet hatte, saß verzweifelt am Bette.

Virginia sah Treppen; schroff ansteigende einer weißen Wendeltreppe, flache einer geeckten Holzstiege, und Treppen eines Turmes, auf denen Menschen ohne Arme gingen. Über unzählig viele Treppen rollte ein feuerglühendes Rad herunter und drang wie ein geschliffenes Messer mitten in ihre Brust. Gleich darauf kamen Scharen von Menschen auf sie zu und

erkundigten sich nach ihrem Befinden, aber sobald sie antwortete, zeigte sich Entrüstung und Verachtung auf allen Mienen. Sie wiesen mit den Fingern auf sie; anfangs schlug sie nur die Augen nieder, das Herz voll bitterer Kränkung, dann floh sie in eine Regennacht hinaus. Ein Wagen rast einher, dessen Räderspeichen aus Flammen bestehen, und oben sitzen frech gekleidete Mädchen, die schamlose Lieder singen. Irgendwer will sie überreden, mitzusingen; dies bereitet ihr den größten Schmerz, und sie gewahrt Ulrich Zimmermann und den Grafen Palester, eilt auf sie zu und bittet flehentlich um einen Mantel. Die beiden wenden sich schweigend ab, klettern die Stufen der weißen Wendeltreppe empor und werfen viele Briefe in das brennende Ofenfeuer.

Wird es Tag? Ist dies graue, zerstörte Licht Tageslicht? Wie kann es aber so schnell wieder Nacht werden? Sie schleppt sich über eine leere Straße, traurige Menschen sitzen in der Ferne unter einem Baum und winken ihr. Sie kann jedoch nicht kommen, denn sie braucht erst einen Mantel. Einen Mantel! ruft sie weinend, einen Mantel! Man beschwichtigt sie, sie spürt etwas Kaltes auf der Stirn, es scheint ihr ein Schwan zu sein. Ja, ein Schwan ist es, er schwimmt auf ihrer Stirn, und behutsam hält sie sich ruhig, um ihn nicht zu stören. Allmählich sieht sie, daß der Schwan auf seinem Gefieder Rostflecken hat, die wie Schmutz aussehen, und daß er untertauchen will, um sich wieder blendend weiß zu waschen. Sie sträubt sich verzweifelt dagegen, obwohl sie einsieht, daß das Gefieder rein werden muß. Da zucken Blitze über den Himmel, und jeder Blitz öffnet den Einblick in einen tempelartigen erleuchteten Saal. Sie will hinauf, wieder steigen zahllose Treppen empor, aber sie fürchtet sich hinanzusteigen, weil ihre Kleider naß sind. Und wie seltsam nun, der Himmel oben wird zum Meer, die ganze Welt ist umgekehrt, die Wolken verwandeln sich in zartgestaltete Fische, ein Dampfer gleitet lautlos wie der Mond, genau wie der Mond aussehend, und

seine Schlote rauchen. Hinter dem Mond ist ein Nachen, in dem Nachen sitzt ein verhüllter Mensch, dessen Hand bisweilen ins Wasser taucht und Tiere hervorzieht, die Blumen gleichen. Es schmerzt sie, daß sie von diesen Blumen zu viele Geheimnisse weiß, in solcher Art, daß die Geheimnisse ihre eigenen sind. Von allen Seiten rufen Stimmen, die Stimme der Mutter schrillt heraus, in verstörter Beeiferung folgt sie den Leuten, die Kerzen tragen, miteinander raunen und lächeln. Sie tut die Augen auf und gewahrt sich selbst in einem weißen Seidenkleid, über das von allen Seiten parallele Blutstreifen herunterrinnen. Wie kann man das ertragen? denkt sie, und ihre Angst bringt die Kinnlade zum Zittern.

Aber da ist nun der Mantel! Wunderbar gewebt, saphirblau gefärbt, sein Anblick ist Tröstung. Sie entfaltet ihn, und mehr als hundert winzige Schlangen kriechen davon. Plötzlich zeigen sich auf dem Mantel viele Gesichter, gemalte Gesichter, trotzdem lebendige. Aber jedes Gesicht stellt auch eine Landschaft vor; die Augen sind Seen, die Nase ein Berg, die Lippen mit dahinterstehenden Zähnen Tore mit weißen Wächtern, die Stirne ein Schneefeld, die Haare dunkle Wälder. Alle diese Gesichter ballen sich nach und nach zu einem einzigen zusammen, das einen mitleidswürdigen und gräßlichen Ausdruck hat. Sie kennt es, es nähert sich, über eine weiße, weite endlose Ebene kommt es heran, stumm bitten seine Augen, böse ist der Mund, schmerzlich zucken die Muskeln, da erhebt sich eine Hand und drückt das Gesicht nieder, eine starke Hand, o Gott, was bedeutet dies! Woher diese Hand? Was für ein namenloses Wohlgefühl! Welche Berührung!

Woher diese sanfte, ruhige, beruhigende Hand? Es ist als ob etwas Süßes und Wohlschmeckendes auf der Zunge läge und ein Gefühl des Verschmachtens durch diese sättigende Süßigkeit beendet würde.

Sie schlägt die Augen auf. Sie schließt sie wieder, denn sie kann nicht glauben, sie fürchtet, daß die beglückende Erscheinung

entschwinde, wenn sie zu lange hinschaut. Es ist Manfred, sie erkennt ihn. Der sekundenflüchtige Strahl des Bewußtseins hat genügt, ihr zu zeigen, daß seine Haut braun ist, sein Mund fest, sein Auge klar, ernst und wissend und daß er sie liebt, und sie spürt, daß sie erwachen wird, daß das Leben sie wieder besitzt.

Auf Neuseeland hatte Manfred den Brief des Grafen Palester erhalten. Als er den Brief mit den Blicken überflogen hatte, wußte er, daß er bis zu dieser Stunde ein glücklicher Mensch gewesen war.

Es dauerte fünf Tage, ehe das nächste Schiff nach England in See stach. Er lebte sie nicht, diese fünf Tage, er sah nicht mehr, er hörte nicht mehr, er dachte nicht mehr, er aß nicht und schlief nicht. Wer ihn vordem gekannt und ihm jetzt begegnete, erschrak wie beim Anblick eines wandelnden Leichnams. Er war erstarrt. Wüstenreisende kennen ein ähnliches Gefühl, wenn sie vom Wirbelsturm überfallen werden. Er hatte Lust zu morden. Er wünschte zu schreien, so lange sinnlos zu schreien, bis diese fünf Tage, ein Alpdruck, eine schauerlich endlose Kette qualvoller Augenblicke, vorüber waren. Er langte mit den Armen hinaus ins Leere, als ob er die Ferne überbrücken könnte; sein Gehirn war so von Lärm erfüllt, von Anklage, von Selbstbeschuldigung, von streitenden, klagenden Stimmen, daß er nicht auf einer Stelle zu bleiben vermochte, sondern laut sprechend, still tobend sich unstet herumtrieb.

Da geschah es, daß er eines Abends unter arbeitenden Matrosen am Hafen stand und daß unter morschem Balkenwerk hervor ein zottiger Hund auf ihn zulief. Der Hund erhob den Kopf und schaute ihn an mit Augen, die Manfred nie wieder vergaß. Zweifel und Vorwurf waren in den menschlichen Augen der Kreatur. Es war, als fragten die Augen des Hundes: Das ist also die Bewährung? Er sah ein, daß er im Begriff war, sich zu verlieren, daß aber dieses das schlimmste von allem war, denn er mußte sich halten und bewahren. Haben Tausende gedient und sind nicht Herr geworden, der

Dinge nicht, der Menschen nicht, ihrer selbst nicht, der Leiden nicht, des Schicksals nicht, an ihn war ein Ruf besonderer Art ergangen, und sollte nicht alles als tauber Schall zerstieben, was in so vielen gesammelten Tagen den Geist zur Bereitschaft geweckt, zur Prüfung gestählt hatte, so mußte er um der tiefsten Ehre willen sich bezwingen.

Mit zugeschnürter Brust, aber äußerlich gleichmütig, betrat er das Schiff. Er schaute Stunde um Stunde hindurch vom Bord ins Meer hinab, und seine Lippen waren eisern geschlossen. Verwunderte Blicke trafen ihn, er war fühllos dagegen. Während er einmal so saß, erschallte ein durchdringender Hilfeschrei in seiner Nähe. Ein vierjähriger Knabe hatte unbeaufsichtigt an der Brüstung gespielt, hatte sie überklettert und war in die See gestürzt. Seine Mutter, eine noch junge Frau, hatte es zu spät bemerkt, und ihr Weheruf alarmierte das ganze Schiff. Manfred sah, daß jede Sekunde des Zögerns und Abwartens verhängnisvoll werden mußte, er entledigte sich seines Rockes und sprang ins Wasser. Er schwamm nur mäßig gut, und als er den um sich schlagenden Knaben erreicht hatte, verließen ihn die Kräfte. Man rief und winkte aufgeregt vom Schiff, das sich entfernte, schwer atmend hielt er das Kind und war dem Untersinken nahe, als endlich das Boot kam und ihn und den Knaben barg. Still und erschöpft nahm er die Äußerungen des Dankes und des Jubels an Bord auf. Von da an war der Knabe, den er gerettet hatte, oft in seiner Gesellschaft. Die junge Mutter, die wohl merkte, daß ihn jede andere Annäherung verstimmte, hielt sich fern. Er erzählte dem Kind Märchen und Geschichten; der Knabe saß auf seinem Schoß und lauschte mit großen Augen, indes Manfred den Blick in die Richtung der Fahrt, auf den scheinbar unveränderlichen Kurs des Horizonts lenkte.

Endlich Land! Er telegraphierte, wartete jedoch dann die Antwort nicht ab und fuhr Tag und Nacht im Eisenbahnzug. So erschien die Stunde, wo er unter dem vertrauten Torbogen des Hauses in der Piaristengasse stand. Er fuhr durch

vertraute Gassen in eine andere Wohnung, läutete vergebens, fragte vergebens, und ratlos, ohne Schmerz, doch mit ausgefrorener Brust begab er sich zu Palester. Er trat ein, er reichte dem Grafen die Hand, und seine Züge, seine Augen, seine Haltung gaben bei einer übermäßigen Anspannung der Seele solche Festigkeit und wartende Ruhe kund, daß Palester, der ungeachtet seiner phantastischen Geistesanlage durchaus kein sentimentaler Charakter war, Tränen in sich aufströmen fühlte.

Dieses Mannes Hand lag nun auf dem weißen Linnen über Virginias Hand. Die träge Zeit lief wieder ihre alte Bahn.

Die Zeit lief ihren schnellen Gang. Ihr gewohntes Amt, die Wunden der Jugend zu heilen, versah sie mit Umsicht und Gründlichkeit. Großmütig und weise, hatte sie aus Manfred nicht nur einen gesunden Menschen gemacht, sondern auch einen vertrauensvollen, der sein Schicksal im Bewußtsein inneren Gesetzes trug und nicht traumsüchtig der wirkenden Welt sich entfremdete.

Als Virginia genesen war, reiste Manfred nach Berlin und blieb dort vier Monate lang. Dies geschah auf Virginias ausdrücklichen Wunsch. Sie wollte sich nicht an Manfred hinschmiegen wie eine Bedürftige und Schutzsuchende; sie wollte nicht in der Betäubung seiner Liebe Geschehenes vergessen, sie wollte Klarheit gewinnen und sich prüfen, ob sie sich so offen und ohne rückziehende Last geben konnte, wie sie wußte, daß Manfred sich ihr gab, und wie er es von ihr fordern durfte. Alles bewährte sich mit der weisen und großmütigen Zeit; die Liebe, das frei wählende Gefühl, die edle Tüchtigkeit, die auch in der Leidenschaft wohnen muß, die edle Selbstbestimmung, die gleich dem Saft im lebendigen Holz des Baumes das Leben aus blinder, wurzelhafter Sucht emporträgt in die heitere Sonne.

Der Mann von vierzig Jahren

Ein kleiner Roman

18. bis 23. Auflage
Copyright 1913 by S. Fischer Verlag, Berlin

Man weiß von Sternen, die ohne ergründbare Ursache ihr Licht verlieren, um entweder für kurze Frist oder für immer in die Finsternis des unendlichen Raums zu verschwinden; so gibt es auch Menschen, deren Schicksal von einem gewissen Zeitpunkt ab in Dämmerung und Dunkelheit gleitet.

Ein solcher Mann war der Herr von Erfft und Dudsloch, der gegen das Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zwischen Würzburg und Kitzingen im unterfränkischen Kreis lebte. Seine Wirtschaft und seine häuslichen Angelegenheiten befanden sich in gutem Stand; obwohl es ihm versagt war, einen Luxus zu entfalten, nach dem er sich bisweilen in müßigen Stunden sehnen mochte, erlaubten ihm seine Vermögensverhältnisse doch, alle Wünsche zu befriedigen, die durch phantasievolle Neigung oder eingefleischte Gewohnheit in ihm lebendig erhalten wurden. Die beiden Güter warfen ein ansehnliches Erträgnis ab, die hypothekarische Belastung einzelner Grundstücke und Neubauten wurde mit jeder Ernte geringer, und ein Kapital, das aus der Mitgift der Frau und den allmählich angewachsenen Ersparnissen bestand, war in einem Würzburger Bankhaus niedergelegt. Sylvester von Erfft konnte mehrere Reitpferde und einen Kutschierwagen halten, konnte ein ziemlich ausgedehntes Waldland pachten, um sich dem Vergnügen der Jagd hinzugeben, konnte mit Agathe, seiner Lebensgefährtin, kleine Reisen nach einer nördlich oder südlich gelegenen Residenz unternehmen, weil hier ein Konzert, ein Theater, dort ein geselliger Zirkel lockte, und war vor allem nicht daran gehindert, seine Bibliothek zu

bereichern, denn er war ein Mann von Kenntnissen und lebhaften Interessen.

Doch an alledem fand sein heftiger Tätigkeitstrieb kein Genügen. In seiner Jugend hatte er mehrere Jahre in England verbracht, und nachdem er geheiratet hatte und landsässig geworden war, beschäftigten ihn lange Zeit hindurch allerlei Reformpläne; er wollte das Pachtwesen und die Ökonomieverwaltung nach englischem Muster einrichten; er regte Versammlungen der Bauern an, in denen er vorschlug, daß sie sich gegen den drohenden Industrialismus und die wirtschaftliche Ausbeutung als starke Gemeinschaft zur Wehr setzen möchten; er ging sogar damit um, die Erbfolge in den deutschen Adelsfamilien nach dem Vorbild der englischen Aristokratie umzugestalten und richtete eine Eingabe an den König, die von weitem Blick und Sachkenntnis zeugte, aber nicht im mindesten beachtet wurde, sondern ihm, als etwas davon verlautete, unter seinen Standesgenossen Feindseligkeiten und Spöttereien zuzog. Sein Schwager, der Major von Eggenberg auf Eggenberg, stellte ihn sogar wegen dieser närrischen Schrift, wie er sich ausdrückte, zur Rede; Sylvester schlug es ab, sich zu rechtfertigen, und lächelte nur, als der Major ihm sagte, wenn er einen so unbändigen Tatendrang verspüre, möge er sich doch wählen lassen und als Abgeordneter nach Frankfurt gehen. Der Herr von Bismarck sei ja im Begriff, Deutschlands leibhaftiges Unglück zu werden, und man brauche Männer im Kampf gegen diesen Drachen.

Von so beschaffener Politik wollte Sylvester nichts wissen. Mehr als eine höfliche Teilnahme konnte er denen nicht widmen, die das Räderwerk der Staatsmaschine in Gang setzten; wer gut regierte, war ihm schätzbar, den schlechten Herrn machten eifrige Diener nicht besser. „Ich liebe meine Heimat," pflegte er zu sagen, „die Erde, die mich trägt und nährt, aber es ist mir gleichgültig, was diese Erde auf den Landkarten für einen Farbenrand hat, und kein Minister kann von mir

verlangen, daß ich ihm meine Steuern mit einem patriotischen Jubelgesang bezahle." Wie so viele aufgeklärte und überlegene Geister verstand er seine Zeit nicht recht. Es schien ihm eine tote Zeit zu sein, eine leere und nüchterne Zeit, eine Zeit der Spießbürger, der schlechten Musik, der schlechten Bücher, der geschmacklosen Möbel und des unfruchtbaren Geschwätzes. Ihn dünkte, man mache nur deshalb soviel Lärm, weil man die Dinge verwirren und die Ideen verfinstern wollte; er glaubte nicht an eine gedeihliche Zukunft, ohne Hoffnung blickte er auf sein Vaterland und ohne Anteil auf die trügerische Erregung seiner Mitbürger, denn alles, was er selbst zu ihrem Besten hatte vornehmen wollen, war schmählich mißlungen.

Dadurch wurden aber sein Lebensmut und seine Heiterkeit keineswegs getrübt. In den letzten Jahren hatte er eine große Vorliebe für Gartenkünste gefaßt, er hatte eine Orangerie gebaut und einen Gärtner aus Richmond kommen lassen; mit diesem beriet er stundenlang über die Anlage neuer Wege, über Pfropfungen und Verpflanzungen. Agathe unterstützte ihn dabei, soweit sie es vermochte, und zu der Ritterlichkeit, die er gegen sie an den Tag legte, gesellte sich Dankbarkeit. Sie war nur um zwei Jahre jünger als er; dieser Umstand machte sie um so mehr zu seiner Freundin; bei jedem vortretenden Anlaß achtete er sie für gleichberechtigt. Es gab auch Zank, denn er war jähzornig und nicht ohne Launen, und Agathe war nicht die Person, die sich sklavisch unterwarf, aber jedesmal fühlte sie sich entzückt durch sein williges Bemühen, ein Unrecht vergessen zu machen, das er ihr zugefügt. Manchmal konnte er sie mit seinen Neckereien bis zu Tränen bringen; dann nahm er am Abend irgendein Buch mit schönen Gedichten und las ihr vor. Im dritten Jahre ihrer Ehe war ihnen ein Kind geboren worden, ein Mädchen; es hieß Silvia, war jetzt sieben Jahre alt und sehr schön. Am Vater wie an der Mutter hing es mit der überschwenglichen Kraft, die der

frühen Jugend eigen ist, und mit seiner geschmeidigen Gestalt und seinem heitern Antlitz wandelte er durch die Träume des Kindes wie ein Gott.

Von irgendeinem Tage ab, niemand konnte genau sagen von welchem, veränderte sich Sylvesters Wesen ganz und gar. Eine unentschiedene, schwankende, zweifelvolle Stimmung war ihm anzumerken, eine Unlust, die sich bis zur Verdrossenheit steigerte und die Agathe mehr und mehr Besorgnis einflößte. Bisweilen versuchte sie es, ihn aus sich herauszulocken, aber er antwortete nur mit einem Achselzucken und einem fremden Blick. Er hörte auf, sich mit Silvia zu beschäftigen; was er mit dem Kind redete, klang gezwungen und zerstreut.

Umsonst grübelte Agathe über die Ursache der Verwandlung nach. Umsonst ließ sie Leckerbissen für ihn kochen; umsonst machte sie ihm einen englischen Hühnerhund und ein neues Jagdgewehr zum Geschenk; umsonst waren ihre Anstrengungen, ihn aufzuheitern; er schien wie eingemauert. Eines Tages trat sie in sein Zimmer und beobachtete ihn, wie er, den Rücken gegen sie gekehrt, unbeweglich vor dem Spiegel saß. Sie erschrak über den Ausdruck seines Gesichts, den ihr der Spiegel zeigte. Sie näherte sich ihm; er hörte sie nicht. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt, sein Blick war verloren auf das Ebenbild gerichtet. Sein Auge war voll Schwärze; um die Brauen hatten sich dunkle Entschlüsse geballt wie Wolken um ein Gebirge; aus den Lippen schien eine quälende Frage unhörbar zu dringen. Agathe schlich davon, und als sie den Flur erreicht hatte, drückte sie die Hände auf die Brust.

Ein anderes Mal geschah es, daß sie ihn, es war mitten in der Nacht, in der Bibliothek unermüdlich auf und ab gehen hörte. Sie lag im Bett, aber schlafen konnte sie nicht. Je länger sie dem Geräusch seiner Schritte lauschte, je wacher wurden ihre Sinne. Endlich erhob sie sich, umhüllte die

Schultern, verließ das Zimmer und ging nacktfüßig die Treppe hinauf. Leise pochte sie, denn sie wollte ihn nicht überfallen, aber als sie die Klinke herabdrückte, merkte sie, daß die Tür verriegelt war. Im selben Augenblick erlosch der Schein in den Ritzen und Spalten, und drinnen wurde es still. Kein Zweifel, daß er das Klopfen gehört und daß er wußte, Agathe sei es, die vor der Schwelle stand. So genügt also, dachte Agathe, das Bewußtsein meiner Nähe, um ihn mit Furcht zu erfüllen, mit Furcht und mit solchem Widerwillen, daß er die Lampe ausbläst, um mich zu verscheuchen.

Am anderen Morgen übergab sie das Kind der Pflege ihrer Wartefrau und fuhr zu ihrer Schwester nach Eggenberg. Ihrem Gatten hinterließ sie ein paar Zeilen, des Inhalts, daß sie Sehnsucht nach der Schwester empfinde und sich für die Reise um so leichter entschlossen habe, als sie annehme, daß er ihrer nicht bedürfe und eine Trennung von acht oder zehn Tagen ihm in seiner gegenwärtigen Verfassung vielleicht willkommen sei. Sie lebte bei Schwester und Schwager wie in einem peinvollen Exil, doch stellte sie sich völlig harmlos, und kein Wunsch, drohende Gefahren zu erörtern, war ihr anzusehen; es widersprach dem Grundgefühl ihrer Natur, eine Sache vor andere Ohren zu bringen, die einer nur mit sich selbst und seinem Partner ausmachen kann. Indessen wartete sie von Tag zu Tag auf Nachricht; eine ihr eigentümliche Halsstarrigkeit hinderte sie daran, die Frist zu brechen, die sie sich selbst gesetzt, und als sie nach Verlauf von anderthalb Wochen wieder in Erfft eintraf, erfuhr sie, daß Sylvester schon vier Tage vorher abgereist war. Er hatte Adam Hund mitgenommen, seinen Diener aus früheren Jahren, den er nach seiner Verheiratung mit einer Aschaffenburger Bierbrauerstochter als Verwalter in Dudsloch angestellt hatte.

Kein Brief, kein Zeichen meldete ihr, wohin er sich gewandt. Frau Österlein, Silvias Pflegerin, erzählte, er sei in der Nacht zuvor an das Bett des Kindes getreten, habe es aus den

Polstern gerissen und an seine Brust gedrückt; Silvia habe jedoch fest geschlafen und von dem Zwischenfall nichts in Erinnerung behalten. Fast gleichzeitig bekam Agathe eine Post des Würzburger Bankhauses, worin ihr ordnungsgemäß mitgeteilt wurde, daß Herr von Erfft die Summe von zweitausend Talern behoben habe.

Agathe begab sich in ihr Zimmer, setzte sich hin und wühlte die Stirn in die Winkel beider Arme wie in ein Versteck. Sie schämte sich vor dem Mittagslicht, und die erste Frage an ihr Inneres war, welchen Makel sie auf sich geladen, welche Sünde sie unwissentlich begangen haben könnte. Sie war bereit, jeden Fehler in sich selbst zu suchen und hätte sich eines Verbrechens bezichtigt, wenn sie es nur zu entdecken vermocht und dadurch Klarheit erlangt hätte. Das Herz, das ihr am teuersten war, in geheimnisvoller Weise umschleiert zu wissen, dünkte ihr unerträglich. Desungeachtet bewahrte sie vor den Leuten Haltung, und kein Späherauge war imstande, hinter den wohlwollend ernsten Zügen den nagenden Kummer zu bemerken.

So verging eine Woche. An einem Nachmittag stand Agathe im Hof und sprach mit dem Inspektor, da kam der Bote und reichte ihr einen Brief. Ohne zu sehen, spürte sie, daß der Brief von Sylvester war. Diesmal versagte die Selbstbeherrschung: ihre Hand zitterte, ihr Gesicht erbleichte. Sie eilte ins Haus; im Wohnzimmer mußte sie sich an die zugeworfene Türe lehnen und die erregte Brust erst ausatmen lassen, ehe sie die Briefhülle aufriß. Dann las sie, und ihre angespannte Miene wurde mit jeder Sekunde ruhiger, aber auch verwunderter.

Der sonderbare Mann schrieb ihr, als ob es die natürlichste Sache von der Welt sei, daß er sich fern von Haus und Hof befand und als ahne er nichts von Agathes Herzensunruhe. Er wußte seine Mitteilungen in einen anmutigen Stil zu kleiden; es war seine vorzügliche Gabe von jeher gewesen, aber nie

früher und nie mit solchem Recht hatte Agathe dieser Gewandtheit so tiefes Mißtrauen entgegengesetzt; die glatten und schmuckhaften Wendungen erschienen ihr wie Lügen, und sie bedurfte der Mühe großer Selbstüberredung, damit die festgegründete Achtung sich nicht verringerte, die sie gegen Sylvester hegte. Er schrieb ihr von gleichgültigen Bekannten, die er getroffen, von der Familie des Präsidenten, wo er diniert, von der Einladung des Großherzogs, nach Karlsruhe zu kommen, von seiner Reiselust, von einem schlechten Theaterstück, das er gesehen; dann fuhr er fort: „Ich bewohne zwei elende Zimmer im Gasthof, hoch oben im dritten Stock, denn wegen der Nürnberger Messe ist alles überfüllt. Doch hat mir dieses Ungemach zu einem kleinen Abenteuer verholfen. In dem Fenster gegenüber ist eines Abends ein junges Mädchen aufgetaucht. Wir haben einander in die Augen gesehen wie zwei Wesen von verschiedenen Sternen. Sie ist mehr als jung, das Blut in ihren Adern singt vor Jugend; dabei ist sie melancholisch wie alle Aufwachenden, mit ihren schwarzen Judenaugen klagt sie mir das Leiden von vielen Geschlechtern, und ihre Gebärden sind unbeholfen wie bei Gefangenen. Wenn ich mit de Vriendts Schach spiele, denke ich an sie, wenn ich durch die öden Säle der Residenz gehe, um meine geliebten Tiepolos anzusehen, begleitet sie mich wie eine flehende Sklavin. Rätst du mir, sie zu verführen, Agathe? Sie zu verführen, um nur sie loszuwerden? Ich weiß, du legst auf eine Treue kein Gewicht, die sich nur um des Scheines willen behauptet. Du hältst ja wenig von den Sinnenfreuden, zu wenig vielleicht, um mich ganz zu verstehen. Soweit ich Tier bin, duldest du mich, deine Nachsicht ist zu überirdisch, als daß sie mich nicht demütigen sollte."

Agathe ließ das Blatt sinken und ihre Augen trübten sich gedankenvoll. Das klang wie Ironie; für Ironie fehlte ihr das Verständnis. Nach einer Weile las sie weiter: „Ich war nie der Ansicht, daß Blutstrieb ein Brandmal der Kreatur sei.

Soll ich meinen Gelüsten eine Larve aufstecken, mit der sie heuchlerisch in mein Leben grinsen? Liebe ist etwas sehr Weihevolles, aber auch etwas sehr Irdisches, und wir müssen nicht fürchten, gemein zu werden, wenn wir unschuldig genug sind, unsern Körper zu achten. Ich mache mir nichts aus der schmachtenden Orientalin, ich mache mir aus keiner was, es ist nur Begehrlichkeit, und nur lahme Seelen sind begehrlich. Meine Seele ist lahm, Agathe, sie muß geheilt werden. Ich werde meinen Aufenthalt verändern. Wohin ich gehe, kann ich noch nicht sagen; wann ich zurückkehre, kann ich auch nicht sagen. Hab Geduld und vergiß für einige Zeit deinen Sylvester."

Es war Agathe zumute als fließe Quecksilber durch ihre Finger. Sie faßte nicht die Worte; aus einem vertrauten Antlitz sprach eine unbekannte Stimme; ein böser Geist täuschte die Gestalt eines Freundes vor. Er ist krank, fuhr es ihr durch den Sinn, und da nun Silvia mit groß fragenden Augen vor sie hintrat als ahne das Kind den Schmerz und Zwiespalt der Mutter und fordere stumm eine entscheidende Handlung, beschloß sie zu ihm zu gehen. Es war Abend geworden, als sie diesen Vorsatz gefaßt hatte, sie schickte zum Inspektor hinüber und bestellte den Wagen. Am andern Tag, in ziemlich früher Morgenstunde, fuhr sie in die Stadt.

Es war um eine Stunde zu spät.

Agathe stammte aus einer angesehenen Adelsfamilie, die im Nassauischen begütert war. Ihr Vater hatte lange Zeit in Frankreich gelebt, hatte dann in Deutschland tätigen Anteil an der Revolution genommen und war in den Märztagen durch einen unglücklichen Schuß getötet worden. Sie war die jüngste unter sieben Schwestern, die man wegen ihrer Schönheit die Plejaden nannte. Ihren Gatten hatte sie bei einem Hofball in Darmstadt kennengelernt, Sylvester stand damals im achtundzwanzigsten Lebensjahr. Er hatte nicht die Absicht,

zu heiraten. Er hatte ein Vorurteil gegen die Ehe, das ihm berechtigt schien, weil es durch vielfache Erfahrung und mancherlei Einblick in das Eheleben anderer Menschen erzeugt und erhärtet worden war. Er wollte seine Freiheit nicht verlieren; er hatte Angst davor, an ein Haus, an eine Stube, an einen Tisch gefesselt zu werden; er wünschte nicht, seine Selbstbestimmung einzubüßen; er trug kein Verlangen nach Familienfrieden und ungestörter Idylle, er war zu sehr an die Aufregungen des Ungefährs, an die Zufälle und Abenteuerlichkeiten des Umherschweifens gewöhnt. Er hatte viel von der Welt gesehen, aber doch nicht genug, die Lockrufe in ihm waren noch nicht verstummt. Dies alles sagte er Agathe. Er sagte ihr, daß er nicht für sich bürgen könne.

Allein Agathe wußte ihn zu überzeugen, daß eine gemeinschaftliche Existenz mit ihr zu seinem Glück ausschlagen werde, und je länger er sie kannte, je mehr war er geneigt, ihr zu glauben. Er nahm eine Art von Tatkraft in ihr wahr, die er noch an keinem menschlichen Wesen bemerkt hatte. Es war die Tatkraft gewisser Pflanzen, die aus zartesten Anfängen zu einer unwiderstehlichen Gewalt emporwachsen, mit der sie Abgründe überbrücken und Felsen zerreißen. Dieser nicht zu beirrende Wille machte ihn zum Untertan Agathes, ohne daß er es wußte. Er bewunderte sie, ohne es zu wissen. Sie konnte ihn einfach rauben, denn der Widerstand, den er ihrer Liebe entgegensetzte, hatte seine Quelle in einer sonderbaren Furcht vor ihr, Furcht vor ihrer Entschlossenheit, vor ihrem Mut, ihrer naiven Leidenschaft und dem stürmischen Tempo, in dem sich ihr Geist und ihr Herz bewegten, lauter Dinge, denen er sich nicht gewachsen fühlte. Er war nicht stark in Handlungen, nicht einmal in Überlegungen, nur seine Eindrücke waren von großer Tiefe und Unvergeßlichkeit. Sie liebte ihn mit dem ganzen Ungestüm ihrer Natur. Er ließ sich von ihr lieben, und an diesem Punkt begann seine Schuld. Obwohl er ihre Liebe erwiderte, gab er sie nicht freiwillig her,

sondern er gewöhnte sich so daran, sein Gefühl erobern zu lassen, daß er völlig passiv wurde und jeden Zoll zu bezahlen versäumte. Sie verlebten glückliche und reine Tage, aber Agathe bemerkte nicht, daß sie ihrem Mann bequem wurde. Sie schien ihm zur Gefährtin auserlesen, ja er sah in ihr das Wunder einer Gefährtin, aber mit der Zeit wurde ihm dies selbstverständlich. Sie ließ ihm nichts zu erraten übrig, sie enthüllte sich in jedem Augenblick, und in jedem Augenblick ohne Rückhalt und ohne Vorbehalt. Wäre sie nicht so reich erschaffen worden, in seiner Nähe hätte sie bald verarmen müssen, denn alles, was in ihm schenken und bauen konnte, wurde ihr gegenüber stumm und lustlos. Trotzdem war ihm ihre Gesellschaft unentbehrlich, die Jahre gingen hin, die aufwachsende und zum Menschen werdende Silvia kettete sie noch fester aneinander, bis eines Tages eine Unruhe in Sylvester erwachte, über die er sich lange keine Rechenschaft geben konnte.

An einem Morgen fing es an, als er in ihr Schlafzimmer trat. Agathe saß vor dem Spiegel und frisierte sich. Dieses Schauspiel habe ich schon viele tausendmal gesehen, zuckte es Sylvester durch den Kopf. Agathe begann von Wirtschaftssorgen zu sprechen, und er hörte nicht den Sinn ihrer Worte, sondern nur den Klang ihrer Stimme. Und irgend etwas in dieser Stimme, sei es der bekannte Tonfall, sei es die bekannte Folge der Worte, erbitterte ihn in einer höchst ungerechten und sein eigenes Gefühl beleidigenden Weise. Er wartete, welche Bewegung sie machen würde und riet im stillen, daß sie den Kopf an einer genau von ihm bestimmten Stelle fassen und auf die linke Hand stützen würde. Es geschah so, und seine Erbitterung verwandelte sich in Widerwillen. Er sah ihre auf den Stühlen liegenden Kleider, die Schuhe, Bänder und Wäschestücke, und jeder einzelne dieser Gegenstände vermehrte seinen unheimlichen Haß. Die Decke ihres Bettes war zurückgeschlagen, und der Geruch des

Frauenkörpers, der dem Linnen zu entströmen schien, erweckte keine Begierde oder Zärtlichkeit mehr in ihm.

Von jener Stunde an wuchsen Unlust und Unzufriedenheit beständig in seinem Innern. Daß sie darunter litt, blieb ihm nicht verborgen, und er freute sich dessen; ihm war als müsse er Rache an ihr üben, ihm war als hätte er durch Agathe seine Jugend verloren, als wäre sie die Diebin seiner Illusionen und seiner Hoffnungen. Die zehn Jahre, die er an ihrer Seite verbracht, erschienen ihm wie ebenso viele Jahre der Verbannung und der Kerkerhaft. Eine schreckliche Angst vor dem Altwerden packte ihn, und der Spiegel wurde ihm zum Zeugen der Zerstörung. Der Anblick der Furchen auf seiner Stirn und der Unebenheiten seiner Wangen verfinsterte seinen Geist, und oft, wenn er über den Vernichter grübelte, der so tückisch unter der Epidermis wühlte, über dies langsame Hinschwinden und Niederbrennen, erfaßte ihn eine quälende, aber in ihrem innersten Kern beglückende Sehnsucht, die er anfangs nicht zu betäuben versuchte.

Eines Nachmittags saß Agathe mit der kleinen Frau des Inspektors zusammen. Sie schwatzten über Frauensachen, Sylvester hatte am Tisch Platz genommen und las in einem Buch; bisweilen blickte er zu den beiden hinüber und da bemerkte er, daß die kleine Inspektorin ebensooft einen raschen, erkundenden Blick auf ihn warf. Er beobachtete sie schärfer, und sie verspürte es sofort, denn sie versteckte die Füße unter dem Kleid, und Schultern und Arme zeigten jene koketten halben Bewegungen, die zu gefallen berechnet sind. Es lag darin etwas Belebendes für Sylvester. Die sinnliche Strömung, die zwischen ihm und dem fremden Weib entstanden war, machte ihn feurig und froh. Er erhob sich und ging an den Frauen vorüber, und er tat es nur deshalb, damit er im Vorübergehen mit seinem Ärmel das Gewand der Inspektorin streifen konnte; in der Sekunde, in der es geschah, glaubte er sie zu besitzen; in derselben Sekunde wurde ihm auch bewußt,

daß er fortmußte, fort von Agathe und dem Kind, daß er dadurch seinen Untergang vielleicht herbeiführen würde, daß aber sein Bleiben diesen Untergang nicht verhüten könne. Er stellte sich dann hinter Agathes Stuhl, Agathe schaute zu ihm empor, und sie lächelte vergnügt, weil sie ihn lächeln sah. Aber sein Lächeln galt nicht ihr, es galt der andern, die auch zu ihm aufblickte. Und obwohl ihm Agathes Züge vertraut und angenehm vertraut waren, da ihre Art zu sprechen, zu denken, zu lachen, zu weinen ihnen die ihm allein enträtselbaren charakteristischen Formen verliehen hatte, obwohl ihr Antlitz ihm wie ein Gefäß voll zarter und heiliger Erlebnisse war, die sein Dasein verändert und verschönert hatten, hingen seine Gedanken und Empfindungen doch an dem gewöhnlichen und leeren Gesicht der Fremden, die nichts weiter als hübsch war, hübsch, jugendlich und unbekannt.

Er hatte danach die Inspektorin weder gesprochen, noch hatte er das flüchtige Spiel zum zweitenmal anzufangen versucht. Aber er hatte sich selbst begriffen. Er sah ein Gleichnis für seine Not. Jemand will eine Reise antreten; auf dem Weg zum Bahnhof begegnet ihm ein Freund, der ihm die Reise dringend widerrät; die Gesellschaft des Freundes entzückt ihn, sie verbringen Tage, Wochen, Jahre miteinander, endlich aber schlägt dem Zurückgehaltenen das Gewissen; war es gleich kein bestimmter Auftrag, der ihn einst zu der Reise veranlaßt, so war es doch sein innerer Trieb; ihm ist als sei er sich selber ungehorsam gewesen, als habe er sich selbst betrogen; ihn peinigt der Gedanke an die Schönheit der Landschaften, die er nicht gesehen hat, an die Möglichkeiten und Aussichten, die ihm entgangen sind, und mag sein gegenwärtiges Glück noch so groß sein, das Gefühl des unwiederbringlichen Verlustes wird ihn nicht zur Ruhe kommen lassen.

Sylvester wollte noch einmal frei sein. Weiß ich denn, an welchem Tage sich die Pforte hinter mir schließen wird? fragte er sich. Weiß ich denn, was mich hinschleudern,

kraftlos, wunschlos, müde machen wird? Ihm tauchten Bilder auf von mannigfacher Lockung. Es riefen Stimmen von allen Seiten. Er wollte leben, ohne Ziel und ohne Maß leben. Nicht der Luxus der Städte, nicht Feste und Geselligkeit zogen ihn hin; es kam wie von einem Traum. Ergreifen und ergriffen werden waren Worte, vor denen er wie vor einem Urwald stand. Wenn er an die unendlichen Gestaltungen des Lebens dachte, überlief ihn ein Schauer, den er seit seiner Jugend nicht mehr verspürt hatte. Er taumelte dahin und suchte Platz. Die Vielzahl der Wege berückte seine Augen. Eine wechselvolle Erwartung stürmte wie Brandung in ihm. Es mußten nicht nur lächelnde Gesichter sein, auch Tränen zu sehen war er bereit. Schon ahnte er, wie sein Herz verstrickt wurde; noch ist es nicht zu spät, sagte er sich, noch ist der wunderbare Magnetismus in mir, den ich verloren zu haben gefürchtet. Und darauf eben kam es an. Dies war zu erproben. Seine Seele war erfüllt von einer Schar bunter Genien; wenn er im Walde ging oder einsam lag und vor sich hinsann, gewahrte er Frauen und Mädchen mit schönen Augen und schönen Haaren; sie warteten auf ihn; jede war in einer stillbeschlossenen Bewegung; jede beglückte ihn durch ihre eigentümliche Weise, zu sein. Aber auch die Wirklichkeit hatte einen neuen Zauber für ihn gewonnen: eine, die am Brunnen stand und Wasser schöpfte; eine, die am Fenster ihrer Kammer saß und zum Mond emporschaute; eine, die hinterm Zaun auf ihren Geliebten wartete; eine, die verschleiert in einem Wagen zur Kirche fuhr; eine, die vor seinem Blick errötete und sich dann niederbeugte, um ihr Schuhband zu knüpfen. Jede hatte ihr Geheimnis; die Augen einer jeden Frau waren geheimnisvoll; er liebte ihre Augen bis zum Schmerz; jedes Auge war ihm eine unerforschte Welt; dies war das Göttliche, das Geisterhafte; aber das Sinnliche, das Nahe waren ihre Hände, sanfte, stolze Wesen für sich, sonderbar entkleidet, herrlich gegliedert, unbewußt die gehütetsten Regungen verratend.

Sein Herz verschmachtete nach Zärtlichkeit, denn es war ihm klar geworden, daß er die Leidenschaft nicht kannte. Er hatte geliebt, oft und heftig; er hatte als junger Mann vieles Ungewöhnliche erlebt an Begegnungen, an Hingabe, manche Stunde der Gnade und der Lust, manche Wochen des Rausches, manche Nacht jener halb gern gelittener Leiden, die traurig und erfahren machen, aber ein Gefühl, das alles bisherige Leben tötet und ein neues dafür schafft, das auflöst und sammelt in einem Atem, von dem jeder zu wissen scheint und zu welchem doch nur Gottes Lieblinge erwählt werden, das kannte er nicht. Er wollte es kennenlernen. Und wenn er heimkehren mußte, ohne es gefunden zu haben, dann wußte er wenigstens, daß es ein solches Gefühl für ihn nicht gab.

Die junge Jüdin erschien immer zu einer bestimmten Stunde des Abends am Fenster. Die Gasse, die Sylvester von ihr trennte, war nicht zwei Armlängen breit. Man mußte nur vermeiden, sich über das Sims zu beugen, dann konnte man von den tief unten gehenden Menschen nicht gesehen werden. Nachbarn waren nicht zu fürchten; auf der einen Seite endeten beide Häuser im Straßeneck, auf der andern erhob sich ein Torturm.

Der von einer Lampe erhellte Raum, in den Sylvester täglich schauen konnte, hatte grüne Tapeten; an der gegenüberliegenden Wand hing das Bildnis eines alten Mannes, der einen goldenen Becher in der Hand trug. Sylvester hörte, wie drüben die Uhr tickte; auf ihrem geschweiften Mahagonigehäuse stand ein alabasterner Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

Schon am ersten Abend hatte Sylvester das Mädchen beobachtet. Schweren Herzens war er im dunklen Zimmer herumgegangen, zu vergessen gewillt, daß er ein Haus auf dem Rücken schleppte und daß ein Weib ihm folgte,

unfühlbar fesselnd; da sah er wie in einem Panorama durch die beiden geöffneten Fenster beider Häuser die an den Tisch hingelehnte Gestalt; eine Hand, die den Kopf stützte, lag im schwarzen Haar vergraben, das Gesicht hatte einen Ausdruck von träumerischem Enthusiasmus, aber die feuchten Augen besaßen die Glut einer Nonne, die mitten im Gebet sich an sündhafte Visionen verliert.

So sehen sie aus, dachte Sylvester, die Schläferinnen, wenn das Seelchen zwischen Jubel und Qual seiner selbst inne wird. Ein Weib zu belauschen, das sich allein wähnt, das heißt der Natur ihr am meisten bewachtes Geheimnis zu entreißen, dachte er weiter; wie nackt ist solch ein Seelchen, wie menschenhaft! Bittet und lockt, wenn das Schicksal schweigt, und zuckt und wimmert, wenn es spricht. Er war versucht, sie anzurufen.

Eine leichte Unruhe in den Zügen des Mädchens belehrte ihn über die Kraft, die der ungewußte Blick eines andern auszuüben vermag. Sie erhob sich plötzlich und ging zum Fenster, um es zu schließen. Ihr Körper war enttäuschend klein, in der Senkung der Schultern verriet sich Zaghaftigkeit als eine gewohnte Last. Sylvester beugte sich über die Brüstung, und das Mädchen stieß einen hauchenden Schrei aus; es duckte den Kopf und starrte in das jäh emporgetauchte, unbestimmt erhellte Gesicht des fremden Mannes. Aber er haschte förmlich nach ihr, er hielt sie fest durch Blick und Willen. Er redete; er wußte, daß er nicht laut sein durfte; in zwei Sätzen erriet er sie ganz, ihr Leben, ihre Wünsche, ihre Träume, und sie, nicht ahnend, wie leicht dies sei, umklammerte mit den Fingern den Fensterpfosten und staunte ihn groß an. Die nie Umworbene braucht nur begehrt zu werden, und sie begehrt selbst; sie gleicht dem Schlafwandler, der beim ersten Laut aus Menschenmund sich gefangen gibt; ihre Liebe ist Vorrat, ihre Hingebung der Fall einer reifen Frucht, ein Abenteuer verleiht ihr Bestimmung.

Den Mut zu antworten fand sie noch nicht. Aber es folgten andere Abende. Sie war immer zu dieser Stunde in der Wohnung allein. Sie ging zum Fenster wie ein Hungriger zur Mahlzeit. Sie fragte nicht: wer bist du da drüben? sie glaubte an den unerwartet Erschienenen blindlings. Vielleicht hielt sie ihn für einen jungen Menschen, doch um sie zu täuschen, hätte es der Dunkelheit kaum bedurft, sie sah nur, wonach sie verlangte. Ihre Ausdrucksweise war der eines Kindes ähnlich, ihr Vertrauen zur Welt war durch den Argwohn eines tyrannischen Vaters nur um so schrankenloser geworden. Sie hieß Rahel und sie war achtzehn Jahre alt. Ihr Vater war ein Antiquitätenhändler, und solange Rahel denken konnte, lebte er einsam mit ihr in diesem schmalen hohen finstern Haus. Ihre Mutter hatte sie nicht gekannt, sie wußte nichts von ihr, der Vater sprach nie von ihr. Während des Tages mußte sie bei ihm drunten im Laden bleiben; hinter dem Laden war eine kleine Küche, dort kochte sie. Es war ihr verboten, mit den Menschen zu reden. Wenn es dunkel wurde, sperrte der Vater den Laden zu, schleppte seine Geldtruhe über die drei Stiegen hinauf, dann ging er zum Gottesdienst. Seine Furcht vor den Menschen grenzte an Wahnsinn. Zitternd lag er in seinem Bett, wenn des Nachts die Trunkenbolde auf der Straße lärmten, stets verzerrte sich angstvoll sein Gesicht, wenn der Bäcker am Morgen die Hausglocke zog. Er bewachte jeden Blick und Atemzug der Tochter; als sie einmal einem Vorübergehenden, der sie um den Weg gefragt, Auskunft erteilt hatte, kauerte er bei ihrer Rückkehr in den Laden in seinem Polsterstuhl und heulte dumpf in sich hinein, so daß sie mit Beteuerungen und ihren eigenen Tränen seinen Kummer stillen mußte. Ohne seine Begleitung durfte sie nicht über die Straße gehen, er geriet schon in Unruhe, wenn sie die Augen aufschlug. So war ihr die Welt zum verbotenen Fest geworden, und wenn es eine Ungeduld gibt, die Ketten sprengen und Kerkermauern stürzen kann, die ihre war von solcher Art.

Die abendliche Fensterstunde war schon Erlösung; das Beisammensein mit der Straße als Abgrund dazwischen reizte Sylvester zu verwegenen Plänen; Rahel ließ sich genügen, bis sie die schürenden Worte des Freundes besser begriff. Ihr war ja das Wort noch neu; es mußte keimen, vom Mund zum Ohr konnte es noch nicht Beute der Sinne werden, aber von der Nacht zum Morgen schlug es Wurzeln, und dann kam sie erglüht wieder. Sie war ohne die Gabe der Verstellung; ihre Freude, ihre Hoffnung, ihr Erstaunen, alles prägte sich in frische Münze des Ausdrucks um; wenn er ihr Blumen hinüberreichte, wurde sie stumm und bleich vor Dank, und sogleich malte sich die Ratlosigkeit in ihren Zügen, wie sie das Geschenk vor den Augen des Vaters verbergen könne.

Einmal brachte er ihr rote Rosen; sie geriet außer sich; sie hatte nicht gewußt, daß man im November Rosen haben könne, und sie schaute ihn an wie einen Zauberer. Mit einem fast verstörten Entzücken fragte sie wieder, wohin sie damit solle; Sylvester sagte, sie möge sie unter das Kopfkissen ihres Bettes legen, doch eine, bat er, möge sie an ihrer Brust bewahren. Sie nickte, und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht; da verlangte er, daß sie es vor seinen Augen tun solle, aber sie fragte verwundert, weshalb er dies wünsche. Er antwortete nur, indem er seine Bitte dringlicher wiederholte. Rahel schüttelte betrübt den Kopf. Nun stellte sich Sylvester verletzt, und sie, mit erstickter Stimme, beschwor ihn, von solcher Forderung abzulassen. Er entgegnete kalt, ob sie an ihrer Schönheit zweifle, er selbst müsse zweifeln, weil sie sich so ziere, und sogleich machte er Anstalten, sich vom Fenster zu entfernen. Als sie sah wie ernst es ihm schien, war sie bereit, ihm zu willfahren, und obwohl ihr anzumerken war, wie sie sich vergebens mühte, den Sinn seines Willens zu ergründen, öffnete sie ihr Gewand und steckte die erblühteste unter den Rosen zwischen das Hemd und den Körper.

Sylveſter gewahrte die weiße Haut; dunkel bewegt faltete er die Hände gegen Rahel. Endlich verſtand ſie ihn. Wie ein Licht ſtrahlte es aus ihren Augen, in dieſer Sekunde erwachte das Weib in ihr. Es drängte ſie, ſeine Hinneigung, von der ſie Gewißheit zu haben glaubte, zu belohnen und ihm durch eine Tat zu beweiſen, daß ſie ſie verdiene; da ſtreifte ſie mit einer keuſchen Läſſigkeit Kleid und Hemd völlig von den Schultern und der Büſte herunter und ſtand vor ihm wie eine Herme aus Opal. Es ſah aus als ob der Lampenſchein ihren Leib durchglühe, und die ſchöne Roſe, deren Stengel noch innen hinter dem Gürtel feſtgehalten war, glich zwiſchen den weißen Brüſten einem Wundmal. Ein ſüß beſcheidener Triumph lag in ihrer Haltung, und während Sylveſter ſie regungslos anſchaute, grüßte ſie ihn mit einem faſt mütterlichen Neigen des Hauptes, dann ſchloß ſie das Fenſter und zog die Gardine zu.

Es wird Zeit, dies Geſpinſt zu Ende zu ſpinnen, ſagte ſich Sylveſter in einer angenehmen Trunkenheit; es ſoll mich nicht feſſeln, es ſoll mich nur beſchäftigen. Am andern Abend warf er ihr ein Briefchen hinüber, deſſen ſorgſam berechnete Leidenſchaftlichkeit Rahels Herz entflammte. „Komm zu mir," hatte er geſchrieben, „komm, wenn es Nacht iſt, komm zu einem Durſtigen, du ſelbſt Verſchmachtete. Laß mich nicht unwürdig um dich betteln, Glück iſt ein ſchnellbeleidigter Gaſt, nur einmal wirft es dir den goldenen Schlüſſel auf den Weg. Keine Reue iſt brennender als die um das Verſäumnis. Das Schickſal prüft dich, ſei nicht ſparſam mit dir, ſonſt rächt es ſich durch einen Geiz, der dich für immer zu fruchtloſer Sehnſucht verdammt. Komm, ich warte. Nenn am Tor meinen Namen, frag nach meinem Diener, er ſoll dich über die Treppen geleiten."

Den Abend darauf ſtand er wieder am offenen Fenſter. Ein kalter Regen fiel. Vom Dom ſchlug es ſieben, es ſchlug viertel und halb acht, und die dumpfen Schritte der auf der

Gasse Gehenden klangen spärlicher. Rahels Fenster blieb geschlossen. Will sie mir nicht einmal eine Antwort geben? dachte er zornig, und er fühlte wieder jenen bleiernen Überdruß in sich aufsteigen, der ihn solange beherrscht hatte. Aber jetzt knarrte hinter ihm die Türe seines Zimmers. Er wandte sich langsam um. Die Lampe war nicht angezündet, es flackerte nur eine Kerze auf dem Tisch. In dem entstehenden Luftzug wehte der Vorhang wie eine Fahne weit ins Zimmer hinein. Rahel schritt zögernd über die Schwelle, machte leise die Türe zu, blieb dann stehen und drückte die Hände gegen die Brust. Sie heftete die Blicke auf den Boden, und ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von Tiefsinn und Verlorenheit.

Sylvester ging auf sie zu und schloß sie in seine Arme. Sie wagte ihn anzusehen; ihre Augen schienen zu flehen: sag mir, wer du bist. Er spürte den warmen Körper unter dem Gewand, er spürte das zärtlich ungestüme Blut, doch in seine Freude mischte sich eine wunderliche Trauer, und je länger er sie hielt, je kühler wurde ihm ums Herz. Nachdenklich strich er mit der Hand über Rahels Haar, und ebenso nachdenklich küßte er die Schaudernde auf die Stirn und auf die Augen; plötzlich lauschten beide erschrocken. Vom Flur herein drangen streitende Stimmen. Gleich darauf wurde die Türe mit Heftigkeit geöffnet und ein alter Mann mit einem weißen Bart trat ein.

Bei seinem Anblick duckte sich Rahel; ihr Kopf fiel wie gebrochen gegen die Brust. Sylvester wollte den Eindringling zur Rede stellen, aber er begegnete einem Blick voll solcher Raserei, daß ihm der Mut verging und er sich nur mit einer fragenden Miene an seinen Diener Adam Hund wandte, der mit philosophischem Ernst auf der Schwelle stand und einem Wachtposten glich, dem man zu seiner Verwunderung das Gewehr weggenommen hat. Eine Magd und ein Kellner hatten sich in den stattgefundenen Wortwechsel gemengt und spähten neugierig ins Zimmer.

Eine Weile betrachtete der alte Mann stumm seine Tochter. Die unzähligen Falten in seinem Gesicht sahen aus wie Striche

auf einem radierten Blatt; die weißen Haarringeln, die von der Stirn herabfielen, waren naß vom Regen. Auf einmal packte er das Mädchen bei den Haaren und warf es nieder; Sylvester und Adam sprangen herzu, aber er rollte die Augen wie ein Irrsinniger und stieß mit den Füßen nach ihnen. Mit einer Kraft, die ihm niemand zugetraut hätte, schleifte er Rahel an den Haaren zum Zimmer hinaus, über den Flur, über die Stiege hinunter, so daß man die Schuhe der Unglücklichen auf den Stufen klappern hörte, schleifte sie drunten an einigen Leuten vorbei, die versteinert zuschauten, weil das Entsetzliche des Vorgangs jeden Entschluß lähmte, schleifte sie über den Gang bis zum Tor und dann noch über die Straße in sein Haus. Während alles dies mit ihr geschah, hatte das Mädchen nicht einen Laut hören lassen.

Zu spät gewann Sylvester Besinnung und Überlegung zurück. Als er die Treppe hinuntergerannt und vor dem Haus des Händlers angelangt war, hatten sich ungeachtet des strömenden Regens eine Menge Menschen in der engen Gasse versammelt. Sylvester rüttelte an der Tür, sie war verriegelt. In seiner Erregung forderte er die Umstehenden auf, daß sie ihm helfen möchten, das Schloß zu sprengen, doch keiner folgte seinem Geheiß, spöttisch und finster sahen sie ihn an. Da kehrte er um, und als er über die Stiege hinaufging, fand er einen von Rahels Schuhen dort liegen. Er hob ihn auf und nahm ihn mit. In der Wohnung des Juden blieb es den ganzen Abend über dunkel. Niemals erfuhr Sylvester, auf welche Weise der Alte von Rahels Flucht unterrichtet worden war, ob sie ihm selbst einen Hinweis gegeben, ob ihr Gefühl und Trieb sie verraten, ob er die Gefahr mit dem Instinkt der Argwöhnischen gewittert und sie heimlich beobachtet hatte, ehe sie selbst noch gewußt, was in ihrem Innern vorging.

Sylvester benutzte einen Teil der Nacht dazu, um seine Koffer zu packen. Am andern Morgen reiste er ab.

Als Agathe in der Stadt ankam, blieb ihr die Beschämung nicht erspart, von den Hotelbediensteten erfahren zu müssen, daß Herr von Erfft abgereist sei. Kaum brachte sie es über sich, zu fragen, ob er nicht eine Adresse hinterlassen habe. Die Antwort lautete verneinend.

Dann stand sie auf der Straße und überlegte. „Zum Baron de Briendts," befahl sie dem Kutscher.

Der Domherr Baron de Briendts wohnte in einem alten palastähnlichen Hause am Residenzplatz. Sie wurde über eine breite, mit roten Teppichen belegte Stiege in einen Saal geführt und übergab dem livrierten Diener ihre Karte. Aus einem entfernten Raum tönte das Spiel einer Orgel. De Briendts galt für einen großen Liebhaber der Musik, und man erzählte sich, daß eine junge Verwandte bei ihm lebe, manche behaupteten auch, daß es eine Fremde sei, ein elternloses adeliges Mädchen, das eine Virtuosin auf der Orgel war.

In früheren Jahren war de Briendts häufiger Gast bei Sylvester und Agathe gewesen; jetzt litt er dermaßen am Podagra, daß er nicht mehr sein Zimmer, geschweige denn die Stadt verlassen konnte. Das körperliche Übel hatte auch seiner Umgänglichkeit Abbruch getan; sooft Sylvester in der Stadt gewesen, hatte er gegen Agathe Klage geführt über die zunehmende Verdüsterung des einst so lebensfrohen Mannes.

Der Lakai kam zurück und sagte, Hochwürden lasse bitten. Sie ging durch ein Zimmer, in welchem Kupferstiche hingen und alte geschriebene Folianten auf schmalen Pulten lagen, und durch ein zweites, in dem sich eine Münzensammlung befand. Dann mußte sie über einen Korridor schreiten, der Diener öffnete die Tür, und eine überheizte Luft schlug ihr entgegen. Bei ihrem Eintritt hörte das Orgelspiel auf, sie vernahm einen raschen, leichten Schritt hinter dem Instrument und sah durch den Spalt einer sich schließenden Tapetentür

ein weißes Gewand. De Vriendts lag in einem Polstersessel; seine Füße staken in dicken Verbänden. Auf einem Tischchen vor ihm war ein Schachbrett aufgestellt, die majestätisch hinrollende Fuge schien ihn nicht daran gehindert zu haben, die Position auf dem Brett zu studieren. Neben ihm in einem Käfig mit versilberten Stäben hockte ein grüner Papagei unbeweglich wie aus Stein; zwischen dem Kamin und der Türe hingen sechs venezianische Marionetten, deren bunte Kleider und wilde Gesichter etwas Gespenstisches hatten. Agathe erschrak bei dem Anblick de Vriendts. Sein Gesicht war eingefallen und aschfahl; die furchtbare Häßlichkeit der Züge wurde nur durch den Ausdruck des Leidens gemildert. Die Entfleischtheit des Kopfes bot einen schaurigen Gegensatz zu dem dicken und aufgequollenen Körper, aus dem hart und laut ein gepreßter Atem brach. Agathe mußte sich Gewalt antun, um ihr Entsetzen, in das sich Abscheu mischte, zu verbergen. De Vriendts lud sie mit einer mühsam liebenswürdigen Bewegung zum Sitzen ein. „Wie jung Sie sind, wie schlank," sagte er mit einer hohlen, gellenden, angestrengten Stimme, und etwas wie Neid und Haß war in seinen unruhigen Augen.

Stockend brachte Agathe ihr Anliegen vor und fragte, ob de Vriendts nicht wisse, wohin sich Sylvester gewandt habe. De Vriendts zog die Brauen hinauf und erwiderte, er wisse nichts von Sylvester, der seit vier Tagen nicht mehr bei ihm gewesen sei. Er heftete einen mißtrauischen Blick auf Agathe und fragte ein wenig lebhafter: „Ja, ihr lieben Leute, wart ihr denn nicht glücklich miteinander?"

„Ich war der Meinung, daß wir glücklich seien," antwortete Agathe leise, „aber für das Glück bin ich vielleicht doch nicht mehr jung genug. Mit siebenunddreißig Jahren muß eine Frau verzichten lernen, scheint mir."

De Vriendts legte den Kopf zurück und mit gleichgültiger Miene schloß er die Augen.

„An wen könnte ich mich nur wenden?" fuhr Agathe ebenso leise fort. „Ich will ja alles hinnehmen, ich will ja warten, aber einen Grund will ich wissen."

De Vriendts hob jäh den Kopf und sah böse aus. „Wenn Sie den Weg nicht scheuen und übles Gerede nicht fürchten, dann erkundigen Sie sich doch bei Ursanner," stieß er fast schadenfroh hervor.

„Hat er denn mit Ursanner verkehrt?" fragte Agathe verwundert.

„Nichts natürlicher, als daß einer mit dem Teufel anbindet, wenn er von Gott verlassen ist," versetzte de Vriendts höhnisch.

Agathe versuchte einzulenken. „Sylvester war in früheren Jahren sehr befreundet mit Achim Ursanner," sagte sie schüchtern.

„Das mag ja sein, jeder Verbrecher war einmal unschuldig, Ursanner wahrscheinlich auch. Und damit ichs Ihnen nur offen gestehe: als man mir hinterbrachte, daß Sylvester mit diesem Menschen zusammenkommt, habe ich ihn gebeten, mein Haus zu meiden."

Ein Frösteln lief Agathe über den Rücken.

Das war der jahrtausendalte, unversöhnliche Geist der Kirche, der ihrem Herzen fremd blieb. Sie beschloß, zu Ursanner zu gehen.

Sie schien zu vergessen wo sie war. Vor den Fenstern lag ein dicker Nebel, der das Zimmer mehr und mehr verdunkelte. Die Schachfiguren verloren ihre Farbe und sahen aus wie eine Schar von Gnomen. Es war ein wunderschönes Elfenbeinspiel; die Türme hatten goldene Fähnchen auf ihren Basteien.

Unten auf der Straße zogen Soldaten mit dumpfem Gleichschritt vorüber. De Vriendts hatte Agathes Schweigen geschont, weil er ihr Zeit geben wollte, sich zu sammeln. Nun, da er seiner Christen- und Priesterpflicht genügt zu haben glaubte, veränderte sich sein Wesen völlig. „Sie leben doch, Frau Agathe, Sie leben," sagte er, und sein Genießermund,

der alle Leckerbissen des Daseins gekostet hatte, wölbte sich gierig-schlaff, „ihr Lebenden wißt nicht, was das heißt. Ich, sehen Sie, ich habe nur noch einen Wunsch, ich möchte noch einmal singen hören. Nicht von einem Mann, Männer dürften eigentlich nicht singen. Auch nicht von einer Frau, Frauen sind schon zu erfahren, das himmlische Instrument in ihrer Kehle ist verstimmt. Was ich meine, ist der Gesang vor den Toren des Lebens, der von Sünde und Tod nichts weiß, der die Wollust heiligt und das Blut süßer macht. Wenn ich das noch einmal hören kann, will ich meine letzte Flasche Bocksbeutel entkorken, den ältesten, der so jung und sanft wird mit der Zeit und will ihn schlürfen, bis sich der kleine Rausch in den großen Tod verwandelt hat." Er griff nach einer Zeitung, die neben ihm lag. „Haben Sie von Gabriele Tannhauser gelesen?"

„Von der Sängerin?"

„Schon nennt man sie die Göttliche. Alle Journale sind voll von ihr. Morgen singt sie in Karlsruhe. Ich werde hinfahren und wenn man mir vorher die Beine amputiert."

Agathe hatte ein seltsames Gefühl von Scham. Der ekstatische, ja fast irre Blick aus den blaßgrünen Augen des Greises ängstigte sie. De Vriendts beleckte mit der Zunge seine Lippen, faltete die Hände und fuhr mit heiserer Stimme fort: „Haben Sie nie die Erfahrung gemacht, daß man eine Blüte mit andern Augen ansieht als mit bloß neugierigen oder bewundernden, wenn man sie noch in der Knospe gesehen hat? Es mag jetzt vier Jahre her sein, im Herbst, da fuhr ich von Rom nach Deutschland und mußte in Augsburg übernachten. Am Abend ging ich durch die Straßen, traurig und verstimmt, da komm ich ans Theater und lese auf dem Zettel, daß ‚Lucia di Lammermoor' aufgeführt wird. Die Vorstellung hat schon angefangen, ich kaufe mir ein Billett, und mit geringer Erwartung geh ich hinein. Das Theater ähnelt einem Stall, überall riecht es nach Öllampen, kaum hundert Personen sitzen

schläfrig herum, und das Orchester macht einen Lärm, daß mir die Ohren weh tun. Nicht viel anders sieht es auf der Bühne aus, Akteure und Aktricen sind mit schmierigen Lappen bekleidet und singen zum Steinerweichen. Auf einmal erscheint da ein Persönchen und erhebt seine Stimme, und mir ist als ob Rom ein böser Traum sei und Florenz eine Hölle und Deutschland ein Grab. Mir ist als juble der süßeste von allen Engeln über die Auferstehung der Toten, mein Herz wird klein und groß, meine Augen füllen sich mit Wasser, die Hände zittern mir, und als der Vorhang fällt, wanke ich hinaus und lese auf dem Zettel: Gabriele Tannhauser. Ich habe sie dann gesehen. Ein jämmerlicher Bursche, den sie Direktor nannten, hat mich hinter die Kulissen geführt. Sie saß auf einem Pappendeckelfelsen und blickte mich mit großen grauen Augen fremd an. Sie konnte nicht älter als achtzehn Jahre sein. Ich nahm ihre Hand und küßte sie und sagte: später werden Könige dasselbe tun. Sie erhob sich und ihre Augen leuchteten. Es war etwas Erschütterndes in diesem zuversichtlichen und zugleich demütigen Glanz. Ich ging weg wie ein neuer Mensch, und nicht zwei Jahre hat es gedauert, da klang ihr Name aus der Dunkelheit in die beglückte Welt. Nun möcht ich sie noch einmal hören."

Agathe schwieg. Sie wußte nichts zu sagen. Halb war sie erstaunt, halb von ihren quälenden Gedanken abgezogen. Sie stand auf und verabschiedete sich.

Sie aß bei einer alten Verwandten zu Mittag, schrieb dann mehrere Briefe und bestellte den Wagen, um nach Randersacker zu fahren. Als sie der alten Dame sagte, daß sie zu Ursanner wolle, bekreuzigte sich diese und schüttelte entsetzt den Kopf.

Achim Ursanner war der Sohn eines Flußbaumeisters, eines angesehenen und in seinem Fach tüchtigen Mannes.

Seine Mutter war eine Französin gewesen, aber gerade diesem Umstand verdankte er eine fast trotzige Liebe für sein Vaterland, für deutsches Wesen und deutsches Leben. Er hatte die Rechte studiert und dem Wunsch seines Vaters gehorsam die Laufbahn eines Staatsbeamten gewählt. Sein Talent, seine Tatkraft wie auch einflußreiche Verbindungen brachten ihn rasch in die Höhe, und mit dreißig Jahren war er bereits Kabinettschef im Ministerium. An dieser Stelle machte er sich zum erstenmal durch ein reformsüchtiges Treiben unliebsam bemerkbar, aber je mehr man diese Eigenschaft bekämpfte, je stärker trat sie hervor. Es erregte Aufsehen, daß er nach vielen Bemühungen die Wiederaufnahme eines Prozesses durchsetzte, in dem nach seiner Meinung ein ungerechtes Urteil gefällt worden war; es erregte nicht minder Aufsehen, als er in einer Druckschrift gewisse Mängel der Justiz und der Verwaltung rücksichtslos an den Pranger stellte, und bald begnügte er sich damit nicht mehr, sondern ging dem Schlendrian der Behörden, der Bestechlichkeit der Beamten, dem Servilismus der Hofschranzen, der Verbrüderung der Profitmacher und der Nachlässigkeit in der Führung öffentlicher Geschäfte mit einer solchen Wut und Bitterkeit zuleibe, daß er eines Tages kurzerhand den Abschied erhielt und der König ihm befehlen ließ, die Hauptstadt zu meiden. Seine Frau, eine Münchener Kaufmannstochter, die er ein Jahr zuvor geheiratet und die ihn durch Anmut und leichte Lebensart bezaubert hatte, war bei dieser Nachricht wie aus den Wolken gefallen, denn sie hatte sich um das, was ihn erfüllte und gefährdete, nicht im geringsten gekümmert.

Es hatte begonnen als ein Funken; vielleicht mit einem Ärger, vielleicht mit dem Erstaunen über eine versäumte Handlung der Billigkeit; der Widerstand, den sein männliches Eingreifen erfuhr, hatte ihn erhitzt. Nach und nach mußte er wahrnehmen, daß er einem solchen Widerstand überall dort begegnete, wo er das Unrecht in Recht verwandeln wollte,

daß es der Widerstand der Trägen, der Aufruhr der Bequemen war. Jetzt wurde ihm Lebensziel, was vorher nur Wallung gewesen. Sein ganzes Inneres entflammte sich gegen eine zerrüttete, verdorbene, faulende Welt.

Er ging in die Heimat. Seine Frau folgte ihm, mißvergnügt durch die Aussicht auf dauernde ländliche Langeweile und empört durch den erzwungenen Verzicht auf ihre gesellschaftliche Stellung in der großen Stadt. Die Seinen empfingen ihn kalt. Der Vater grämte sich über den Zusammenbruch der Hoffnungen, die er auf den einzigen Sohn gesetzt, zu Tode; die Mutter war verständnislos und den Einflüssen geistlicher Berater unterworfen. Ursanner nahm dies alles hin. Er publizierte eine Rechtfertigung, die eine beispiellos kühne Anklage gegen die Regierung war. Er nannte sich herausfordernd den Deutschen; die Deutschen, an die er sich wendete, von Mal zu Mal freier, gesammelter, bewußter und beredter, denen er den Wurzelfraß ihres nationalen Haders, ihrer Kleingeisterei, ihrer Verlogenheit und Selbstgenügsamkeit aufdeckte, nannten ihn den Feind. Er war so gefürchtet als gehaßt. Das Brandmal eines Verräters haftete ihm an, in dessen Seele die heißeste Liebe für sein Land und für sein Volk wohnte. Als es gar noch bekannt wurde, daß er mit Ferdinand Lassalle in brieflichem Verkehr stand, dem Erzketzer und Demagogen, verließen ihn selbst die wenigen, die bis dahin, wenn auch nicht zu seiner Sache, so doch zu seiner Person gehalten hatten. Damals hatte sich auch Sylvester von Erfft von ihm zurückgezogen, gezwungenermaßen, um nicht selbst von seinen Freunden gemieden zu werden.

Aber es war Achim Ursanner vom Schicksal nicht bestimmt, auf dem geraden und zweifellosen Wege des geistigen Kampfes zu bleiben. Die Umstände rissen ihn ins Kleine und Gemeine und verzehrten dort seine Kraft. Ein Jahr nach dem Tod des Vaters starb auch die Mutter. Bei der Testamentseröffnung stellte sich heraus, daß sie einen Teil des Grundbesitzes,

einen Weinberg und mehrere Äcker, dem nahegelegenen Karmeliterkloster vermacht hatte. Achim Ursanner bestritt die Gültigkeit dieser Schenkung und strengte einen Prozeß gegen das Kloster an. Sein Einspruch wurde zurückgewiesen; er appellierte; er brachte Zeugnisse bei, die klärlich bewiesen, daß seine Mutter in ihren letzten Lebenstagen in getrübter Geistesverfassung gewesen. Der Prozeß lief von Instanz zu Instanz und kostete Geld über Geld. Indessen hatte sich Jakobe, seine Frau, innerlich von ihm abgekehrt. Ihr Betragen gegen ihn wurde feindselig, und sein Schmerz war groß, als sie es nicht mehr vor ihm verbarg, daß sie mit den Karmelitern im Einverständnis war und in ihm, wie die Mönche sie gelehrt, den bösen Dämon erblickte. Als er eines Tages von der Stadt zurückkehrte, war Jakobe mit den beiden Kindern verschwunden. Er liebte die Kinder bis zur Vergötterung, und von der Stunde ab war sein einziges Bestreben, wieder in ihren Besitz zu gelangen. Er verwandte darauf seine ganze Umsicht und Energie, alle Erfindungsgabe und allen Mut. Die Spuren der Flüchtigen zogen ihn nach den verschiedensten Gegenden des Landes, ja bis nach Tirol und Verona. Diese Reisen, das Aufgebot von Helfern und die Besoldung der Advokaten verschlangen nahezu sein ganzes Vermögen, und obgleich der Kampf, den er im Finstern und gegen die Finsternis führte, sein Herz zermalmte, erlahmte der Wille nicht. Nach dreizehnmonatigen Fahrten entdeckte er Jakobes Aufenthalt. Sie befand sich in einem Dorf in der Nähe von Nancy, in der Wohnung einer Generalswitwe, und von dort fuhr sie bisweilen nach Paris, um sich zu zerstreuen. Nachdem Achim das Versteck gefunden, traf er alle Vorbereitungen, um die Kinder zu rauben, und als Jakobe wieder einmal von ihnen wegfuhr, wartete er den späten Abend ab, stieg durch ein Fenster in das Haus, nahm die schlafenden Kinder, von denen das eine sieben, das andere sechs Jahre alt war, aus den Betten und entfloh mit ihnen, ohne daß er gesehen wurde.

Ein Wagen zum nächsten Bahnhof stand bereit, und zwei Tage darauf befand er sich mit den beiden Kindern wohlbehalten in Randersacker. Aber jetzt erst erhob sich die wahre Hölle gegen ihn. Jakobe rief die Gerichte an. Er konnte erhärten, daß ihn sein Weib ohne Rechtsgrund verlassen, daß sie ihm die Kinder böswillig genommen und daß er in erlaubter Notwehr gehandelt, als er sich wieder in ihren Besitz gesetzt hatte. Neue Prozesse kamen in Gang. Das Schlimmste war, daß die Bevölkerung gegen ihn aufgehetzt wurde. Er konnte kaum mehr wagen, auf die Straße zu gehen. Die Fülle der Verleumdungen, der Beleidigungen und des niedrigsten Unflats machte ihn krank vor Ekel. Sein Haus glich einer Festung. Er mußte von weit her und gegen hohes Entgelt Leute kommen lassen, die ihm dienten und seine Kinder beschützten. Er mußte täglich und stündlich gewappnet sein gegen den Andrang eines verrohten und mißleiteten Pöbels.

So standen die Dinge um Achim Ursanner, als Agathe sich anschickte, ihn zu besuchen.

Das Haus lag auf einem Hügel, und ein Schlangenweg führte hinauf. Agathe ließ den Wagen unten halten. Es fiel ihr auf, daß zwei junge Burschen am Tor oben standen und ein Pfeifensignal gaben, als sie den Weg hinanschritt. Jetzt erschien Achim Ursanner selbst, warf einen spähenden Blick auf Agathe und kam langsam hügelabwärts. Erst als er vor ihr stand, erkannte er sie, lüpfte den Hut und bot ihr zum Gruß die Hand.

Er war ein ziemlich kleiner Mann von gedrungenem Körperbau, kurzhalsig und breitbrüstig; das Gesicht war von einem rötlichbraunen Bart umrahmt, und er trug eine Brille mit dicken Hohlgläsern, hinter denen die Augen bisweilen rasch und erregt aufblitzten. Seine Züge hatten einen träumerischen Ausdruck, der Mund war von fast frauenhafter Weichheit.

„Was führt Sie zu mir, gnädige Frau?“ fragte er mit tiefer, verwunderter Stimme, während er an Agathes Seite umkehrte. Agathe schüttelte den Kopf, wie wenn ihr die Antwort nicht leichtfiele. Als sie in den Hof eingetreten waren, schlossen die beiden Wächter das Tor zu. Drei riesige Doggen sprangen herbei und umschnupperten Agathe mißtrauisch. Das Innere des Hauses zeigte Spuren der Vernachlässigung, die dem Auge einer Frau nicht entgehen konnten. Von den Wänden war an vielen Stellen der Mörtel abgefallen, Diele und Treppen waren seit langem nicht gescheuert, und die Türklinken waren rostblind. Ursanner schien die Gedanken Agathes zu erraten; sein resigniertes Lächeln wollte sagen: ein Kranker putzt sich nicht. Er geleitete Agathe in ein großes, niedriges Zimmer zu ebener Erde, zündete, da es schon dunkel wurde, die Hängelampe an und schaute nun seiner Besucherin ruhig forschend ins Gesicht. In seiner Haltung, in seinem Auge war etwas von einem Läufer, der stille steht und sich besinnt, etwas, wovon Agathe ahnungsvoll ergriffen wurde, so daß ihr plötzlich der Grund ihres Hierseins klein und unwichtig vorkam und sie nur mit Überwindung die Frage nach Sylvester über die Lippen brachte. Sie hatte sich niedergesetzt und blickte zaghaft zu Ursanner empor. Da er stumm blieb, fühlte sie das Unzulängliche der bloßen Frage und fügte in mattem Ton eine Erklärung ihrer seltsamen Situation hinzu.

„Ich weiß nichts von ihm,“ antwortete Achim Ursanner, genau wie de Briendts geantwortet hatte. Dann fuhr er fort: „Wir trafen uns eines Tages in der Stadt, als ich ins Pfandhaus ging. Anfangs war er verlegen, aber dann begleitete er mich bis hier heraus. Ich mußte ihm von meinen Umständen berichten, und er hörte mir geduldig zu. Er bot mir Geld an, aber ich schlug es aus. Ein Mann, der Weib und Kind hat, darf keinem andern Mann Geld borgen. Er sagte mir, daß er reisen wolle, und ich beglückwünschte ihn dazu. Und als er fortging, versprach er, mir zu schreiben. Er hat

mir wohlgetan, es waren ein paar menschliche Stunden, wir haben uns sogar noch geduzt wie in früherer Zeit, als wir beim Regiment standen."

„Er wollte Ihnen also schreiben?" unterbrach Agathe den hastig Redenden.

„Ja, er wollte schreiben. Sein Händedruck, als wir schieden, hatte auch etwas Bindendes, und das war nicht der Fall, als wir uns vor Jahren zum letztenmal die Hand reichten. Er hatte vielleicht eingesehen, daß er treulos gewesen, gerade er, mit dessen Namen ich den Himmel gegrüßt hätte. Aber was soll mir Reue? Ich hab ihn ja noch immer gern, doch ein Freund, der vor mir steht und bereuen muß, läßt mein Herz nicht froh werden."

Wie verändert er ist, dachte Agathe; Achim Ursanner war ihr noch gegenwärtig als eine Gestalt von eigentümlicher Helligkeit, die Wärme mitteilte und Offenheit natürlich machte, als ein Mann, dessen ordnender Verstand jedem Gespräch einen erquickenden Fluß verlieh und dessen Humor und stille Überlegenheit jeden Gegenstand adelte, den sein Wort berührte. So hatte sie ihn vor acht oder neun Jahren gesehen, als Sylvester den Jugendgefährten in sein Haus geführt hatte; jetzt aber schnürte sich in seiner Nähe ihre Brust zusammen, und die ganze Atmosphäre des Hauses erdrückte sie. Sie beugte sich weit vor, stützte beide Ellenbogen auf die Knie, legte die Wangen zwischen beide Hände, und mit ernsten Augen, zwangvoll und furchtsam zugleich, bat sie ihn, er möge ihr erzählen, was sich in seinem Leben ereignet hatte; denn obwohl sie vom Hörensagen mancherlei wußte und Sylvester bisweilen diese oder jene Neuigkeit über Achim aus der Stadt mitgebracht hatte, verlangte sie jetzt doch nach anderm Aufschluß und sie schämte sich, daß sie nur kannte, was die betrügerische Fama verbreitet hatte.

Er willfahrte ihr. Er erzählte. Er ging im Zimmer auf und ab, und es war, als spräche er zu den Wänden. Seine Sätze

waren kurz, scharf, schneidend. Jeder einzelne enthielt eine Tatsache und nichts weiter. Es war aufregend, ihn zu hören.

„Nun ist es so weit gekommen, daß Bäcker und Krämer mir nichts mehr verkaufen wollen," schloß er seinen Bericht; „Leute, denen ich einst geholfen habe, spucken aus, wenn sie mich sehen. Kinder und Weiber laufen vor mir davon. Heute habe ich sieben Drohbriefe erhalten, anonym natürlich. Die Bauern werfen mir Steine auf die Äcker, des Nachts demolieren sie den Zaun und wollen meine Hunde mit vergiftetem Fleisch umbringen. Wer mich nur grüßt, der ist schon verfemt, und es war ein kleines Wagnis von Sylvester, zu mir zu kommen. Sie, Frau Agathe, scheinen nicht recht gewußt zu haben, was Sie taten. Ich bin vogelfrei. Wer mich besudelt, verdient sich einen Gotteslohn. Ich bin wie ein Aas, an dem sich die Raben mästen. Nun, wir wollen sehen. Es wird sich ja zeigen, wie weit die menschliche Niedertracht zu gehen vermag; es ist eine wahre Begierde in mir, ihre Grenzen kennenzulernen; so sonderbar es klingt, ich bin immerwieder überrascht, wenn sie sich in einer neuen Entfaltung zeigt."

Agathe hatte allmählich die Augen gesenkt und blickte wortlos zur Erde. Hie und da lief ein Frösteln über ihre Glieder, es kam ihr vor, als hätte sie bis zu dieser Stunde nicht geahnt, in was für einer Welt sie lebte. Ihr ward es dunkel im Gemüt, und so beredt auch ihr Schweigen für Ursanner war, sie selbst nahm es für einen Beweis von Schwäche, ja von Mitschuld. Sie legte die Hand über die Augen. Achim setzte seine Wanderung durch das Zimmer unermüdlich fort. An den Fenstern trug jemand eine Pechfackel vorüber, die Flamme war wie ein Band gebogen.

„Wollen Sie mich nicht zu Ihren Kindern führen?" ließ sich Agathe endlich vernehmen. Ursanner nickte, sie stand auf und folgte ihm durch den Korridor über den Flur in den ersten Stock. Er öffnete eine Türe, und sie blieb auf der Schwelle stehen. Die zwei blondlockigen Knaben saßen auf der Erde

und blickten in ein Bilderbuch. In der Ecke zwischen Ofen und Wand hockte ein alter Knecht mit der Tonpfeife im Mund und schlief. Die Kinder waren blaß und einander ähnlich wie Zwillinge. Sie bewegten kaum die Köpfe als die Tür aufging, sie schauten nur schief zum Vater und zu der fremden Frau hinüber. Agathe trat zu ihnen, bückte sich und redete zärtlich auf sie ein. Doch sie schwiegen trotzig, und auf den Lippen des älteren Knaben zeigte sich ein sonderbar lauerndes Lächeln. Ratlos sah Agathe Achim Ursanner an, und sie bemerkte, daß seine Züge sich verfinstert hatten und sein Mund zuckte. Sie erhob sich. „Ich muß jetzt gehen," sagte sie, „ich möchte am Abend zu Hause sein. Werden Sie mir Nachricht geben, wenn Ihnen Sylvester schreibt?"

„Das werde ich, Frau Agathe, das werde ich unbedingt," versicherte Ursanner in seinem treuherzigen Ton. „Und wenn Sie erlauben, will ich auch Ihren Besuch erwidern, sobald ich aufatmen kann," fügte er hinzu; „mir ist als müßte ich Ihnen danken, und vielleicht darf ichs, denn sind Sie auch nicht meinetwegen gekommen, so weiß ich doch, daß Sie ein zweitesmal meinetwegen kommen würden. Stimmt es?"

„Es stimmt," antwortete Agathe, und sie selbst fühlte etwas wie Dankbarkeit. Er begleitete sie hinunter zum Wagen; die drei großen Hunde standen um ihn her, und ihre Augen glühten aus der Dunkelheit. „Was raten Sie mir zu tun?" fragte Agathe, während ihre Hand schon den Griff der Wagentüre gefaßt hatte.

„Wenn ich mir den Eindruck zurückrufe, den Sylvester auf mich machte, so muß ich sagen, er ist auf keiner guten Bahn," entgegnete Ursanner. „Es ist am besten, wenn Sie ganz stille bleiben. Seien Sie großmütig. Es gibt im Leben jedes Mannes eine Zeit, wo er Gott verliert, und wenn er da einen Menschen hat, der ihn liebt, was ist natürlicher, als daß der ein wenig Gottes Rolle übernimmt? Ich hätte nicht gedacht, daß zwischen euch beiden solche Dinge passieren könnten, aber

eine Ehe ist für den Dritten so ziemlich das Geheimnisvollste auf der Welt. Und Mann und Weib, was wissen sie voneinander? Die Nähe macht grausam, die Ferne blind, Gefühle sind vergeßlich, Worte Luft. Und trotzdem, glauben Sie mir, wird mit einem Wort oft viel erreicht. Manchmal, wenn ich so zwei Leutchen zanken hörte oder einander stumm zerfleischen, war ich versucht, ihnen zuzurufen: Kinder, warum sagt ihr euch denn nicht das richtige, gute Wort? So gehts mir auch im Theater, wenn die Herrschaften einander Szenen machen. Es ist sehr viel Freiwilligkeit in dem Bösen, das Eheleute einander zufügen, und jede Liebestat will sich rächen durch eine Hassestat. Seien Sie großmütig."

Mit fast ungestümer Bewegung streckte Agathe dem Freunde die Hand hin, und er preßte sie fest in der seinen. Dann stieg sie ein, nickte noch einmal aus dem Fenster, und die Pferde zogen an.

Agathes Herz war schwer. Sie konnte die zwei Kinder nicht vergessen, das sonderbar lauernde Lächeln des einen Knaben, den schlafenden Knecht hinterm Ofen und Achim Ursanners zuckenden Mund. Es lag für sie eine Unheilsverkündigung in dem Bild, und ihr dünkte, sie sei mit dem nahenden Unheil verkettet.

War dies die Ursache, daß sie sich entschlossener als bisher in ihre Lage fand? War es die Vergleichung der Schicksale, die sie geduldiger stimmte? Sie wandte ihre ganze Aufmerksamkeit der Wirtschaft zu, überwachte die Lieferung des Holzes und der Viktualien, die Ausbesserung der Pflüge und Wagen, die Pflege der Tiere in den Ställen und rechnete jeden Samstag mit dem Inspektor ab. Ihr Einblick wurde tiefer, ihre Kenntnis der Verhältnisse gründlicher und im Umgang mit den angestellten Leuten zeigte sie sich verständig und durchaus fähig zu regieren. Aber ihr war als ob sie Fleiß und Mühe ans Bodenlose verschwende, als sie eines Tages von dem Würzburger Bankier abermals eine Bescheinigung darüber erhielt, daß an Herrn von Erfft nach Paris dreitausend Taler geschickt worden seien.

So wußte sie also wenigstens, wo er war.

Bisweilen kam die Inspektorin mit ihrer Geige, Agathe setzte sich ans Klavier, und sie spielten eine Mozartsche Sonate. Bisweilen las sie, doch selten mit Anteil. In manchen Stunden war Schwermut unabweisbar, und wenn man nach innen weinen kann, sie spürte solche Tränen; dann floh sie den Anblick aller Menschen, die auf dem Gut um sie waren, stieg in das Turmzimmer über dem Hause und schaute regungslos in die winterliche Landschaft, bis es Abend wurde.

Einmal erspähte Silvia, wohin die Mutter ging und folgte ihr. Das kluge Kind stand lange vor der Türe und wagte nicht, sie zu öffnen; schließlich setzte es sich nieder, und seine schönen Augen füllten sich mit Traurigkeit. Es war kalt da oben, der Wind heulte im Sparrenwerk, und wenn der Schnee über die Ziegeln rutschte, klang es, als ob Geisterfüße über das Dach trippelten. Es wurde dämmerig und Silvia schien es, daß sie ganz allein auf der Welt sei. Sie lehnte den Kopf an einen schrägen Balken und gedachte ihres Vaters. Sie malte sich aus, wie er in der Fremde unter vielen Menschen herumirrte und wie er den Weg nach Hause nicht mehr finden konnte, weil überall der Schnee zu hoch war. Da knarrte die Tür, und Agathe, den Pelzmantel um die Schultern, trat heraus. Sie erblickte das Kind sich zu Füßen, erschrak und kniete nieder. Silvia umhalste die Mutter, ohne zu sprechen; Agathe bedeckte die Frierende mit ihrem Mantel, hob sie auf und trug sie hinab. Am Kamin in der Bibliothek setzte sie das Kind auf ihren Schoß und erzählte ihm das Märchen vom Wacholderbaum.

„... und als ein Monat vorbei war, da war der Schnee vergangen, und zwei Monat, da war es grün, und drei Monat, da kamen die Blumen aus der Erde, und vier Monat, da drängten sich alle Bäume in dem Holze, und die grünen Zweige waren alle ineinandergewachsen. Dort sangen die Vöglein, daß das ganze Holz erschallte, und die Blüten fielen

von den Bäumen. Da war der fünfte Monat vorbei und die Frau stand wieder unter dem Wacholderbaum, dort sprang ihr das Herz vor Freude, und sie fiel auf die Knie. Und als der sechste Monat vorbei war, da wurden die Früchte dick und stark und sie wurde ganz still, und im siebenten Monat, da griff sie nach den Beeren und aß sich satt und wurde traurig und krank. Der achte Monat ging hin und sie rief ihren Mann und weinte und sagte: wenn ich sterbe, begrabt mich unter dem Wacholderbaum. Da war sie getrost, und im neunten Monat kriegte sie ein Kind so weiß wie Schnee und so rot wie Blut, und als sie das sah, freute sie sich so, daß sie starb."

Silvia schaute drein wie eine Frau, und Agathe fuhr in ihrer Erzählung fort.

Am andern Tag kam ein reitender Bote von Achim Ursanner. Er brachte einen Brief des Inhaltes, daß Sylvester aus Paris geschrieben habe. „Ich will Ihnen die Epistel nicht schicken," schrieb Ursanner, „wozu auch? Er versteckt ja nur sein Gesicht. Er berichtet von der Schönheit einer Tänzerin, und daß irgendeine Gräfin eine Liebschaft mit ihrem Kutscher hat, daß der Marquis de Luzon aus Indien zwei Tiger mitgebracht hat, daß einer gewissen Kreolin ganz Paris zu Füßen liegt und daß man beim spanischen Gesandten auserlesene Weine trinkt; er schwärmt von den exotischen Blumen, die das Fräulein von Feurquières züchtet und von der Juwelensammlung des Herzogs von Praslin; von dem Bild eines berühmt gewordenen jungen Malers, von einer Begegnung im Versailler Schloß, von einer Bootsfahrt in Passy, von lustiger Gesellschaft auf dem Montmartre und von einem Feuerwerk im Luxembourg. Genug an dem, es ist Schaum. Mancher setzt sich einen bunten Kranz aufs Haupt, wenn ihn das schlechte Gewissen nicht schlafen läßt. Ich denke viel an Sie, aber ich kann nicht kommen, damit ist alles gesagt. Letzten Sonntag ist von der Kanzel herunter gegen mich gepredigt worden. Leben Sie wohl. A. U."

Es ist alles aus, dachte Agathe, und sie spürte, wie es in ihrem Herzen dunkel und öde wurde, während sie langsam in den Flur ging, um den Boten zu entlohnen.

In Karlsruhe machte Sylvester Station. Er besuchte mehrere Freunde, ging zu Hofe und wurde zu einer Soiree im Schloß geladen. Vorher hatte er einen ganzen Nachmittag darauf verwendet, sein Gesicht verjüngen zu lassen, und zwar durch Adam Hund, der sich auf diese Kunst meisterlich verstand. Er hatte alle Utensilien in einem schwarzlackierten, länglichen Kasten, der mit seinen silbernen Spangen wie ein kleiner Sarg aussah; es befanden sich in ihm Rasiermesser, Schneide- und Brennscheren, Feilen, Bürsten, Pinsel und Kämme, Puderschachteln und Salbentuben, verschiedene Gläser mit Essenzen, eine Spritze mit kölnischem Wasser, und auf der inneren Seite des Deckels war ein geschliffener Spiegel angebracht.

Adam Hund war ein magerer Mann; dennoch wirkte er fett; alles war hell an ihm, das Haar, das Gesicht und die Augen; dennoch machte er einen finsteren und unzufriedenen Eindruck, wenigstens solange er nicht redete; er glich einem Kavalier, dennoch erweckte er ein Gefühl von Fadenscheinigkeit. Diese widerspruchsvolle Person, bei der man an allen Ecken und Enden auf die Gegensätze der menschlichen Natur stieß, hatte sich zu Sylvesters Ergötzen immer mehr als ein unversöhnlicher Weiberfeind entpuppt. Das sechsjährige Zusammenleben mit der bösen Bierbrauerstochter hatte ihn mit tödlichem Haß gegen das andere Geschlecht erfüllt. Er war im Besitz einer Liste, die in alphabetischer Reihenfolge alle schlechten Eigenschaften aufzählte, die er an den Frauen entdeckt hatte; nämlich: Aberglauben, Dummheit, Eifersucht, Eigensinn, Habsucht, Hoffart, Klatschsucht, Launenhaftigkeit, Leichtsinn, Lügenhaftigkeit, Naschhaftigkeit, Neid, Neugier,

Prahlsucht, Putzsucht, Rechthaberei, Sinnlichkeit, Spottsucht, Streitsucht, Vergnügungssucht und Verschwendungssucht. „Und in diesen Pfuhl von Qualitäten werfen Millionen von Männern ihre arme Seele," pflegte er auszurufen, mit einer Gebärde wie Hamlet, wenn er seiner Mutter den Geist zeigt.

Zuerst hatte er nicht recht begriffen, welchen Zweck die Reise seines Herrn verfolgte. Der Zwischenfall mit der schönen Jüdin klärte ihn in einer angenehmen Weise auf. Er war überzeugt, daß sich Sylvester in einer Lage befand, die der seinigen sehr ähnlich war, nur daß er es nicht bei untätigem Groll bewenden ließ, sondern tätige Rache übte. Er soll nur möglichst viele von den langhaarigen Satanstöchtern ins Unglück stürzen, sagte sich Adam Hund, damit sie endlich das Kuschen lernen, und er hatte das Gefühl, einer Jagd beizuwohnen, die seine Dienste als Aufpasser und Spurenfinder in Anspruch nahm.

Während er Sylvesters brünettem Haar einen jugendlicheren Schnitt gab, dann den Schnurrbart zurechtstutzte, hierauf das Gesicht mit Fett bestrich, wie einen Teig knetete und wie eine Metallplatte rieb, erzählte er die Stadtneuigkeiten, die er ausgekundschaftet hatte. „Es soll jetzt eine Sängerin hier sein, die das ganze Mannsvolk behext," sagte er; „der Erbprinz ist jeden Tag im Theater, wenn sie spielt, und es heißt, daß man ihn ins Ausland schicken will, um ein Malheur zu verhüten. Ein Legationsrat soll sich ihretwegen erschossen haben, und in Stockholm, man sollte nicht glauben, daß es dort oben so hitzige Leute gibt, hat sich ein Buchhändlersgehilfe aus Liebe zu ihr ins Meer gestürzt. Gabriele Tannhauser heißt die Canaille. Das flötet und lockt, bloß damit unsereiner den Verstand verliert. Soll ich ein Billett besorgen, Herr Baron?"

„Also um meinen Verstand ist dir nicht bange?" fragte Sylvester lachend.

„Nein, Herr Baron; wenn einer die Schliche kennt, droht ihm keine Gefahr. Sobald ich merke, daß mich jemand mit

einem Köder fangen will, werde ich doch nicht hineinbeißen; ich lauf auch nicht davon, im Gegenteil, ich nehm mir den saftigen Köder vom Haken und verspeis ihn, dann hat der Angler das Nachsehen und ich hab meine Freude."

„Na ja, von dir kann man was lernen," entgegnete Sylvester trocken.

Adam Hund hatte seine Arbeit vollendet. Er zog den Frisiermantel von Sylvesters Schultern, und mit liebkosend gespitzten Lippen blies er einige Härchen vom Halse weg. Sylvester trat vor den Spiegel und halb mit Spott, halb mit Befriedigung betrachtete er sein Bild. Er sah jung und gesund aus. Seine Augen glänzten. Er lächelte, um seine Zähne zu prüfen; sie hatten eine erfreuliche Weiße und Dichtigkeit. Nun vollendete er seinen Anzug und verließ trällernd das Zimmer. Wenn jetzt noch die Sonne schiene, wäre ich ein glücklicher Mensch, dachte er in einem eigentümlichen Zustand von Vergessen und Erwartung.

Er ging ins Kasino und hörte, daß an allen Tischen von dem Konzert gesprochen wurde, das Gabriele Tannhauser an diesem Abend veranstaltete. Er wurde gefragt, ob er eine Eintrittskarte habe und mußte verneinen. „Und Sie haben sie noch nicht gehört?" – „Nein." – „Nie gehört?" – „Nie." – „Und wollen abreisen, ohne sie gehört zu haben?" – Was soll ich tun?" – „Es ist die letzte Gelegenheit, vielleicht auf Jahre; sie geht jetzt nach London und dann, wie es heißt, nach Amerika." – „Wenn ich Ihnen raten darf, so zahlen Sie jeden Preis für ein Billett." – „Man hat mir keines angeboten." – „Lassen Sie mich dafür sorgen, ich werde mich an den Impresario wenden."

Nach einer Stunde erwies es sich, daß auch dieser Versuch erfolglos gewesen war. Sylvester gab sich ohne sonderliches Bedauern zufrieden. Die allgemeine Erregung berührte ihn peinlich, zumal er auch Leute von ihr angesteckt sah, für die ein Künstler, und war es der größte, nicht mehr war als ein Hanswurst auf dem Marktplatz.

Er setzte sich an den Lesetisch und vertiefte sich in den Bericht über die letzte Rede, die der Bundeskanzler im preußischen Landtag gehalten hatte. Der Mann interessierte ihn, als Mann noch mehr denn als Politiker; seine Worte hatten etwas Unbedingtes, doch ihre Kraft wurde durch vielfach bedingte Verhältnisse scheinbar zerbrochen. Er stand wie in einer Wolke des Zorns, man spürte den Willen eines geborenen Herrschers und ein Feuer, das in Sylvester den Wunsch nach fruchtbarer Werktätigkeit erweckte. Es war ein Augenblick, wo er plötzlich die Zeit empfand wie sonst nur sich selbst, ihrer Gärungen inne ward wie des unterirdischen Rollens eines fernen Erdbebens und seiner zuschauenden Dumpfheit sich schämte.

Während er noch las, trat einer von den Herren, die ihm so ungestüm zugesetzt hatten, in Begleitung eines älteren Mannes zu ihm, den er als Graf Blumau vorstellte; der Graf hatte ein Billett zu vergeben, da seine Frau verhindert war, das Konzert zu besuchen. Sylvester nahm es mit Dank und fuhr ins Hotel zurück, um den Frack anzuziehen.

Vor dem Konzerthaus war große Auffahrt. Um acht Uhr sollte die Produktion beginnen, doch um halb neun war noch ein Teil des Publikums in der Eingangshalle vor den Türen festgekeilt. Endlich befanden sich alle Zuhörer auf ihren Plätzen. Der Raum war so voll, daß die Köpfe sich auf unbeweglichen Körpern zu drehen schienen. Der Lärm der Stimmen glich dem Brummen und Feilen einer ungeheuren Dampfsäge, die Hitze stieg von Minute zu Minute. Sylvester saß in der Mitte des Saals, dessen beide Seiten glatte weiße Wände hatten; in halber Höhe der hinteren Schmalwand war eine Galerie, deren Sitze für die Mitglieder des Hofes und einige bevorzugte Würdenträger bestimmt waren.

Plötzlich erschallte eifriges Händeklatschen, dann richteten sich die Operngläser auf die Sängerin, die das Podium betreten hatte. Sylvester verschränkte die Arme über der Brust,

was ein Ausdruck von Kritikbereitschaft war, denn wie es bei eitlen Menschen oft der Fall ist, waren ihm die Huldigungen unbehaglich, die man einer Person darbrachte, für die er selbst nichts fühlte und deren Leistungen er aus Widerspruchsgeist skeptisch zu beurteilen schon jetzt entschlossen war.

Ihr Gang ist zu bedächtig, um auf Temperament schließen zu lassen, nörgelte er; dieses Allerweltslächeln, das jedem Laffen schmeicheln soll, ich kenne es; der Klavierspieler hat die Physiognomie eines Dorfschulmeisters, seine rote Nase erweckt geringe Hoffnung auf seine Fähigkeit; wozu flüstert sie mit ihm? Komödie. Im übrigen ist sie gut gewachsen, das Gesicht ist fein, obschon von etwas zu hartem slawischen Schnitt, die Hände könnten kleiner sein, und die Toilette betont allzu absichtlich Bescheidenheit.

Die ersten Takte von Schuberts Wandererlied unterbrachen Sylvesters übellaunige Betrachtungen. Es trat eine so lautlose Stille ein, daß es schien als hätten die Menschen von dem Augenblick an, da sich oben die singende Stimme erhob, keinen Atem, ja keine Seele mehr in ihrem Leib, als zucke keine Wimper mehr an ihnen, als höre ihr Blut auf zu fließen. Es war eine Bezauberung, die nicht so sehr von der Kunst Gabriele Tannhausers herkam, von der Kraft und Fülle des Organs, von der Weichheit und dem seltsam matten Glanz ihrer Töne, von der Leichtigkeit des Ansatzes, dem Schmelz und der vogelhaften Natürlichkeit der Übergänge, obgleich sie diese Eigenschaften, die von zeitgenössischen Kennern zur Genüge gepriesen worden sind, in hohem Grade besaß und dabei jene letzte Meisterschaft erst ahnen ließ, die als Versprechen noch köstlicher ist denn als Erfüllung: es war eine in ihrem Herzen wohnende Gewalt, die ihr die Menschen unterwarf, das unbewußt Gewußte eines allgemeinen Leidens, das von stummen Generationen jahrhundertelang gesammelt wird, um in einem begnadeten Wesen als Gebet und Klage, Tröstung und Jubel aufzublühen, es war das, was jede Brust fühlt und doch

nur vom Genius verkündet werden kann, das schmerzlich Entselbstete, unschuldsvoll Prophetische, dem auch die vollendetste Kunst nur Krücke und Behelf ist.

Sylvester sträubte sich noch immer, trotzdem er jene traumhafte Schwäche empfand, die sich bei starken Gemütsaffekten einzustellen pflegt, ja er wehrte sich mit einer Art von Verzweiflung, die ihn später erstaunte und ihm zu denken gab. Das Lied war noch nicht ganz zu Ende, als auf den Galerielogen ein störender Lärm hörbar wurde, der eine nachhaltige Erregung und entrüstete Rufe veranlaßte. Viele Leute wandten sich um, auch Sylvester schaute hinauf, und er gewahrte, daß zwei Lakaien einen Mann auf einem Liegesessel bis an die Brüstung trugen und ihn dort niederstellten. Der Mann, der auf dem Sessel lag, war de Vriendts. Es graute Sylvester bei dem Anblick dieses Gesichts, welches dem eines halbtoten Affen ähnelte. Mit überquellenden Augen starrte de Vriendts auf das Podium, und seine Kinnlade schlotterte. Gabriele Tannhauser stutzte; sie schien den tosenden Beifall nicht zu hören; auf ihren Wangen zeigte sich eine zarte, fieberische Röte; sie begann das zweite Lied: In puesta tomba; ihre Augen waren unausgesetzt auf das ihr gegenüber befindliche Gesicht des Domherrn gerichtet, auf dieses entfleischte Gesicht, dessen fressende angstvolle krankhafte Gier, dessen vom Tod gezeichnete Häßlichkeit auf einmal wie ein Alpdruck über dem ganzen Saal lastete. Auch in Gabrieles Augen war Angst; der gespenstische Kopf erschien ihr wie eine Drohung; sie empfand ihre Jugend, ihre Macht, ihre Freiheit als Güter, die sie nur geraubt; sie erinnerte sich dieses Gesichts, sie hatte es irgendwo gesehen, und während sie nachdachte, klang ihre Stimme reiner, rührender und flehender. Das Publikum raste, als sie geendet hatte, aber auf der Galerie war ein bestürztes Zusammenlaufen. Man sah den Domherrn mit den Händen in die Luft greifen; röchelnde Laute drangen herunter. Nach einer Weile kamen die Lakaien und trugen

den Sterbenden hinaus. Der Zwischenfall wurde herumerzählt und zu deuten versucht. Im Nu bildeten sich Legenden, die den Enthusiasmus für Gabriele Tannhauser steigerten. Als sie die letzte Note gesungen hatte, glaubte sich Sylvester in einem Haufen von Wahnsinnigen. Auf dem Podium erhob sich ein Berg von Blumen, junge Männer stürmten hinauf, junge Mädchen knieten auf den Stufen, aber Gabriele blickte gelassen in den Tumult; sie hatte den Kopf gesenkt und ihre niedere Stirn war kindlich verzogen.

Sylvester wurde von mehreren Bekannten um seinen Eindruck befragt. Er zuckte die Achseln. „Ich finde nicht, daß sie das ist, was die Welt aus ihr macht," antwortete er, „ich vermisse Schwung und Leidenschaft. Sie hat noch nichts erlebt, dessen bin ich sicher. Vielleicht ist sie gar nicht fähig, etwas zu erleben." Das klang plausibel, und die es vernahmen, machten ein tiefsinniges Gesicht.

Am andern Abend, bei der Soiree im großherzoglichen Schloß, lernte er Gabriele Tannhauser kennen. Sie wechselten nur wenige Worte. Er fragte sie, ob sie im Frühling in London singen werde; er selbst sei im Begriff, nach Paris zu gehen, doch sei es wohl möglich, daß ihn sein Weg auch nach England führen werde.

„Ja, Sie sollten nach London kommen," erwiderte sie, ohne ihn anzublicken und wahrscheinlich auch ohne an ihn zu denken, „dort ist das Leben unmittelbarer als irgend sonst in der Welt."

„Was könnte es Ihnen bedeuten, wenn ich käme, einer unter den Millionen," sagte er lächelnd.

Der Unmut, der über Gabrieles Züge flog, zeigte, wie müde sie solcher Redensarten war. Sie reichte einem Offizier den Arm, der sie zum Tanz aufforderte. Sylvesters Eigenliebe war verletzt, er suchte eine Gelegenheit, um die Sängerin noch einmal an sein Gespräch zu fesseln. Es war vergebens, und er überredete sich, daß ihm die Meinung, die sie von ihm hatte, gleichgültig sei. Doch war sein Ehrgeiz erwacht, und

allmählich bildete sich ein Kreis von Menschen um ihn, die er durch seine Unterhaltung entzückte. Ohne daß er sich darüber klar wurde, entfaltete er diese Gabe nur für das junge Weib, das ihm so schnöde den Rücken gekehrt hatte.

Als er in der Nacht nach Hause kam, berichtete Adam Hund, daß der Domherr noch während des Transports auf der Straße verschieden sei. Wie schade, war Sylvesters erster Gedanke, ich hätte über de Vriendts mit ihr sprechen können. Unzufrieden und voll von Wünschen begab er sich zu Bett.

Unter demselben Dach wohnte in dieser Nacht Gabriele Tannhauser. Es war spät; zu wissen, daß alle Menschen schliefen, tat ihr wohl. Sie saß mit einem Buch bei der Lampe; auf dem Tisch vor ihr stand eine Schale mit Äpfeln.

Ihr war als müsse sie die Zeit, die sie in Gesellschaft verlor, dadurch wieder einbringen, daß sie sich dem Alleinsein möglichst lange hingab. Die von keinem häßlichen Gedanken, von keiner unsteten Empfindung getrübte Ruhe ihres Antlitzes bezeugte, wie natürlich ihr diese Gewohnheit war.

Sie bedurfte der Menschen kaum. Sie hatte keine Freundin, keinen Freund. Allen, die sich um sie bemühten, begegnete sie mit Güte, und angeborene Liebenswürdigkeit verurteilte sie dazu, auch gegen die Aufdringlichen Geduld zu üben. In jeder Stadt waren Personen, denen sie für Dienstleistungen und Beweise der Ergebenheit verbunden war, Frauen und Männer, mit denen sie gern verkehrte und für die sie eine lebhafte Anhänglichkeit verspürte, aber in Wahrheit hätte sie sie entbehren können. Seit Sziralsky, ihr wunderbarer alter Lehrer, gestorben war, hatte sie sich an keinen Menschen mehr so innig angeschlossen, um nach seiner Nähe zu verlangen. Mit Anna Ewel, ihrer Zofe, einer Postmeisterstochter aus Gabrieles böhmischem Heimatsdorf, reiste sie umher, an keinem Ort verweilend, von Gasthof zu Gasthof, von Land zu

Land, ohne Erregung, ohne sonderliche Neugier, ohne Launen und ohne zu ermüden.

Der beständige Wechsel ihres Aufenthalts verhinderte die Menschen, sich ihrer zu bemächtigen und sie mit Forderungen zu quälen, die sie nicht erfüllen konnte. Ihre anmutige, immer gleiche Freundlichkeit war wie eine Lichtflut um sie gebreitet, die es schwierig machte, sie genau zu sehen, und so wußte niemand auf der Welt, wie es eigentlich mit ihr beschaffen und welch ein merkwürdiges Kind Gottes dieses junge Geschöpf war, das mitten im Strom des Lebens und im Glanz des Ruhmes sein Glück in der Einsamkeit suchte.

Sie hatte keine Familie. Vater und Mutter waren tot, ein Bruder war vor zwei Jahren bei Königgrätz gefallen. Wenn sie ihrer Heimat gedachte, sah sie ein karges Hügelgelände, eine Straße, die in dunkle Wälder führte, einen regungslosen Teich, auf dem Gänse und Enten schwammen, gelbhäutige Kühe, arme Häuser, ein armes gedrücktes Volk, und über alldem einen blassen Himmel bei Tag und am Abend funkelnde Sterne. Schwermütige Abende, wenn aus den Schenken die Tanzmusik klang oder in einem Zigeunerlager eine Geige fiedelte, Licht um Licht in den kleinen Fenstern erlosch und der Mond wie eine glühende Glocke aus den geheimnisvollen Tiefen der Erde emporstieg. Erinnerte sie sich während des Singens daran, gewahrte sie dies Bild, das im Frühlingswerden oder in der Herbstesneige die Seele mit Frieden und Trauer erfüllt hatte, so zerflossen die vielen, ihr zugewandten Gesichter in Dunst, und nur die Augen strahlten ihr noch entgegen, fremd und fern.

Sie war nicht von der Art jener Künstlerinnen, denen ihr Auftreten zur festlichen Gefahr wird. Sie gehörte nicht zu denen, die ein Publikum schmähen, vor welchem sie zittern. Sie kannte nicht das Fieber der Vorstunde und die großen Gebärden des Erfolges. Sie war keine Diva, sie war ein junges Mädchen, das sang. Die Kunst gab ihr keinen Rausch

und keine Ernüchterung, sie war ihr weder Lust noch Plage sondern eine Pflicht. In ihr war ein Quell, der überströmte und überströmen mußte, wenn er sie nicht ersticken sollte. Sie arbeitete täglich viele Stunden, doch niemals mit Angst um die ihr gewordene Gabe. Sie hatte Ehrgeiz, aber nicht den zerstörenden und herztötenden; ihr Ehrgeiz glich dem jener mittelalterlichen Ritter, die Gut und Blut daran setzen, um ihren Schild fleckenlos zu erhalten. Es war eine dumpfe Bescheidenheit in ihr; den Gang aufs Podium oder auf die Bühne trat sie mit einem für ihre Umgebung unbegreiflichen Gleichmut an; sie ihrerseits hatte kein Verständnis für die Ränkesucht und das würdelose Treiben mancher Fachgenossen, und deshalb spielte sie nur noch ungern auf dem Theater.

Jeden Morgen erhielt sie Liebesbriefe und Blumen. Die Briefe verbrannte, die Blumen verschenkte sie. Ehedem hatte sie eine Leidenschaft für Blumen gehabt, jetzt machte sie sich nichts mehr daraus und grollte ihnen, daß sie solchem Zweck dienen mußten. Der Gedanke an Liebe hatte nichts Befeuerndes für sie, er besaß nicht einmal die Kraft, sie zu erwärmen; es entstand keine Hoffnung aus ihm, höchstens in seltenen Augenblicken eine Furcht. Bisweilen kam es vor, daß sie über sich selbst erstaunte, wenn sie sich so zugeschlossen fand, so kühl, so sehnsuchtslos, so allein im Raum, und sie konnte wünschen, eine Stimme zu vernehmen, die sie noch nie gehört, und einen Blick zu spüren, der noch nie auf ihr geruht. Aber nicht mehr als eine Stimme und einen Blick, nicht mehr; zu viel war schon die Hand, die fremde Hand, die heiß sein konnte, zu viel das Wort, das lügen konnte. Ihr war dunkel zumute, als habe ihre Seele beim Eintritt ins Dasein den mystischen Befehl empfangen, niemals Flamme zu werden für eine andere Seele. Jugend und Gesang waren wie zwei ineinandergewebte Schleier, die sie nicht emporheben durfte, wenn sie nicht nackt und wehrlos dem Schicksal preisgegeben sein wollte.

Es gab aber auch Stunden, wie die der heutigen Nacht, wo ihr Inneres von einer gleichsam nur geträumten Unruhe erfüllt war, wo ihre Augen sich groß öffneten wie die eines erwachenden Kindes und sie sich fragte: Wer bin ich? Was wird aus mir?

In seiner Knabenzeit hatte Sylvester einmal im Herbst in einer Kammer einen Korb mit frischen Trauben entdeckt. Es war nicht Hunger, was ihn getrieben, darüber herzustürzen. Da es die ersten Trauben des Jahres waren, hatte auch die Freude am Anblick der schönen Dolden, das Entzücken, sie greifen zu können, seine Gier erweckt. Er war niedergekniet, hatte jauchzend zwei Hände voll gepackt und dann das Gesicht, den Mund, die Zähne förmlich in die Trauben vergraben, so daß der ausgepreßte Saft nicht nur über den Gaumen hinab, sondern auch über das Kinn und die Kleider träufelte.

Daran mußte er manchmal während seines Pariser Aufenthaltes denken. Es was dieselbe Lust an der Fülle, dasselbe unbedachte, gefräßige Ansichreißen. Jeder Tag hatte siebzehn Stunden, oft auch mehr, und keine Stunde war reizlos. Er hatte gewichtige Empfehlungen mitgebracht, wurde glänzend aufgenommen und führte das Dasein eines großen Herrn. Er wußte sich zu kleiden, er verstand Geld auszugeben, seine Umgangsformen waren ohne Tadel, er hatte Bildung und Geschmack, kein Wunder also, daß man sich um seine Person stritt. Ihm selbst schien es, als hätten seine besten Talente bis jetzt geschlummert, als sei er seiner Fähigkeiten jetzt erst sicher und brauche nur zu wählen unter den Zaubermitteln, durch die man die Menschen erobert. Desungeachtet war nichts von Krampf und künstlichem Feuer in seiner Lebensführung. Was an ihm gefiel, war seine kräftige Männlichkeit, eine Grazie des Geistes, die dem Deutschen doppelt angerechnet wurde,

und jener angenehme Witz, der nicht verwundet und andere witzig macht.

Eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen hielt ihn gefangen. Die körperliche Frische, die er mit triumphierendem Behagen täglich spürte, besiegte jeden Widerstand und gab ihm das Bewußtsein der Leichtigkeit und müheloſen Erneuerung. Ich habe zehn Jahre lang gespart, sagte er sich, nun kann ich Preise bezahlen, die mich nicht schrecken, so hoch sie auch sein mögen.

Sie waren hoch. Nicht gewillt, sich mit äußerer Repräsentation und einem oberflächlichen Gesellschaftstreiben zufriedenzugeben, suchte er ohne Scheu Gebiete auf, wo die menschliche Existenz nicht bloß wie harmloses Wasser flutet, wo nicht gefälliger Schmuck und leer verpflichtende Worte über den Mangel ernsthafter Verbundenheit hinwegtäuschen, sondern wo aus tieferen Schlünden die Elemente rauschen und der sich bewahren möchte, zur Entscheidung aufgefordert wird. Er lernte das Paris des zweiten Kaiserreichs gründlich kennen. Ein Schauder erfaßte ihn, wenn er dieser aus trunkenen Mänaden und wahnsinnigen Silenen gemischten Tänzerscharen inne wurde; wie da alles nur noch Schall war, was sonst ein Volk aus seinem Taumel riß, wie jeder nur von Gnaden des Momentes lebte, aus hohlem Überschwang Freude saugte und seinen dürftigsten Götzen zum Idol aufputzte; wie die Schatten vergangener Größe umherschlichen, um Almosen der Ehre zu erbetteln, wie jedes Fest zum Bacchanal wurde und Schönheit und Unschuld flüchtiger waren als der Seufzer eines Ertrinkenden, dies erfuhr Sylvester nicht ohne Zurückbesinnen und Zukunftsfurcht. Aber er wollte nicht Beobachter sein, er wollte mit diesen leben.

So blieb ihm keine Stätte des Lasters unbekannt, kein Ort, wo die Ausgestoßenen von lüsternen Jägern gestellt wurden, keiner von den Sümpfen, auf deren Grund das Verbrechen wie giftiges Reptil hauste und auf deren buntem Spiegel

mancherlei bewimpelte Fahrzeuge schwimmen. Er knüpfte Beziehungen mit einer Italienerin an, die berühmt kleine Hände und Füße hatte; nach einer Woche verabscheute er sie; er machte auf einem öffentlichen Ball am Boulevard St. Michel die Bekanntschaft einer Strumpfwirkerstochter, die ein unstillbares Verlangen danach hatte, ein Diamanthalsband zu besitzen; er kaufte ihr nur einen Ring, und ihr Gewissen schwieg bei seiner Werbung. Sie glich einer Nordländerin und hatte das Blut einer Wilden. Ihre Launen ermüdeten ihn, und er verließ sie. Hinter einer kleinen Kirche im Quartier latin wohnte ein Arzt, dessen junge Frau so fromm war, daß das ganze Viertel darüber spottete. Ein Student, der hoffnungslos in sie verliebt war, erzählte Sylvester von ihr. Um sie zu sehen, ging er in jene Kirche, besuchte dann eines erfundenen Leidens halber den Arzt und war bald häufiger Gast im Hause. Er umstrickte die Frau, sie verfiel ihm, aber der Gatte war nicht blind; was sich zwischen den beiden ereignet hatte, wußte kein Mensch; eines Tages waren Mann und Frau aus Paris verschwunden.

Erbeuten und wegwerfen; bewahrte das Gedächtnis einen Namen, ein zartes Wort, eine seltene Gebärde, so war die Mühe belohnt; Gestalt und Wesen schwanden hin. Wer Blüten pflückt, will oft kaum riechen; den Strauß in der Hand, mag er ihn schon nicht mehr weitertragen, und schleudert er ihn fort, ist er sorgloser geworden. Aber Sylvester hatte eine schwere Sorge. Seine Geldmittel verringerten sich schnell. Die dreitausend Taler, die er hatte schicken lassen, waren verbraucht. Er verlangte einen Kreditbrief auf zehntausend Taler und berechnete, daß er ihn nach drei Monaten erschöpft haben würde. Eine gleichgroße Summe lag nicht mehr bereit. Ein Bankier riet ihm, Börsenpapiere zu kaufen, doch er fand das Geschäft zu unsicher und zu langwierig. In der Neujahrsnacht kam er in Begleitung mehrerer junger Engländer in ein Haus, wo Bakkarat gespielt wurde. Er beteiligte sich

am Spiel und gewann neunzehnhundert Franken. Acht Tage später ging er wieder hin und gewann über viertausend Franken. Nach einiger Zeit wollte er zum drittenmal sein Glück versuchen, aber da verlor er. Es waren zwar nur dreißig Goldstücke, aber der Verlust ärgerte ihn, und er wollte ihn am andern Tag wieder einbringen. Er verlor. Nun hatte er keine Ruhe mehr und wähnte, das Glück erzwingen zu müssen. Allnächtlich saß er bis gegen die Morgenstunde am grünen Tisch, ruhiger als alle anderen Spieler und von einer seltsamen Neugier erfüllt, zu erfahren, wann das Mißgeschick aufhören würde, ihn zu verfolgen.

Nach Verlauf eines Monats hatte er zweiunddreißigtausend Franken verloren. Um seine Schulden tilgen zu können, mußte er das ganze Depot erheben, das sich noch in Würzburg befand. Darauf schrieb er an den Inspektor nach Erfft, es müsse eine Anleihe aufgenommen werden, ein ihm bekannter Agent in München, an den er sich gleichfalls brieflich wandte, sollte dazu behilflich sein. Unter großen Schwierigkeiten wurden zwanzigtausend Taler flüssig gemacht. Sylvester spielte trotzig weiter, und in einer Woche verlor er die Hälfte dieser Summe. Nun erkannte er das Vergebliche seines Eigensinns, und da ihn nicht so sehr die Leidenschaft als der Wille beherrscht hatte, das dumme, blinde Ungefähr zu lenken, bedurfte es nur eines Entschlusses, um ihn von seinem verhängnisvollen Weg abzubringen. Freilich trug dazu ein Ereignis bei, das auch wie ein Spiel begonnen hatte, aber mit Trauer und Vernichtung enden sollte.

Durch einen jungen Marineoffizier, den er im Salon der Prinzessin Mathilde kennengelernt hatte und der ihm eine herzliche Freundschaft entgegenbrachte, war er in das Haus des Lords Albany gekommen. Lord Cecil Albany war ein Mann von ungeheurem Reichtum, der es liebte, die Wintermonate in Paris zu verbringen, und sich durch seinen Aufwand in großen Respekt gesetzt hatte. Er hatte in der Rue St.

Honoré einen Palast gemietet und sah jeden Abend die vornehme Welt bei sich. Doch geschah dies nur seiner Frau zuliebe, er selbst war ziemlich menschenscheu und die ihn näher kannten, schilderten ihn als einen trockenen, hochmütigen und rohen Patron. Lady Evelyn war eine echte Engländerin, schlank, anmutig, äußerlich kühl, doch in irgendeiner Art heimlich besessen. Es war eine unverhehlte Tatsache, daß sie den Lord wider ihren Willen und nur auf den Befehl ihrer Eltern geheiratet hatte. Sie hatte erklärt: Wenn man mich zu dieser Ehe zwingt, so werde ich alles tun, um mich zu rächen. Das Zusammenleben mit Lord Cecil bestärkte ihre Abneigung, und es galt für ausgemacht, daß sie ihren Gatten betrog. Doch ging sie dabei mit List und Heimlichkeit zu Werke, und der Lord hatte bis jetzt nicht die geringste Ursache gehabt, sich über sie zu beklagen.

Sylvester fand sogleich den Ton, der ihrem romantischen Wesen zusagte, er gewann ihr Vertrauen, und nach kurzer Zeit standen sie im innigsten Einverständnis. Sie ergötzte Sylvester, und er konnte sie nicht ganz ernst nehmen, obgleich er das Pflanzenhafte an ihr wahrnahm, das allerdings nur in dieser besonderen Atmosphäre eines Treibhauses gedeihen konnte.

Seit sie seine Geliebte war, besuchte sie ihn in seiner Wohnung; nun geschah es aber, daß Lord Cecil nach London reisen mußte und seine Rückkehr erst für das Ende jener Woche in Aussicht stellte. An einem Abend ging Sylvester zu Lady Evelyn, und die Vorsicht vergessend, die sie beide bis jetzt beobachtet, blieben sie bis weit über Mitternacht beisammen. Als Sylvester durch den beleuchteten Flur zum Tor schritt, wurde die Nachtpforte gerade von außen geöffnet, und zu seinem peinlichen Erstaunen sah er Lord Albany hereintreten. Der Lord stutzte, griff aber dann nach seinem Hut und grüßte Sylvester mit außerordentlicher Höflichkeit. Darauf wandte er sich zur Treppe, und Sylvester verließ ziemlich beruhigt das Haus.

Indessen rief der Lord sämtliche Diener und Dienerinnen herbei, bedeutete ihnen, im Vestibül zu warten, forderte von

einem der Mädchen ein gewöhnliches Kleid, und nachdem er es erhalten und über den Arm geworfen, betrat er das Schlafzimmer seiner Frau. Er brauchte keinen andern Beweis ihrer Schuld als den Umstand, daß sie im Bette lag. Mit eisigem Gesicht befahl er ihr, sich zu erheben, warf ihr das Gewand hin und hieß sie es anzuziehen. Sie gehorchte zitternd. „Nur wenn Sie augenblicklich das Zimmer und augenblicklich mein Haus verlassen, können Sie sich eine körperliche Züchtigung ersparen," sagte er. Sie sah ihn an und wußte, daß sie nichts zu hoffen habe. Sinnlos vor Scham und Angst eilte sie hinaus, durch das Spalier der regungslosen Dienstleute hinunter auf die Straße. Lord Cecil sperrte das Tor hinter ihr zu und bewachte es eine Stunde lang, um zu verhüten, daß einer von den Leuten ihr folge und Hilfe leiste.

Erst drei Tage später gelangte die Kunde dieses Vorfalls zu Sylvester; da Lord Albany selbst sich in Schweigen hüllte, konnte das Gerücht nur durch die Mitteilungen der Dienerschaft in die Welt dringen. Man war entsetzt, man schüttelte den Kopf, und die Gespräche erschöpften sich in ausschweifenden Vermutungen. Sylvester war froh, daß nirgends sein Name genannt wurde, aber der Gedanke an das Schicksal der unglücklichen Evelyn verfolgte ihn beständig. Daß sie nicht zu ihm gekommen war und keine Nachricht gab, zeigte, daß auch sie das Spielerische und Haltlose ihrer gegenseitigen Beziehungen empfunden hatte, und seine Sorge um sie verdoppelte sich. Nach einigen Wochen erzählte ihm der Marineoffizier, Lady Evelyn habe Mittel gefunden, nach Essex zu kommen, wo ihre Eltern wohnten, habe sich ihrem Vater zu Füßen geworfen, sei aber von diesem mit großer Härte abgewiesen worden, da in den Augen eines anständigen Engländers ein Ehebruch unauslöschlichen Makel mit sich bringe und eine Frau, die solcher Sünde überführt worden, von der menschlichen Gesellschaft verstoßen und auf ewig gebrandmarkt werden müsse. Einer ihrer Brüder hatte ihr aus Mitleid

eine geringe Summe Geldes zugesteckt, und damit sei Evelyn nach London gegangen, wo sie ein unstetes, ja, wenn man den Versicherungen des Sir Randolph Canning, eines Vetters von Lord Albany, glauben wolle, verworfenes Leben führe. Sir Randolph behaupte nämlich, sie sei jede Nacht in einer berüchtigten Opiumkneipe im Norden der Stadt zu sehen.

Es kam der Juni, und Sylvester ließ sich von seinen englischen Freunden überreden, mit ihnen nach London zu gehen. Er entschloß sich um so leichter dazu, als er in den Pariser Zirkeln plötzlich eine feindselige Haltung gegen seine Nationalität spürte, eine Gespanntheit und zunehmende Kälte, die er sich nicht erklären konnte und die jedenfalls auf gewissen politischen Machenschaften und Hetzereien beruhte. Eines Abends, im Foyer der Oper, stellte er den Herzog von Montmorency zur Rede, der in seiner Gegenwart eine spöttische Bemerkung über die „Prussiens" gemacht hatte, und es wäre zum Duell gekommen, wenn nicht einsichtige Vermittler den Streit geschlichtet hätten. Ebenjener Sir Randolph, ein jüngerer Sohn des Lord Wincheſter, lud ihn ein, die Herbstmonate auf seinem Schloß in Bangor an der Irischen See zu verbringen. Er versprach es.

Schon die ersten Londoner Tage zogen ihn in eine verwirrende Geselligkeit, und die Anforderungen wuchsen mit der Bereitschaft, sie zu erfüllen. Eines Morgens nahm er eine Zeitung zur Hand, und sein Gesicht verfärbte sich, als er unter den Todesanzeigen die Nachricht vom Hinscheiden der Lady Evelyn Albany las. Lord Cecil verkündete es in Ausdrücken geziemenden Schmerzes und teilte mit, daß sich die Leiche in seinem Haus am Trafalgar Square befinde und er daselbst die Kondolenzvisiten annehmen werde. Noch am Vormittag erhielt Sylvester den Besuch eines jener Alleswisser, die über die Ereignisse in der großen Welt genau unterrichtet sind und vernahm von ihm, daß man die arme Evelyn vor zwei Tagen

gegen Morgengrauen in einem Elendsviertel bewußtlos auf der Straße gefunden habe. Sie sei ins Hospital geschafft worden, habe dort nur noch ihren Namen flüstern können und dann sei ihre Seele entflohen. Lord Cecil wurde verständigt; dem Tod gegenüber zeigte er sich wenn auch nicht versöhnt, so doch der äußeren Pflichten seiner Stellung eingedenk; durch ihren Tod wurde die grausam in den Schlamm des Lebens hinabgeschleuderte Evelyn wieder zur Lady Albany, und alles was geschehen war, seit sie sich entwürdigt, wurde einfach als ungeschehen betrachtet.

Sylvester zögerte lange, bis er den Entschluß faßte, in Lord Cecils Haus zu gehen. Aber er glaubte es dem Andenken Evelyns schuldig zu sein, ihrem irdischen Rest einen Abschiedsgruß zu erweisen. Er wählte eine Stunde, wo er sicher war, daß man unter vielen Leuten seine Anwesenheit nicht beachten würde. Jedoch seine Erwartung traf nicht zu. Als er in den Saal kam, in welchem die Tote auf einem mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Katafalk lag, waren die meisten Besucher schon weggegangen, und einige Personen, die flüsternd in einer Ecke des Raumes standen, waren ebenfalls im Begriff, sich zu entfernen. Sylvester trat an den Sarg und blickte in das ergreifend zerstörte, unendlich abgehärmte Antlitz, dessen starre Ruhe zu trügen schien, dessen Blässe phosphorisch leuchtete. Während er noch niederschaute, sah er dicht neben sich Lord Cecil Albany. Der Lord hatte die Hände auf dem Rücken, wandte Sylvester den Kopf langsam zu und sagte mit heiserer Stimme: „Sie war schön, nicht wahr?" Sylvester zuckte zusammen, die Augen des Lords verdrehten sich unheimlich, als er seine Worte wiederholte: „Sie war schön, nicht wahr?"

Da senkte Sylvester die Stirn, kehrte sich um und ging schweigend hinaus.

Seiner selbst überdrüssig sein ist schrecklicher als sterben. Jeder Gedanke wird Anklage, das Herz erstickt in Melancholie, der Schritt spottet seines Zieles, nur Ekel saugt das Auge aus den Dingen, die Hand, wonach sie auch greift, sie hält nichts, der Mund mag nicht mehr reden, das Ohr nicht hören. Sich auskleiden am Abend, sich anziehen am Morgen, wozu? Und die Menschen, was soll ihre Eile frommen, ihr Gelächter, ihr Nein und Ja, ihr Schön und Häßlich; wie zwecklos dies Anzünden von Lichtern und Auslöschen von Lichtern, dies Abreisen und Wiederkommen, der Schmuck von Wänden, die Zierat der Städte, all dies Vergebliche, ach, so furchtbar Vergebliche!

Unheilvoller als vor Monaten in der Heimat gewann diese Stimmung Macht über Sylvester. Er blieb tagelang in seinem Zimmer, schloß die Läden zu und lag in der Dunkelheit. Jedes fremde Gesicht war ihm unerträglich und jeder Laut von der Straße verstörte ihn. Wenn der besorgte Adam an die Türe pochte, antwortete er zuerst überhaupt nicht, dann übermannte ihn der Zorn und er befahl ihm unter Schimpfworten, sich zu trollen. In später Nacht ging er aus, um zu essen, und kehrte oft hungrig wieder heim. Am liebsten weilte er am Fluß, in später Nacht, beugte sich über ein Brückengeländer und sah zu, wie das Wasser floß und Barken und kleine Dampfer dahinglitten. Er wollte sich nicht Rechenschaft darüber geben, was er unterlassen. Er war nicht gewohnt, über sich nachzudenken. Sein Schmerz hatte nichts mit seinen Handlungen zu schaffen, obwohl er sich klar darüber war, daß er nichts Gutes und Heilsames, sondern nur Schädliches und Schlechtes durch sie hervorgebracht hatte. Erinnerte er sich an die Begegnungen der letzten Zeit, an die Abenteuer und Verstrickungen, so fand er sich um so leerer und kälter, je deutlicher er sie vergegenwärtigte, und Evelyns bleiches Totenantlitz hatte nur einen Flammenschein in die Kälte und

Armut seiner Brust geworfen wie eine Fackel in die Ruine eines Hauses. Sein Schmerz strömte aus dem allertiefsten Grund des Lebens, und mit ihm stieg zuweilen eine unermeßliche Sehnsucht empor, in deren Umklammerung er sich ohnmächtig hinschleppte.

Einmal träumte ihm, er sei mit Adam Hund von Erfft aufgebrochen. Sie ritten durch den Wald, Adam mit einer brennenden Fackel voraus. Es ist eine stürmische Nacht, die Zweige krachen, seufzend biegen sich die Stämme. Eine Regenflut prasselt nieder und verlöscht die Fackel. Die undurchdringliche Finsternis tötet alle Hoffnung in Sylvester, er kann nichts denken als das eine: nur nicht zurück, nur nicht mehr nach Hause. Er spürt den warmen Leib des Pferdes und vernimmt Adams häufigen Zuruf, der sich seiner Nähe versichert. So irren sie viele Stunden lang umher, und als der Morgen graut, fangen die Pferde an zu wiehern, und Sylvester gewahrt durch Nebel und Regen hindurch sein Haus. Darüber empfindet er eine solche Verzweiflung, daß er sich über den Hals des Pferdes beugt und ihm ein Messer in die Brust stößt. Ein Blutstrahl quillt auf, steigt immer höher empor und leuchtet wie Feuer. Adam ist verschwunden, das Haus ist leer, Sylvester sucht und weiß nicht wonach, keuchend läuft er durch unbekannte Räume, die Luft ist rot von der Blutfontäne, er sinkt erschöpft zu Boden und erwacht.

Bei diesem Erwachen faßte er den Vorsatz, wieder unter Menschen zu gehen, damit die in seiner Nähe lebten, nicht das beständige Schauspiel selbstzerstörenden Tuns vor Augen hätten. Er rief Adam zum Rasieren, der schleppte mit heller Freude seinen Kasten herbei und behandelte Sylvester wie einen von Krankheit Genesenden; im übrigen war er schlecht auf England zu sprechen, weil er nirgends Suppe zu essen bekam, und nannte die Engländer traurige Hungerleider. Seine Gefräßigkeit wuchs im selben Maß wie seine zarteren Bedürfnisse schwanden.

Nur um die Zeit zu füllen ging Sylveſter am Abend ins Coventgarden-Theater, nicht weil Gabriele Tannhauſer dort ſang. Um ſo unerwarteter war der tiefe Eindruck, den ſie auf ihn machte. Zwei Tage ſpäter traf er ſie auf einem Rout bei der Herzogin von Devonſhire. Sie gewahrte ihn, als er unter die Türe trat, ſchien ſich ſeiner zu erinnern und lächelte ihm flüchtig zu. Da ſie von Bewunderern umlagert war, verſchmähte er es, zu ihr zu dringen. Es fiel ihm auf, daß ſie ſich ganz und gar nicht als Dame gab, ganz und gar nicht als Stern für eine entzückte Menge, aber er vergaß nicht, wie ſchlank und fein ſie daſtand, ſpärlich in Geſten und wachſam hinter ihren beſonderen Verſchleierungen.

Die vielfachen Wege des geſellſchaftlichen Lebens hatten Stationen, auf denen man ſich immer begegnete. Schon am andern Tag ſah er Gabriele auf einem Ball bei Lady Tankarville wieder und am darauffolgenden bei einem Diner im Hauſe des Lord Keith. Sie hatte großen Erfolg in London, alle jungen Männer lagen ihr zu Füßen, und ehrwürdige Granden des Reichs gehörten zu ihren Anbetern. Sie ſchien es kaum zu merken. Die Laſt der Verpflichtungen, die ihr der Ruhm auferlegte, bedrückte ſie. Sie klagte gegen Sylveſter, daß ſie unter dem Klima leide. Er riet ihr körperliche Bewegung an, empfahl ihr zu wandern, zu reiten und machte ſich erbötig, ſie bei Ausflügen zu beſchützen. „Ich bin ein armer Sklave," antwortete ſie, „ich kann mein Joch nicht abtun." Im Herbſt wolle ſie ſich erholen, ſagte ſie; ſie ſei von den Cannings eingeladen, nach Bangor zu kommen, und habe die Abſicht, einige Wochen dort zuzubringen. Es berührte ſie nicht unangenehm, als Sylveſter ihr mitteilte, daß auch er in Bangor ſein werde. Sie fand Gefallen an der Unterhaltung mit ihm. Sein offenes, geiſtig durchwühltes Geſicht hatte ihre Sympathie erweckt.

Sylveſter hatte eine alte Freundin in London, eine Frau von Rhynow, die Gattin eines Konſuls. Sie war förmlich

verliebt in Gabriele, der sie in dem fremden Land viele Dienste leistete, und da sie ein Vergnügen daran fand, Menschen zusammenzubringen, die sie gern hatte, lud sie Gabriele und Sylvester häufig zur Teestunde ein. Übertriebenes Zartgefühl ließ sie glauben, daß das harmonische Gespräch der beiden durch ihre Gegenwart gestört werde, und so ging sie meist aus dem Zimmer, nachdem sie ihre Gäste bewirtet hatte. Die Zurückgelassenen mußten ihre Situation scherzhaft nehmen, wenn sie ihnen nicht verfänglich scheinen sollte.

Gabriele war ohne Arg, auch gegen sich selbst. Sie war der Nähe eines Menschen froh, der fest in seiner Welt stand und ihre Empfindlichkeit gegen dieselbe Welt milderte. Sie durfte immer wieder in ihre Einsamkeit zurückkehren, sie hatte die Sicherheit, sich nicht verlieren zu können und als sie erfuhr, daß er verheiratet sei, wuchs ihr Vertrauen gegen ihn, ein mädchenhafter Zug und ein philiströser zugleich. Sylvester betonte sein Gefühl der Freundschaft; er sagte, daß sein Herz müde sei, und er glaubte es. Der Magnetismus, den zu erproben er ausgezogen, er spürte ihn nicht mehr; er hatte ihn verschwendet, in Kleinmünze zerstückt. Er hielt sich für unfähig, zu entflammen und unfähig, entflammt zu werden. Wenn er Gabriele vor sich sah, in der Herrlichkeit einer Jugend, die sie wie eine Bürde trug, wenn er in ihre Augen blickte, in denen unbewußt und ergreifend die Schönheit der Bereitschaft war, dann dünkte ihm Resignation natürlich und anständig.

In dieser stolzen und ergebenen Stimmung schrieb er an Achim Ursanner, an den er sich jetzt zuweilen wie an einen heimlichen Boten wandte: „Daß ich in meiner Zeit lebe, ist mein Schicksal; daß ich sie betrachte, enthält schon einen Triumph über das Schicksal. Vor ihr stehe ich wie vor einem Spiegel. Sie atmet mir die Welt entgegen, sie zeigt mir die Menschheit in dem Augenblick, wo ich es vermocht habe, mich ihr zu entziehen. Meine Selbstbesinnung ist mein Sieg über die Zeit. Ich kann die Augen schließen, und Welt und Zeit

strömen in mich hinein, kein einzelnes hat mehr Gewalt über mich, ich habe die Gewalt des Träumers über das Ganze. Ich möchte mich mit einem Trauernden vergleichen, der in unzugänglicher Abgeschlossenheit haust, dennoch sich gehetzt, bedroht, aufs äußerste beunruhigt fühlt, und der gerade in der Sekunde der letzten Hoffnungslosigkeit einen zauberhaften Trost empfängt, so daß seine Stirn, von der neuen Morgenröte berührt, einen Schein mystischen Entzückens ausstrahlt, während die Brust noch in einer poesielosen Finsternis begraben ist."

Aber Sylvester irrte sich. Die ganze Weisheit war gewünschtes Mißverständnis dessen, was in ihm vorging. Lockte ihn nicht die Gebärde, mit der die Freundin nach einer Notenrolle griff? Und jene, mit der sie die Arme hob, um den Schleier zu binden? Und jene halb fürstliche, halb zaghafte, mit der sie eine Tür öffnete? Gab nicht ein schelmisches Lächeln, ein verstohlener Blick Stoff zu Grübelei? Folgte nicht die Phantasie der schlanken Gestalt in ihr Alleinsein? Belauschte sie nicht die Gedanken hinter der eigentümlich gefesselten Stirn des Mädchens? War nicht sein Gleichmut erheuchelt, spürte er nicht, wie er sich wandelte, seinen Bindungen entfloh, seiner Gewißheit entschlüpfte?

Als sie bei Lady Jersey Polens Klage von Chopin sang, dieses Lied, in dem eine von Visionen umschauerte Melodie aus der von leidenschaftlichem Kummer verdüsterten Begleitung emporsteigt wie eine Liebende, die sich krank vom Lager erhebt, um noch einmal den Geliebten zu umarmen, empfand er zum erstenmal die Scham, mit der man einen heimlichen Besitz zum öffentlichen Gut werden sieht, und er hatte Mühe, sein eifersüchtiges Fieber zu verbergen. Ihm war als entkleide sie sich und wisse es nicht, werfe sich hin vor die allgemeine Gier, geschändeten Herzens, sie, die das züchtigste besaß. An jenem Abend ging er nach Hause wie ein Betrunkener, ließ die Lampe brennen bis es Tag wurde, hatte die Augen offen und vermochte nicht zu denken.

Er hatte bis zu dieser Stunde gehandelt und sich betragen als ein Mann, der frei ist, den keine Pflicht kettet, keine Rücksicht lähmt; er hatte sich losgelöst von Weib und Kind, hatte nicht geschrieben, ihrer kaum gedacht und zehn Monate lang ein Leben geführt wie wenn die zehn Jahre vorher nur die Episode einer Nacht gewesen wären. So tief sein verspätetes Staunen war über das mondsüchtige Dahinstürmen, das Freveln ohne Verantwortung, die Existenz ohne Erinnerung und ohne Güte, so scharf erkannte er auch, daß der Wille zur Rückkehr ihn trotzdem beherrscht hatte, das Bewußtsein, daß der dunklen Wanderung ein unverrückbares Ziel gesetzt sei. Jetzt aber verlangte ihn nach wirklicher Freiheit. Er kämpfte gegen Agathe. Er bäumte sich auf gegen ihre stumme Forderung. Ihre Verlassenheit erweckte nicht seine Reue, sondern seinen Haß. Der Schein von Recht, mit dem sie ihn anklagte, erbitterte und die Macht, die sie plötzlich von fernher über sein Gemüt ausübte, erzürnte ihn. Doch als der erste Strahl der Morgensonne ins Zimmer fiel, erfaßte ihn Schrecken und Zerknirschung; noch kann ich die Gefahr abwenden, sagte er sich; es gibt in jedem Schicksal einen Augenblick, wo der Geist sich um seine letzte Freiwilligkeit betrügt, ich will diesen Augenblick nicht versäumen; ich will abreisen, ich kann es noch, ich würde lügen, wenn ich einen Zwang vorschützte, wo nur Schwäche ist.

Er sprang auf mit dem Entschluß zu packen. Adam zu rufen war es noch zu früh; doch wollte er alles für ihn zusammenlegen, dann konnten sie mit dem Vormittagszug nach Dover fahren. Beim Öffnen einer Lade erblickte er den Schuh der schönen Rahel, den er damals auf der Treppe gefunden. Die Erinnerung an ein Feuer, das von der Zeit gelöscht worden ist, überhaucht die Vergangenheit mit Todeskälte. Mutlos warf sich Sylvester aufs Bett, und auf einmal entsann er sich einer Menge von häuslichen Unannehmlichkeiten: es ist ein Wintermorgen, und im Frühstückszimmer raucht der Ofen durch eine zersprungene Kachel; er kehrt hungrig von der Jagd

zurück und muß warten, weil die Köchin einen Streit mit dem Inspektor gehabt hat; in Dudsloch hat ein Knecht Holzdiebstähle verübt und man muß die Polizei benachrichtigen; Schwager Eggenberg hat seinen Besuch angemeldet, und im ganzen Haus riecht es nach Sauerkraut, das die Leibspeise des Majors ist; all das ist so klein, so nüchtern, so wohlbekannt, so langweilig, so häßlich. Seufzend schlief er ein.

Gegen Mittag weckte ihn Adams Pochen. Ein Brief mit Antwortbitte war da. Sylvester kannte Gabrieles große, eckige Schrift noch nicht, aber mit klopfendem Herzen entfaltete er das Papier. Sie schrieb ihm, daß sie sich für den Nachmittag frei gemacht habe und gern einen Spaziergang mit ihm unternehmen möchte; sie habe auch Frau von Rhynow dazu gebeten, die sei jedoch verhindert.

Adam starrte verwundert auf die im Zimmer herrschende Unordnung, denn Sylvester hatte schon Kleider und Wäsche aus den Behältern genommen. „Bring nur alles wieder an seine Stelle," befahl Sylvester kurz.

Sie gingen durch den Park von Richmond.

Unter freiem Himmel haben die Menschen ein wahreres Gesicht als in Räumen. Gabriele nahm mit jedem Schritt die Natur als Geschenk hin. Sylvester mußte an Agathe denken, an Agathes Entzücken, solange sie empfänglich, an ihre Verdrossenheit, wenn sie müde war. Gabriele hatte eine sanfte, gedankenvolle Ruhe. Sie lauschte seinen Worten, als ob sie ein Wechsel von Licht und Schatten wären, nicht wie Agathe, die allzu wach das Wort wie ein lebendiges Ding ergriff und sich von ihm reizen und steigern ließ. Wie sehr liebte er die Sanftmut an den Frauen; Sanftmut trägt das Feuer innen; die Erde ist sanft mit ihrem glühenden Kern, der dunkle Nachthimmel durch sein verborgenes Licht. Schon in frühen Tagen hatte er das Bild der sanften Frau umworben,

und nun wußte er erst, was ihm an Agathes Seite gefehlt, die keine Nachgiebigkeit kannte, ganz auf Wille und Tat gestellt war und sich nur in selbstsüchtiger Träumerei vergessen konnte.

Gabriele fühlte, daß eine unsichtbare Dritte mit ihnen ging. Es lag ihr nah zu fragen. Wunderliches Spiel des Einandererratens; während sie einen Weg zur Frage suchte, äußerte Sylvester, es sei ihm aufgefallen, daß sie so selten Fragen an ihn richtete. Sie lächelte und wollte wissen, ob ihm dies für einen Mangel gelte; es sei wahr, sie könne nicht fragen, sie habe es nie gelernt. „Der Mensch ist da, um zu fragen," entgegnete er, und sein Blick bat sie um eine Frage. Sie standen unter einem riesenhaften Nußbaum; die Sonne ging unter und das Grün der Rasenflächen überzog sich mit süßen, violetten Tönen. Durch die sommerlich feuchte Luft schwangen sich Schwalben in veränderlichen Bogen. Wieder lächelte Gabriele und sie fragte also: warum er so ruhelos sei? Er schwieg. Sie lächelte zum drittenmal; sie begriff, daß die Frage zu allgemein gewesen und sammelte Mut für eine begrenztere: warum er niemals von seinem Haus, von seiner Frau, von seinem Kind spreche? Er errötete. „Davon zu sprechen bindet mich," antwortete er mit gesenkten Lidern, „ich will aber frei sein."

„Man ist nicht frei in einer Ehe," sagte Gabriele sehr ernst.

„Man kann aber frei werden, oder nicht?"

„Nein. Man kann niemals frei werden," beharrte Gabriele mit demselben Ernst; „ist eine Ehe nicht vor Gott und vor der Menschheit geschlossen?"

„Was reden Sie da, Gabriele!" rief Sylvester unmutig. „Das ist Pfaffenmoral."

„Nein. Es ist Blutgesetz."

„Blutgesetz? Also Leibeigenschaft?"

„Vielleicht Leibeigenschaft; so muß es vielleicht sein. Zuviel ist vom einen Teil im andern Teil, zuviel Unauslöschliches ist geschehen."

„Aber ich liebe Agathe nicht," wandte Sylvester beklommen ein.

„Ob Sie Agathe lieben oder nicht lieben, das ist gleich," versetzte Gabriele, und ihre Wangen erglühten. „Die Ehe steht über der Liebe. Sie steht deswegen über der Liebe, weil sie zwei Menschen vereinigt. Aus eins kann man nicht mehr zwei machen. Und wenn Sie Agathe auch nicht lieben, sie ist in Ihnen drin, Sie können nicht leben ohne sie. Sie können ihr untreu sein, aber Sie können nicht Liebe finden ohne Agathe. Sie ist immer da, wo Sie sind, immer, immer. Wäre sie nur eine Frau, so wäre das Band zerreißbar; doch sie ist Mutter, und zwischen euch wächst ein Kind, und dem seid ihr verfallen beide."

Es war Sylvester zumut als habe er für ewige Zeiten seine Seligkeit verloren. Er schaute verzweifelt vor sich hin.

Da es zu dämmern begann, gingen sie zur Chaussee, wo der Phaethon wartete. Sie stiegen ein, und Gabriele schmiegte sich in die Ecke. In ihren Augen brannte noch die Flamme der Beredsamkeit; die ionisch geschwungenen Lippen hatten einen Ausdruck von beseelter Kraft. Sylvester griff nach ihrer Hand, und sie überließ ihm die Hand, befangen zwar, doch ohne Mißtrauen. Plötzlich glitt er auf die Knie nieder und drückte ihre Finger an seinen Mund. Hastig flüsternd befahl sie ihm, aufzustehen. Er gehorchte und nahm wahr, daß sie zitterte. Ihr Gesicht wurde totenbleich. Er atmete in schweren langen Zügen und umfing sie; ihre stählerne Brust tobte gegen seine Arme; ihr wilder Blick flüchtete in die Landschaft hinaus, die wie gefärbtes Wasser vorüberrann. Auf einmal wurde alles weich an ihr, der Kopf fiel ihm zu wie geknickt, die Augen schlossen sich, die Lippen suchten seine, Schmerz und Glück waren ein einziges Gefühl, ein kurzes nur, und als sie sich aufrichtete, war dieses schon Verbot, und jener strömte aus unheilbarer Wunde. Sie saßen schweigend nebeneinander; er hielt noch ihre Hand, deren Pulsschlag sein Geschick besiegelte.

Gabriele entzog sie ihm nicht, denn es war Abend geworden. Beim Abschied grüßte sie ihn nur mit einem Blick.

Als Sylvester nach Hause kam, sah er neben der Lampe das Bild Silvias stehen, ein Miniaturporträt, das er vor zwei Jahren in München nach einer Photographie hatte anfertigen lassen. Da er sich nicht erinnerte, es mitgenommen zu haben, auch während seiner Reisen es nie bemerkt hatte, fragte er Adam verwundert, wie er dazu gelangt sei, und Adam erwiderte, er habe es beim Aufräumen in einer Schatulle gefunden. Sylvester setzte sich an den Tisch; während er spürte, wie sein ganzer Körper gleichsam hinuntergerissen wurde in eine Flut von Leidenschaft, betrachtete er das Bild des schönen Wesens, und sein Auge schien ängstlich zu fragen: bin ich dir wirklich verfallen, Silvia? So übermächtig war diese Leidenschaft, daß er in geheimnisvoll verbrecherischem Trotz eher den Tod des geliebten Kindes erdenken konnte als den Verlust Gabrieles.

Es wurde Schicksal.

Sie schrieb ihm: „Wir dürfen uns nicht mehr sehen." Am Schlusse stand aber: „Helfen Sie mir." Da wußte er genug und küßte sein eigenes Spiegelbild wie ein Narr.

Er ging zu ihr. Sie wohnte in einem Landhaus in Twickenham. Anna Ewel führte ihn in den Garten, wo Gabriele saß, die Hände über den Knien verschränkt. Sie empfing ihn kühl. Er hatte vieles sagen wollen, nun war es schal im voraus. Ihre Härte verletzte ihn; er erhob sich, um zu gehen; da machte sie eine erschrockene Bewegung mit dem Arm, und ihr Gesicht bebte vor Bestürzung. Sie zwangen sich zu ruhigem Gespräch, aber mit jedem Wort wurde die Kette enger, die sie umschlang.

Sie trennten sich wie Fremde. Sylvester hatte nicht die Kraft, in seine Behausung zurückzukehren. An der Landstraße war ein kleines Gasthaus; er ließ sich ein Zimmer geben,

warf sich dort auf das Sofa und haderte stumm. Als es Abend wurde, zündete er zwei Kerzen an, verlangte Briefpapier und schrieb an Agathe, zum erstenmal seit zehn Monaten. „Ich bin deiner Nachsicht gewiß. Du hast Rechte auf mich, aber laß sie mich nicht fühlen. Du hast Grund, mich zu verdammen; tue es nicht. Ich möchte an dich als an eine Freundin denken. Ich möchte an dich glauben als an einen Menschen, der mich liebt, ohne meine Person als Einsatz zu fordern. Du warst mir sehr nah in den letzten Tagen. Ich suchte dich und mied dich, ich fürchtete dich und brauchte dich. Ich bin hilflos, wenn ich dich feindselig weiß, und stark, wenn du mich billigst."

Solche Töne hat die Lüge nicht. Sylvester hatte nicht gewußt, was ihm Agathe war. Nicht an die Gattin wandte er sich, nicht an die Gefährtin, auch nicht an die Mutter seines Kindes, sondern an die Richterin über sein Leben.

Als er Gabriele im Wagen geküßt, hatte ihn noch Eitelkeit getrieben und Eroberungslust erfüllt. Es war wie wenn der Beginn dieses Kusses noch Spiel gewesen wäre, sein Ende aber schon Unwiderruflichkeit enthalten hätte. Und nicht bloß für ihn. Gabriele war so neu, so wahr, daß jene flüchtige Berührung entscheidend für sie blieb. Sylvester erkannte es wohl; der Sammet der Frucht ist noch unversehrt, sagte er sich beglückt, ein Beweis, daß das Zarteste in der Natur auch das Stärkste ist. Aber er ahnte nicht, daß ihre äußere Kälte eine sehnsüchtige Glut verbarg, ihre Schweigsamkeit ein unbeirrbares Gefühl, ihr fliehender Blick ein für immer ergriffenes Herz.

Sylvester kannte diese Seele nicht. Er glaubte, bürgerliche Feigheit machte sie zurückhaltend. Er hatte zu viele Frauen kennengelernt, um noch reinen Instinkt zu besitzen. Er sah das geliebte Mädchen in allen Gestalten und Verwandlungen, die sein Argwohn, seine Ungeduld, seine bösen und guten Träume heraufbeschworen. Er schlief nicht mehr. Er konnte

stundenlang liegen und nur an ihre Hand denken; er hörte nur ihre Stimme, wenn Menschen sprachen; er sah nur sie gehen, wenn Menschen gingen; er spürte nur sie, wenn Gegenstände seine Haut berührten. Jeder Tag ohne sie war gespensterhaft, jeder Abend ein Leiden, jede Nacht ein Alpdruck. Er flüsterte ihren Namen in die Luft, um den Klang zu vernehmen, es gab nichts in der Welt, was er nicht in Beziehung zu ihr setzte, und wenn andere Leute von ihr redeten, zuckte er zusammen wie ein Verbrecher bei der Erwähnung seiner Übeltat. Die Leidenschaft erfüllte ihn von oben bis unten, ja sogar über dem Schatten lag sie, der ihn begleitete. Sie spannte ihn schmerzlich, sie machte ihn sich selbst verachtenswert, sich selbst wunderbar; die Wirklichkeit wurde zu einem Schemen, die Zeit etwas so Wahnvolles, daß er in Stunden der Trauer zehnmal starb, in Sekunden der Freude Ewigkeiten lebte. Seine ganze Existenz war eine Mischung von Torheit, Rausch und Fieber geworden, und wenn er drei Wochen zurückdachte, so dünkte ihn die eigene Person von damals ein fremdes, scheintotes Ding.

Es geschah, daß er am Abend nach Twickenham ging und vor Gabrieles Haus auf und ab wandelte bis der Morgen anbrach. Gabriele erfuhr es nie. Er war bei alledem so stolz, daß er durch vergebliches Werben sich nicht erniedrigen wollte. Einmal in einer schönen Nacht trat sie in einem weißen Gewand auf den Balkon und schaute zu den Sternen empor. Da war es, daß er mit überirdischem Schauer die Größe des Weltraums begriff. Er stand verborgen an einem Zaun und blickte zur Kassiopeia so wie sie; der Erdball hatte keine Geschöpfe mehr als ihn und sie, auf den feurigen Bahnen der Sterne begegnete er nur ihr allein.

Vergötterung ist ein schönes Wort; man muß viel von der Gottheit besitzen, um vergöttern zu können, und wenn der Vergötterte auch nicht zum Gott wird, erhoben, beschwichtigt und beseelt wird er doch. Gabriele spürte dies; es schien ihr

leichter zu gehen, müheloser zu atmen, aber an andern Tagen kam dann eine Lauheit über sie, eine kraftlose Schwermut; ihre Arme wurden träg, ihre Worte unbestimmt, ihr Geist bedrückt, und Menschen, denen gegenüber sie sich bisher heiter und frei gegeben hatte, nahmen die Veränderung wahr. Frau von Rhynow trat eines Nachmittags bei Sylvester ein und sagte: „Mein lieber Sylvester, was ist mit Gabriele vorgegangen? Sie ist nicht mehr dieselbe. Ich bin besorgt um sie. Merken Sie denn nichts?" Sylvester antwortete mit einem Blick, der alles verriet. „Um Gottes willen," begann die alte Dame zu jammern, „Sie wollen doch das Mädchen am Ende nicht zu Ihrer Geliebten machen? Das geht auf keinen Fall. Das wäre Tollheit, Schurkerei und kann nicht geduldet werden. Jetzt geht mir ein Licht auf, jetzt wird mir manches klar. Ich beschwöre Sie, teurer Freund, schlagen Sie sich das Mädchen aus dem Kopf, die ist zu gut für dergleichen." Sylvester stand am Kamin, seine großen Zähne blitzten, und er sah vor Blässe fast grau aus. „Sie können sich auch von Agathe nicht scheiden lassen," fuhr die Rhynow eifrig fort; „es gibt viele Frauen, bei denen ich mir vorstellen kann, daß man sich von ihnen scheiden läßt, bei Agathe nicht. Ich weiß nicht genau, warum, ich weiß nur, daß es unmöglich ist. Wer Agathe einmal gesehen hat, der weiß, daß es unmöglich ist. Und Sie wissen es auch."

Sylvester antwortete nicht; in matter Haltung auf der Seitenlehne des Sessels sitzend, verkrampfte er die Finger ineinander. „Mein armer Freund," sagte Frau von Rhynow, „ich verstehe alles. Wäre ich ein Mann, mir ginge es ebenso. Ich fordere nicht, daß Sie heute schon einen Entschluß fassen, aber wahren Sie Ihre Besonnenheit. Schonen Sie Gabriele."

Die wohlmeinenden Rater nährten stets ein Feuer, das zu löschen sie gekommen sind. Nun, wo es Gefahr bedeutete und Wächteraugen zu betrügen waren, achtete Sylvester keine Schranke mehr. Er schrieb sieben Briefe an Gabriele, die er

alle wieder zerriß; seine Phantasie gab dem Abenteuerlichen, dem Märchenhaften Raum, doch wenn er dann Gabriele vor sich sah, in ihrer lieblichen Unruhe, in ihrer scheuen Gespanntheit und wie sie immer wieder versuchte, sich dem finstern Element zu entziehen, dann stockte er verzweifelt und wußte keinen Weg mehr.

Er fuhr zum Rennen nach Epsom und erblickte sie auf einer Tribüne neben der Gräfin Shrewsbury. Sie hatte den Kopf zurückgewandt und sprach fröhlich mit einigen Herren, als sich ein ungewöhnlich schöner junger Mann im Reitkostüm zu der Gruppe gesellte. Sylvester kannte ihn vom Sehen, es war der Viscount Darrington, ein Jüngling von zwanzig Jahren mit einem Gesicht und einem Körper wie von Phidias gemeißelt. Sylvester stand unten im Gewühl und beobachtete jede Gebärde Gabrieles. Ihm wurde eiskalt, als sie dem jungen Menschen zulächelte, und als der Viscount, der sich am Herrenreiten beteiligte, ihre Hand beim Abschied länger als es nötig schien in der seinen behielt, legte sich ein purpurner Dunst über Sylvesters Augen. Wenige Minuten später begann das Rennen. Mit solcher Aufmerksamkeit, daß seine Lider kaum blinzelten, verfolgte Sylvester die Gestalt des jungen Edelmanns, der auf einem Grauschimmel bald unter den Vordersten über das Feld flog. Hundert Meter weiter überflügelte er den Ersten, und Sylvester war es als sei alles für ihn verloren, wenn jener als umjubelter Sieger ans Ziel gelangte. Er wünschte nicht, er befahl, daß der Jüngling zu Fall kommen möge, und in einer Art von Raserei sammelte er seine Gedanken in diesem Willen. Gleich darauf ertönte ein hundertfacher Schrei. Der Grauschimmel hatte vor dem letzten Hindernis versagt. Sylvester gewahrte wie im Schein eines Blitzes den Körper des Viscount in der Luft, dann eilten viele Menschen hinüber, um dem regungslos auf der Erde Liegenden beizustehen. Er hatte beide Arme gebrochen und aus seiner Nase rann Blut.

Das ist also möglich, fuhr es Sylvester schaudernd durch den Sinn, warum sollte es etwas Unmögliches geben? Sein schuldvoller Blick suchte Gabriele. Die Zuschauer auf den Tribünen hatten sich erhoben, und plötzlich sah er, wie sich Gabriele durch die Menge drängte; hastig und beklommen trat sie zu ihm, schob ihren Arm unter den seinen und bat, er möge sie in die Stadt bringen. Kaum saßen sie im Wagen, so fing es an zu regnen und nach einer Viertelstunde Wegs wurde aus dem Regen ein Wolkenbruch. Die Pferde scheuten ein paarmal, der Kutscher mußte absteigen und sie führen.

Gabriele schaute wie geistesabwesend vor sich hin; in seiner sonderbaren Verwirrung und inneren Not glaubte Sylvester, sie denke nur an den Viscount, während ihr dies und ihr ganzes gegenwärtiges Leben nur wie Wolkenziehen vorüberging. Sie sprach aber nichts, und in ihrem Schweigen war etwas Redeverbietendes. Sylvester hatte den Kopf gesenkt und ihm schien, als ob sein Herz in einer salzigen, brennenden Lauge zersetzt würde. Weshalb ist sie mit andern liebenswürdig, ja freudig erregt, grübelte er, und mir zeigt sie ein erstorbenes, verdunkeltes Wesen? Er hätte Ehre und irdisches Heil dafür gegeben, wenn er diese Frage an sie hätte richten können und Gabriele sie beantwortet hätte. Aber es lag eine unermeßliche Entfernung zwischen ihnen. Was bedeutete jedoch der Blick, als sie ausstieg, dieser volle, tiefe, strahlende, flehende, demütige Blick? Schon war sie im Eingang des Theaters verschwunden.

Sie spielte an diesem Abend zum letztenmal in der Saison. Es wurde der Barbier von Sevilla aufgeführt, und nach den Aktschlüssen glich das Theater einem mit brüllenden Tieren gefüllten Käfig. Als die Oper zu Ende war, ging Sylvester hinter die Kulissen. Anna Ewel geleitete ihn in eine Ecke, wo sich Gabriele vor den vielen Menschen versteckt hielt, die ihre Garderobe belagerten. Sie kauerte auf einem hölzernen Karren und aß eine Birne. Über das Kostüm der Rosine hatte

sie ein schwarzes Tuch geschlagen, und die weiße Haut des Nackens und der Büste leuchtete eigentümlich feucht. „Ich will nach Hause wie ich bin," sagte sie, „wir können das Theater unbemerkt verlassen, wenn wir durch den finstern Gang dort gehen. Meinen Mantel, Anna."

„Soll ich denn mitkommen?" fragte Sylvester. Sie nickte.

In der Villa draußen war ein Imbiß vorbereitet, aber Gabriele hatte keinen Hunger. Sie ließ Sylvester einige Zeit allein, dann kehrte sie in einem Gewand aus weichem, weißem Kaschmir zurück und setzte sich still an den Tisch. Die Fenster waren offen; schon herbsteten die Abende, und die Bäume hauchten einen zarten Modergeruch aus. Während er allein gewesen, hatte Sylvester eine Laute genommen, die an der Wand hing; er hatte sie betrachtet und es wunderbar empfunden, daß in dem Instrument unbekannte Melodien schlummerten, die er nicht hervorlocken konnte; wieviel wunderbarer dünkte ihn jetzt Gabrieles Anblick, dieser atmende Leib, aus dem die Gottheit Töne zauberte, welche die Armut der Menschen in Reichtum und ihre Nüchternheit in Überschwang verwandelten.

Seine Finger glitten zerstreut über die Saiten und erzeugten ein sanft vibrierendes Geräusch, dem einer fernen Windharfe ähnlich. Gabriele nahm ihm die Laute aus der Hand, rückte sie in vertrauter Weise zurecht, und ihre Züge hatten einen versonnenen Ausdruck, als sie einige dunkle Akkorde anschlug. Dann schüttelte sie entschlossen den Kopf und legte die Laute beiseite.

„Ich liebe dich, Sylvester," sagte sie, „du weißt es, daß ich dich liebe. Wie es gekommen ist, das kann ich nicht erklären; wozu auch, es muß nicht erklärt sein. Ich bin nur ein Weib, nicht besser und nicht schlechter als andere, und wie soll ichs verwinden, daß du es bist, gerade du, den ich liebe. Sprich mir nicht von Glück, tröste mich nicht mit Hoffnungen, sag nicht, daß ich vergessen soll und daß es Stunden gibt, die

ausgleichen, und daß man seine Lust aneinander haben kann, wenn auch morgen die Welt untergeht. Das ist alles nicht für mich. Sieh Liebster, du bist wie einer, von dem ich nur eine Hand halten kann, die andere ruht in der Hand einer andern. Die andere hat ihr Leben auf dich gesetzt, sie will und kann nicht von dir lassen, und könnte sie auch, bei mir würde sie erst lebendig werden für dich, du bist der Mann nicht, der ein lebendiges Geschöpf ins Grab wirft. Ich fühle ja, wie es um dich steht, aber ich kann nicht tun, was du verlangst. Nicht Agathes, nicht des Kindes wegen; wenn du bei mir bist und ich dich sehe, ist mir, als könnt ich darüber hinwegkommen; auch an dem, was man Ehre nennt, liegt mir dann nichts mehr. Aber ich will lieben, so wie man stirbt, ganz, ganz und ohne Rest. Und ich will geliebt sein so wie man untertaucht im Meer, tief ins Bodenlose. Wie soll ich das, Sylvester, bei dir, der ein böses Gewissen zu mir bringt? Widersprich mir nicht, sei wahr, in diesem Augenblick sei wahr gegen mich! Das böse Gewissen, es ist ja eigentlich das gute und edle Gewissen, dein Menschenherz, es würde dich immer zu mir treiben, aber nicht bei mir halten, und wir würden schlecht und müde. Und nun sag mir, was sollen wir tun?"

Sie hatte leise gesprochen, und als sie geendet hatte, schaute sie ihn voll schüchterner Erwartung an. Sylvester, ohne Schmerz noch Freude, in einem schwebenden Gefühl, erwiderte ebenso leise: „Ich habe dich gespürt, als ich noch in der Heimat war. Ich habe dich mit mir herumgetragen wie eine Schwangere den Schößling trägt, bis du wesenhaft wurdest, bist du erschienen bist. Ich habe andere genossen wie man Wurzeln verzehrt, wenn keine Speise da ist. Ja, ich will wahr sein; deine Worte sind das größte Unglück meines Lebens, denn du hast recht mit allem was du sagst. Was wir aber tun sollen, das weiß ich durchaus nicht. Nur daß ich ohne dich nicht existieren kann, weiß ich. Fliehen wir, Gabriele, geh mit mir auf ein Schiff, laß uns über den Ozean fahren, versuch

es mit mir, vielleicht zeigt es sich, daß deine Furcht unbegründet war —"

„Jetzt belügst du dich doch," unterbrach ihn Gabriele sanft. „Es gibt keine Freiheit durch Anmaßung, es gibt kein Recht, das einer nur für sich selber schafft. Freilich, es gibt Menschen, die solches zustande bringen, aber ich bin dazu nicht robust und du, Lieber, bist nicht phantasielos genug. Wir sind Menschen und müssen tun, was menschlich ist."

Dies sagte sie mit einer so unheimlichen Hoheit und Ruhe, daß Sylvester vor ihr erschrak.

„Es war mein Plan, morgen nach Bangor zu gehen," fuhr sie fort; „du hast geglaubt, daß wir in Bangor beisammensein könnten. Es darf aber nicht sein. Ich will ja nicht, daß wir uns nie wiedersehen sollen, wie könnt ich das, aber wir müssen uns die Möglichkeit zur Besinnung geben, du mir und ich dir. Wenn dir also am Aufenthalt in Bangor etwas liegt, so werde ich anderswohin gehen. Antworte mir, Sylvester. Zürnst du? Wie schwer ist es doch, das Richtige zu tun!"

„Ich werde nicht nach Bangor gehen," sagte Sylvester stockend. Unwillkürlich streckte Gabriele die Arme aus, und mit einem dumpfen Laut stürzte er zu ihr. In ungeheurer Bewegung ergriff sie seinen Kopf und drückte sein Gesicht in ihren Schoß. Sie beugte sich über ihn und stammelte: „Lieb ich dich denn? Ich liebe dich ja gar nicht. Ich liebe ja einen andern, der nicht da ist und den ich nicht kenne. Jetzt mußt du gehen, Sylvester. Geh jetzt, laß mich allein, geh jetzt, leb wohl."

Zwei Stunden nach Mitternacht fand sich Sylvester am Tisch seines Schlafzimmers sitzen. Vor ihm lag eine Pistole, die er unverwandt betrachtete. Da war es ihm als höre er die Türe knarren und als trete Agathe herein und als lege sie den Arm um seine Schulter und die Wange an seine Stirn und seufze tief. Sein Kopf fiel auf die Tischplatte, und er weinte wie ein Kind.

Die Oktobertage und -nächte vergingen, ohne daß Sylveſter ihre Folge wahrnahm. Wie ein aus dem Schlaf häufig Erwachender lebte er ſie zerſtückt. Bisweilen ſaß er plaudernd bei Frau von Rhynow; er zeigte ſich beſonnen und gelaſſen, doch insgeheim machte er ſich über jedes Wort luſtig, das er gebrauchte. Eine beſtimmte Behauptung aufzuſtellen, dünkte ihn vollkommen ſinnlos, und wäre es die flachſte und beweisbarſte geweſen. Er ging in den Klub und redete mit dem und jenem; meiſtens verfuhr er ſo, daß er mechaniſch ungefähr das Gegenteil von dem ſagte, was der andere geſagt hatte. Zu ſeinem Erſtaunen wurde ein Geſpräch daraus. Er aß und trank und wunderte ſich, daß ihn ein Bedürfnis trieb. Er ſuchte einen Schneider auf und beſichtigte Stoffe für einen Anzug; während er es tat, wunderte er ſich, daß er es tat. Das Leben, das er führte, koſtete viel Geld, und da er mit ſeinem Vorrat zu Ende war, unterſchrieb er einen Wechſel, war ſich aber keiner Verantwortung dabei bewußt. Seine Beobachtungsgabe war trotzdem dieſelbe geblieben. So fiel es ihm auf, daß ſich Adam ungewöhnlich viel mit Briefſchreiben beſchäftigte. Er ſtellte ihn zur Rede, und Adam geſtand, daß er mit Anna Ewel korreſpondierte. Bei der Erwähnung dieſes Namens drückte Sylveſter den Zeigefinger auf das rechte und den Mittelfinger auf das linke Auge, und ſein Geſicht bekam den Ausdruck verſtörten Nachdenkens.

Adam Hund hatte zahlreiche Gelegenheiten gehabt, mit Anna Ewel zuſammenzutreffen und ſie die Überlegenheit fühlen zu laſſen, die er ſich im Weltgetriebe angeeignet. Er hatte in der ſchwarzen Böhmin eine gläubige Zuhörerin gefunden, und weil der Selbſtliebe eines Mannes nichts ſo ſehr ſchmeichelt, als wenn eine junge Dame ſeinen moraliſchen Urteilen wie auch den Erzählungen ſeiner Abenteuer bewundernd lauſcht, ſo hatte ſich die Abrede einer brieflichen Verbindung, die den fruchtbaren mündlichen Verkehr gedeihlich

fortspinnen sollte, bald ergeben. Adam belehrte seine Schülerin vornehmlich über den Weg, den sie einschlagen müsse, um einen Gatten zu bekommen. „Zuvörderst ist es geraten, daß man sich eines möglichst geheimnisvollen Benehmens befleißige," schrieb er; „wenn sich zum Beispiel ein Strumpfband gelockert hat und es steigen einem darüber peinliche Gedanken auf, weil man notabene in guter Gesellschaft ist und nicht wagen darf, den Fehler zu beheben, so empfiehlt es sich, eine melancholische Miene zur Schau zu tragen oder mit tiefsinnigem Schmachten von einem gereimten Gedicht zu sprechen. Es empfiehlt sich überhaupt, wenn ein Frauenzimmer von Sachen spricht, die sie nicht versteht, dann glauben die Männer, sie verstünden noch weniger davon und sagen untereinander: das Weib hat einen ungewöhnlichen Geist. Natürlich genügt solches nicht. Sie müssen auch, teure Anna, trefflich gewaschen und gekämmt sein, gewisse Lücken in der äußern Person geschickt zu stopfen wissen, Salben und Wohlgerüche ohne Zudringlichkeit anwenden, im Beisein anderer wenig essen, auch wenn Sie noch so großen Hunger haben, und ist dann der Gimpel einmal gefangen, so hats weiter keine Not. Das ist ja das Merkwürdige, daß so selten einer loskommt, und ich will Ihnen auch den Grund mitteilen, warum es so ist. Nämlich wir Männer, wir nehmen die Weiber ernst, wir wollen ihnen etwas beweisen, wir wollen sie widerlegen, wir streiten mit ihnen wie mit unseresgleichen, und das, verehrenswerte Anna, ist das Dümmste, was wir tun können. Dadurch haken sie sich an uns fest wie die Schnecke am Bein eines Ochsen, und während wir glauben, daß sie mit uns auf dem Lebenswege wandeln, tun sie nichts anderes als faul an unserem Fleisch schmarotzen."

Bei einem sonderbaren Anlaß entdeckte Sylvester, daß Adam auch Nachrichten von Erfft erhielt. Seit kurzem kochte Adam seine Mahlzeiten selbst und tischte zuweilen seinem Herrn Klöße in saurer Brühe oder nach fränkischer Art gebratene

Kartoffeln auf. Er wich nicht vom Fleck, bis Sylvester seine Kunst belobt hatte, fühlte sich dadurch ermuntert, über die englische Küche zu räsonieren, und endete mit einem Preis der heimatlichen Dinge. Sogar sein böses Weib erschien ihm in freundlicherem Licht, und eines Tages verteidigte er sie gegen Sylvester mit einem Eifer, als ob dieser sie der größten Schandtaten bezichtigt hätte. „Das mit den Prinzipien und der männlichen Würde ist ja ganz schön," redete er auf den immerfort schweigenden Sylvester ein, „aber sie weiß einen Apfelkuchen zu backen, da geht einem das Herz im Leibe auf. Neulich war der Inspektor Marquardt bei ihr und konnte sich nicht daran satt essen. Er hat mir geschrieben, daß sie in Dudsloch musterhafte Ordnung hält, während in Erfft alles drunter und drüber geht. Die gnädige Frau, die doch gewiß eine Ausnahme ihres Geschlechts ist, kümmert sich nur noch wenig um die Wirtschaft und um die Leute und läßt fünf gerade sein. Manchmal kommt der Herr Major herüber, befiehlt, daß man ihm die Haushaltungsbücher zeigt, schimpft über den Verbrauch und verhandelt dann stundenlang mit der gnädigen Frau hinter geschlossenen Türen. Es ist traurig, wenn der Herr nicht da ist."

Adam hatte sich getäuscht, als er glaubte, mit dieser beredten und vorsichtigen Schilderung unerquicklicher Zustände auf seinen Herrn Eindruck zu machen. Sylvester antwortete nicht, und die Gleichgültigkeit seiner Miene erfüllte den diplomatischen Zwischenträger mit Besorgnis.

Ein äußerster Grad von Sehnsucht kann eine zweite Wirklichkeit erschaffen. Gefesselt in jedem Betracht, flohen Sylvesters Sinne in ein anderes Reich, das kein erträumtes, das wesensvoller für ihn war als die zu ertastende und mit leiblichen Augen zu erschauende Gegenwart. Während er apathisch und regelmäßig dem Trieb bestimmter Gewohnheiten folgte und den Stunden des Tages gab, was sie von ihm verlangten, waren sein Geist und seine Seele ausgewandert, den Körper als eine zufällig bewegte Hülle hinterlassend.

Er fühlte genau, daß in dieser Epoche seines Daseins innerer und äußerer Besitz auf dem Spiele stand: Vernunft, Behagen, Tätigkeitsfreude, Vermögen und Gesundheit, das Ererbte und das Erworbene; er wußte, was er verloren hatte und was ihm jede Minute des tödlichen Brütens raubte: seinen Stolz, sein Selbstvertrauen, die Kraft, zu wirken und dienendes Glied zu sein; er erkannte, daß er sich auf Vorrechte der Jugend nicht mehr berufen durfte, daß der Hinweis auf das Versäumnis höchsten Glückes die Verachtung der Menschenpflichten nicht entschuldigen würde, daß über dem leidenschaftlichen ein sittliches Gebot war, dennoch wühlte er sich mit Begierde immer tiefer in den Schmerz, und die Einsicht, daß seine Jugend vorüber war, endgültig für alle Zeiten vorüber, daß er zum letztenmal erglüht, zum letztenmal erwählt war, zum letztenmal die Seligkeit der Entäußerung, die Lust der Bezauberung, die Süßigkeit der Blutesnähe und den entzückenden Schauer der Wiedergeburt in einem andern Herzen gespürt, daß alles dies dahin war, für ewig dahin, wie durch Todesurteil verwirkt, ebendie Einsicht verfinsterte sein Gemüt und zerstörte seinen Willen.

Er lebte zwiefach. Sein eigentliches Leben führte er im Schloß zu Bangor. Halluzinationen, die sich erneuerten und fortsetzten, machten ihm den fremden Bezirk vertraut. Er sah die alte Normannenburg mit ihren efeubewachsenen Höfen, dem stumpfen Turm und den gezackten Mauern. Er ging über die ehemalige Zugbrücke und unterhielt sich mit Sir Randolph, während er zugleich aufs Meer schaute. Einige Herren kehrten plaudernd von einer Segelfahrt heim. Die jungen Leute hatten Kricket gespielt, sie eilten mit heiterem Lachen von der Wiese herüber, und die weißen Kleider der Mädchen flatterten im Seewind. Der Gong ertönte, eine lange Frühstückstafel war gedeckt, und Silber und Porzellan auf dem Tisch hoben sich reizvoll gegen die braungetäfelten Wände ab. Zwei Hunde, ein Spitz und ein Terrier, wirbelten

kläffend durch den Saal, und Lady Canning, die ihre Migräne hatte, beschwerte sich darüber beim Kastellan. Miß Holland, ein mageres Mädchen mit Sommersprossen, erzählte, daß sie einen großen Brasiliendampfer gesehen habe, und Monsieur Renard behauptete, in Barnow habe man einen Walfisch gesichtet. Sylvester bestritt die Möglichkeit und Gabriele nahm seine Partei. Ein scherzhafter Wortkampf entspann sich, Sylvesters Schlagfertigkeit erregte allgemeines Vergnügen. Monsieur Renard, verdrießlich über seine Niederlage, wurde von Mrs. Watch getröstet, die ihm ihre mit Schokolade gefüllte Bonbonniere reichte.

Sylvester ging zur Küste des Meeres hinunter und gewahrte Gabriele von ferne. Sie gab ihm kein Zeichen, obwohl sie ihn zu erwarten schien. Sie trug einen Reiseanzug und blickte gespannt auf ein Boot, das sich dem Ufer näherte. Er konnte nicht zu ihr gelangen, seine Füße verwickelten sich in Gestrüpp, er bückte sich, um sich frei zu machen, und als er sich aufrichtete, war Gabriele verschwunden und mit ihr auch das Boot. Er rief, die Brandung übertönte seine Stimme; er eilte ins Schloß zurück, suchte sie in der Kapelle und in vielen Zimmern, und es war ihm als ob sie jeden Raum, den er betrat, kurz zuvor verlassen hätte. Dennoch hatte er beständig das Gefühl, daß sie ihn erwartete. Da wurde es Nacht. Alles schlief im Hause. Sylvester ging durch die langen, finstern Korridore und öffnete Gabrieles Schlafgemach. Es war ein großes Zimmer mit drei riesigen Fenstern, über denen Vorhänge aus scharlachrotem Damast hingen. Auf einer Spiegelkonsole brannte eine Kerze, und weit davon in einer Mauervertiefung stand das Bett, in welchem Gabriele lag. Sie hatte die Türe nicht versperrt, weil sie ihn erwartete. Zugleich hatte sie um seinetwillen gehofft, daß er nicht kommen würde. Er kniete an dem Lager hin und faßte ihre Hand. Sie floh sichtlich, ihre Seele floh vor ihm; sie zitterte wie ein gefangenes Reh. Wenn er sie anschaute, schüttelte sie mit dem Kopf, und ihre

Finger preßten flehentlich die seinen. Die Nacht verwandelte sie in ein Naturwesen, doch ihr Blut, ihr Auge und ihre des Widerstandes schon müden Glieder widerstrebten ihm. Da erst empfand er ihren ganzen Wert, die ganze Unschuld ihres Herzens, das Erschütternde und zur Ehrfurcht Zwingende der nie zuvor Berührten, die dem Ansturm des Geschlechts nur im höchsten Schmerz ihrer Liebe unterliegt. Er gab ihr den Namen von Blumen, denen sie verwandt war und dachte an schöne Tiere, an die ihre Grazie erinnerte. Unüberwindliche Scheu verbot ihm, sie zu umarmen, und er liebte sie mit opfernder Inbrunst, die alle sinnlichen Empörungen erstickte. Die Nacht hindurch kauerte er an ihrem Bett, und ehe er ging, beugte sie sich zu ihm, enthüllte furchtlos die Lieblichkeit der Schultern und das edle Spiel jugendlicher Körperlinien, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Eines Nachmittags kam sie auch in sein Zimmer in London. Es war die letzte und entscheidende Begegnung in diesem seltsamen Erleben außerhalb des Wirklichen. In der Dämmerung trat sie ein. Ihr Gesicht unter dem Schleier war sehr bleich. Er wußte, was sie hergetrieben hatte, er begriff ihr Mitleid und ihr Leiden, ihre Frage und ihren Vorwurf, und nun war es beschlossen für ihn, daß er nach Hause reisen und von Agathe seine Freiheit fordern müsse. Von der Stunde an war die Schwäche und traumhafte Schwermut von ihm gewichen.

Am selben Abend schrieb er ein paar kurze Zeilen an Gabriele, worin er sie lakonisch, jedoch mit dem Ton festesten Ernstes von seinem Plan in Kenntnis setzte. Den nächsten Vormittag verwendete er mit Adams Hilfe zum Packen und um fünf Uhr saß er in der Eisenbahn, die ihn zur Hafenstation brachte. Adam summte vor Freude Kirchen- und Kneipenlieder bunt durcheinander.

Genau drei Tage später erblickte Sylvester vom Kupeefenster aus die Würzburger Marienfeste, an der noch immer gebaut wurde, seit sie, während des Mainfeldzuges vor drei

Jahren, von den Preußen in Brand geschossen worden war. Novembernebel hüllte die Stadt in flaumigen Dunst, und der an den Rebenhügeln hingleitende Strom war von der untergehenden Sonne blutrot gefärbt.

Die Mühe, die sich Agathe in den ersten Monaten ihres Alleinseins gegeben hatte, Wirtschaft und Haushalt vor jener Verlotterung zu bewahren, die sich notwendig einstellen muß, wenn das anerkannte Oberhaupt fehlt, hatte sich in Teilnahmslosigkeit verkehrt, als der törichte und leichtsinnige Aufwand, den Sylvester trieb, offenbar lag. Sie liebte nicht das Geld, aber sie achtete es, weil es eine gewisse Summe von Arbeit, Überlegungen und Entbehrungen darstellte und die persönliche Unabhängigkeit sicherte. Daran gewöhnt, zu sparen und selbst bescheidene Bedürfnisse nur zu erfüllen, wenn sie unabweisbar wurden, erregte Sylvesters Verschwendung ihren Schrecken und, nachdem er das Bankdepot erhoben hatte, mit Wucherern in Beziehung getreten war, die Ernten im voraus verschleudert, Wechsel in Umlauf gesetzt, also das Gespenst der Not und der Schuldbedrängung heraufbeschworen hatte, ihren Abscheu und ihre Verachtung.

Sie überließ dem Inspektor Marquardt die Aufsicht über beide Güter, anfangs nur der Form nach, schließlich in jeder Weise, denn um tätig zu sein, brauchte sie die Überzeugung der Förderlichkeit und des sichtbaren Gelingens, hier aber konnte sie nur im Geringfügigen nützen, indes ein unersättlicher Vampir das Lebensmark aus dem Besitze sog. Daß die bezahlten Diener den Vorteil der Herrschaft nicht über ihren eigenen stellen würden, war ihr klar, und mit dem Gedanken an Untreue, Fahrlässigkeit und schlechte Führung der Geschäfte hatte sie sich längst vertraut gemacht.

Ihre Schwester Martha, die Frau des Majors, redete ihr zu, sie solle doch mit dem Kind nach Eggenberg übersiedeln,

der Major würde dann Erfft und Dudsloch von seinem Vetter verwalten lassen, der ein erfahrener Ökonom sei. Agathe weigerte sich. „Ich äße bei dir und deinem Mann doch nur das Gnadenbrot," sagte sie, „und das paßt mir nicht. Gehen die Dinge schief, so will ich wenigstens dabei sein, obschon ich nichts ändern kann; dem Verderben zusehen ist besser als es bloß ahnen."

Um jene Zeit wußte der Major noch nichts von Agathes Geldsorgen, erst der schwatzhafte Inspektor verschaffte ihm Aufklärung. Am folgenden Sonntag kam er und zog Agathe in ein förmliches Kreuzverhör. Sie gab nur zu, was sie nicht leugnen konnte. Sie behauptete, Sylvester sei mit ihrem Einverständnis ins Ausland gereist, sie billige seine Lebensführung und habe zu klagen keine Ursache. „Ich glaube dir nicht," polterte der Major; „entweder bist du blind, oder du willst mich blind machen." — „Ich wollte, ich wäre in dem Sinne blind, den du meinst," erwiderte Agathe mit unfreiwilliger Offenheit. Der Major brauste auf. „Schön; so werde ich deinem Herrn Gemahl schreiben," rief er, „und wenn er noch einen Funken Ehre im Leib hat, so wird er nicht im Zweifel darüber sein, was er dir und der Familie schuldet." Da trat Agathe ganz nahe vor ihren Schwager hin, blitzte ihn mit ihren wunderbar energischen Augen drohend an und sagte hart und bestimmt: „Du wirst ihm nicht eine Zeile schreiben, Konrad. Nicht eine Zeile, verstehst du? Weder du noch Martha. Von dem Tage an, wo dies geschähe, hättet ihr mich zur Feindin und ich kennte euch nicht mehr." Der Major senkte betroffen den Kopf, ging zum Fenster und trommelte an die Scheiben. Agathe aber, indem ihre Stimme tiefer und ruhiger wurde, fuhr fort: „Sylvester schuldet mir nichts und schuldet der Familie nichts. Er weiß, was er tut und tut wahrscheinlich, was er muß. Daß er kein Mensch nach dem Reglement ist, habt ihr immer gewußt, nun beweist ers, und wir müssen uns damit abfinden." Der Major zuckte die Achseln: „Wenn du

dich damit abfindest, hat niemand das Recht zur Einrede," versetzte er, „aber es freut mich doch, daß in dem Fall wieder einmal mein altes Wort zur Wahrheit wird: ein schlechter Bürger, ein schlechter Mann. Und das, meine liebe Schwägerin, das mußt du schlucken, so eifrig du ihm auch den Anwalt machst."

Nach ein paar Tagen erschien Martha und versuchte ihre Schwester mit List zu einem entschiedenen Schritt zu bestimmen. Agathe durchschaute sie schnell und wies sie fast verächtlich ab. In nachhaltiger Verstimmung kehrte Martha nach Hause zurück und grollte der Schwester monatelang. Der Major, viel zu gutmütig, um die Erbitterung seiner Frau zu teilen, ritt jede Woche einmal nach Erfft, brachte Silvia eine Puppe oder ein Kleidchen mit und prüfte die Rechnungen, die ihm der Inspektor vorlegte. Agathe war ihm dankbar, trotzdem sie von der Vergeblichkeit seines Beistands durchdrungen war. Daß der Major auch ein bißchen in sie verliebt sein könne, fiel ihr nicht im Traume ein.

In der Nachbarschaft und unter den Bekannten wurde über die rätselhafte Abwesenheit Sylvesters mancherlei geredet, wie sich denken läßt. Forschenden Blicken zu begegnen, Vertraulichkeiten abzuwehren und taktlose Neugier zufriedenzustellen, hatte Agathe keine Lust; nicht bloß aus diesem Grund, sondern auch, weil ihr die Menschengesichter immer weniger gefielen, mied sie Gespräche und Zusammenkünfte und verbarg sich still in ihrem Hause. Achim Ursanner, der einzige, dessen Gesellschaft ihr bisweilen erwünscht gewesen wäre, gab selten ein Lebenszeichen, und gesehen hatte sie ihn seit ihrem Besuch in Randersacker nicht mehr. Einmal hatte er ein paar Stellen aus einem Brief Sylvesters geschickt, ein anderes Mal die Abschrift einiger kraftvoller Sätze aus der Schopenhauerschen Abhandlung: Von dem, was einer vorstellt. „Die Erde ist von einem heillosen Gezücht bevölkert," hatte er hinzugefügt, „und was mich vor

der Verzweiflung, ja vor dem Selbstmord rettet, ist einerseits die Erkenntnis, daß dieses Gezücht in unermeßlicher Geistesfinsternis begraben ist (denn wir alle, Frau Agathe, wir alle unterschätzen die Macht und Souveränität der Dummheit), anderseits der Trost und Zuspruch aus den Werken der wenigen großen Männer, die in diese üble Welt versprengt sind wie Goldkörner in eine Felsenwüstenei."

An einem Nachmittag im Juni kam Frau Österlein zu Agathe und meldete, daß ein fremder Mann drunten warte. Sie konnte den Namen des Ankömmlings nur verzerrt wiedergeben, aber Agathe erriet sogleich, daß es Ursanner sei. Sie eilte hinab und begrüßte ihn. Pferd und Wägelchen, die ihn hergebracht, standen am Tor.

Er sah ziemlich vernachlässigt aus; sein Bart war gewachsen, auf der Stirn und neben den Nasenflügeln hatten sich tiefgehöhlte Furchen gebildet, und sein Blick erhob sich selten bis zu den Augen Agathes. Er hatte nervöse Gesten und oft mitten im Sprechen Sekunden der Gedankenflucht. Der Händedruck, mit dem er Agathes Gruß erwiderte, war eigentümlich klammernd. „Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihre Freundlichkeit so spät heimzahle," begann er, „doch was ich wünsche und was ich darf, das ist so verschieden wie Himmel und Hölle."

Agathe bot ihm eine Erfrischung an, er wollte nichts nehmen und verlangte nur einen Trunk Wasser. Dann fragte er nach Silvia, aber das Kind war mit Frau Marquardt zum Bad gegangen. „Schade, ich hätte das Mädchen gerne gesehen," meinte Ursanner, und Agathe, indem ein Schatten über ihre Stirn zog, erwiderte, auch sie hätte gern erfahren, wie er über das Kind denke; „sie ist so sonderbar seit einiger Zeit, so verschlossen, so launenhaft, manchmal wird mir angst und bang." — „Davon kann ich ebenfalls ein Lied singen," sagte Ursanner halblaut; „an unsern Kindern merken wir immer, wie die Welt zu uns steht, und das gibt meistens ein trauriges Echo.

Doch wie wärs," fuhr er lebhafter fort, „wenn wir einen Spaziergang machten, Frau Agathe? Haben Sie Lust?"

Agathe stimmte zu. Am Mittag hatte es gewittert, jetzt war es schön geworden. Laub und Wiesen glänzten, und die Mücken, die in der Luft schwärmten, sahen aus wie Silberspäne. Agathe begehrte zu wissen, ob sich in Ursanners schlimmen Angelegenheiten etwas verändert habe. Ursanner ging eine Weile nachdenklich neben ihr her, dann sagte er: „Lassen wir das doch, Frau Agathe. Meine Sachen sind dermaßen beschaffen, daß man am besten darüber schweigt. Um mich und in mir wirds schwärzer mit jedem Tag. Letzte Nacht nun, wie ich schlaflos in meinem Bette lag, dacht ich mir: morgen will ich einmal in ein liebes Gesicht schauen, und ich dachte an Sie dabei und nahm mir vor, zu Ihnen zu gehen. Das gab mir meine Ruhe wieder, und ich konnte einschlafen. Da bin ich also, Frau Agathe, und wenn ich eine Bitte tun darf, ist es die, daß wir nicht von meinem Elend sprechen."

„Die Bitte muß ich Ihnen schon aus Dankbarkeit erfüllen," antwortete Agathe, und mit einem Seufzer setzte sie hinzu: „Aber es dünkt mich, wo immer zwei Menschen beisammensind, sprechen sie von ihrem Elend."

„Sie trinken das Bittere, weil Süßes drauf folgt, heißt irgendein Vers," sagte Ursanner. „Bei mir nicht. Sie, Frau Agathe, spüren das Süße schon auf der Zunge, denn Ihr Schicksal, dessen bin ich gewiß, wird sich bald zum guten wenden. Sie gehören nicht zu denen, die niedergetreten werden, dessen bin ich gewiß."

„Sie haben recht, daß Sie meine Leiden nicht schwer nehmen," entgegnete Agathe; „was solls auch weiter? Man hat etwas genossen, was man dann entbehren muß. Das Herz gewöhnt sich so leicht an einen Glückszustand, daß es ihn fordern zu können glaubt und sich ganz ungebührlich benimmt, wenn es verzichten soll. Ich hoffe selbst, daß es mich nicht niederwirft."

„So war die Meinung mitnichten," sagte Ursanner, „aber ich sehe schon, Sie ziehen Ihr Mißverständnis meiner Zuversicht vor. Jeder liebt seinen Schmerz, und heute scheinen Sie unversöhnlicher gestimmt als damals."

„Wissen Sie denn nicht, daß er von mir gegangen ist, ohne mir auch nur ein Wort zu sagen, weder ein gutes, noch ein böses Wort?" rief Agathe stehenbleibend; ihre Wangen entfärbten sich, und die Hände hatte sie auf die Brust gedrückt. „Er ist fort wie einer aus einem Garten schleicht, aus dem er Äpfel gestohlen hat, wie einer, der mit Falschspielern am Kartentisch gesessen ist und voll Ekel aufsteht und sich entfernt. Was kann ich aber machen? Bin ich nicht für mein Leben entwürdigt? Hat er mir nicht deutlich genug zu verstehen gegeben, daß ich nur Zeitvertreib und Füllsel für ihn war?"

„Es ist nicht so, es ist nicht so," beschwichtigte Ursanner die leidenschaftlich Erregte. „Nicht wie ein Apfeldieb, auch nicht wie ein Spieler ist er gegangen, sondern vielleicht wie ein abergläubischer Schatzgräber; solche Leute haben oft eine geheimnisvolle Manier und sind von ihrem Trieb bis zur Sinnlosigkeit besessen. Denken Sie doch einmal mit aller Güte an ihn, deren Sie fähig sind. Erinnern Sie sich seiner besten Augenblicke, und Sie werden Mühe haben, sein Bild so finster zu sehen, wie es Ihnen Ihre beleidigte Empfindung zeigt. Ein sonst vortrefflicher Mensch, und das ist Sylvester doch, der einem teuren Wesen Schlechtes zufügt, leidet mehr als dieses Wesen selbst. Man braucht oft nur ein wenig Einbildungskraft, um dem Häßlichen einer Tat die Qual anzumerken, die sie dem Täter bereitet."

„Nein, nein," entgegnete Agathe, „das verwirrt mich. Wer eine einfache Pflicht erfüllt, hat niemals so feine Auslegungen nötig wie der, der sie mißachtet. Was für Geschöpfe sind doch die Männer! Wahllos in ihren Neigungen, skrupellos in ihren Gelüsten, erfinden sie eine neue Weltordnung, um der Schwäche und dem Laster einen großartigen Namen zu geben,

und für ein Mysterium der Natur möchten sie gelten lassen, was nur Überdruß und Lüsternheit ist. Hab ich nicht denselben Anspruch darauf, mein Leben auszuschöpfen? Bin ich nicht auch aus Fleisch und Blut? Ist bei mir Sünde, was bei ihm Not ist? Was ihm erlaubt ist, soll mir verwehrt sein? Warum? Maßt sich ein Weib dergleichen an, so kehrt ihm jeder Mann und jedes Weib den Rücken. Wie, wenn ich ihm eines Tages sagte: ich habe mich vergessen, nur ein einziges Mal, aber ich habe mich vergessen —? Dann wäre ich die Verräterin, und er, der mich im Tiefsten verraten hat, der Gott, der seine Ehre rächt. Ist das billig?" Sie hob einen Zweig vom Boden auf und riß mit heftigen Gebärden die Blätter herunter.

Achim Ursanner lächelte. „Sie könnten es nicht, auch wenn Sie wollten," antwortete er, „und damit ist alles gesagt. Eine Ehe ist nur äußerlich ein Vertrag zwischen Gleichberechtigten, in Wahrheit hat sie die ganze Bosheit und Gefährlichkeit der natürlichen Einrichtungen, denen wir durch Widerstand und Kampf nichts von ihrer majestätischen Willkür abdingen können. Überall wo im Kosmos Kräfte verteilt sind, streben sie zur Harmonie, und was wir als sinnliche oder sittliche Gebote in uns spüren, sind nur Zeichen für die Elemente einer höheren und meist sehr grausamen Ordnung. Weib und Mann! Es ist, als ob man zwei Sterne im Raum durch eine Brücke verbinden wollte."

„Ja, sind wir denn los und ledig und ist jeder nur Werkzeug? Muß man alles, was geschieht, erdulden, bloß weil es geschieht?"

„Das Weib ist für die Ehe geboren, der Mann muß zu ihr entschlossen sein; das erklärt vieles, scheint mir."

„Wohl möglich," versetzte Agathe entmutigt. „Klüger werde ich mit diesem Lehrsatz nicht. Und wenn er dazu entschlossen ist, gewinn ich nur, was er mir freiwillig gibt; was er mir vorenthält, darf ich ihm nicht verargen. Er besitzt mich, ich aber bin von seiner Gnade abhängig. Das wollen Sie doch sagen, nicht wahr? Sie fanden mich unversöhnlich gestimmt;

und nach alledem klingt das wie Hohn. Kehrt er eines Tages zurück, so sucht er seine Bequemlichkeit bei mir, wie er sie vorher gesucht hat. Er hat mich weggeworfen, er wird mich wieder aufheben. Die Wunde, die er geschlagen hat, wird vernarben, der Mensch ist ein Ungeheuer an Vergeßlichkeit. Das Band, das er zerrissen hat, wird geflickt werden; hat der Magen nur sein Futter und der Kopf ein Dach, so kann man schon miteinander leben. Wagt ichs, Rechenschaft zu fordern, was soll ich tun, wenn er mir antwortet: wer gibt dir das Recht dazu? In der Tat: wer gibt mir das Recht dazu? Meine Blüte ist dahin, was für Lockmittel hab ich, was für Drohungen, wie kann ich vergelten? Also, was nennen Sie denn das Unversöhnliche an mir?"

Wieder blieb sie stehen, mitten auf dem Waldweg stand sie, aufrecht und streitbar gleich einer Walküre, und ihr italienischbraunes Gesicht mit den großen Augen machte das abendliche Zwielicht förmlich heller.

Achim Ursanner schaute sie bewundernd an, und jäh schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: mit einem solchen Weib an der Seite hätte ich siegen können. Er senkte rasch den Blick und entgegnete: „In Ihnen ist mehr Blühen als Sie ahnen. Grübeln Sie nicht, Frau Agathe, hadern Sie nicht! Seelen wie die Ihre sollen brennen, nicht glimmen. Handeln Sie stets nach Ihrem reinen Gefühl, denn dieses ist die Stimme Ihres Schicksals. Und fragen Sie sich selbst, fragen Sie Ihr Herz fromm und ruhig nach der Zukunft, so werden Sie erfahren, daß in Ihrem eigenen Innern keine Furcht und kein Zweifel ist."

Agathe lauschte bestürzt; das klang wie ein Abschied und wie ein Vermächtnis. Sie wußte nichts zu erwidern. Schweigend gingen sie das Waldtal hinunter und über die nassen Wiesen gegen den Gutshof. Ursanner hatte Eile; ohne vorher ins Haus zu treten, stieg er in den kleinen Wagen und trieb das alte Pferd heimwärts.

In Randersacker wartete schon seit dem Nachmittag ein Gerichtsbote auf Ursanner. Schlimmes ahnend, riß er dem Mann das Dokument aus den Händen. Es war das Urteil der letzten Instanz, gegen das es keine Berufung gab und lautete, daß Ursanner die beiden Knaben innerhalb dreier Tage von der Stunde der Rechtsgültigkeit des Verdiktes ab der Mutter auszuliefern verpflichtet sei, da er durch eine das öffentliche Ärgernis erregende Haltung als Bürger wie als Mensch seiner Ehegattin den Aufenthalt in seinem Hause unerträglich gemacht, seine Erziehungsprinzipien dem gegründetsten Mißtrauen preisgegeben und somit seine väterlichen Ansprüche verwirkt habe.

Er entließ den Boten mit einem knurrenden Laut. Die Kehle war ihm ausgedörrt, er mußte etwas Scharfes trinken und griff nach einer Flasche Kirschwasser auf dem Spind. Nachdem er die ätzende Flüssigkeit hinabgegossen, stand er wieder unbeweglich und starrte zu Boden. Auf der Landstraße drunten zog ein Haufe von Burschen johlend vorüber. Die eine der drei Doggen, das Weibchen, bellte dumpf. Vom Kirchturm schlug es zehn Uhr.

Als die Glocke die elfte Stunde ankündigte, stand er noch ebenso unbeweglich. Von Zeit zu Zeit heftete er einen finster ungläubigen Blick auf das Gerichtspapier, das auf dem großen Tisch unter der Lampe lag. Plötzlich fing er an wie rasend auf und ab zu gehen. „Du Hund," sprach er zu sich selbst, „was willst du noch dahier? Der Schinder kommt, dein Jappen hilft nichts mehr. Sie drängen dich in die Ecke und geben dir den Genickfang. Geifere nur, das rührt sie nicht, das ergötzt sie bloß, geifere nur, du einfältiges Vieh."

So wütete er bis gegen drei Uhr nachts. Dann warf er sich bäuchlings auf das gebrechliche, rundgebogene Sofa, preßte die Fäuste in die Augenhöhlen und stürzte sich in den Schlaf, wie man sich ins Wasser stürzt. Als er erwachte, war das

Zimmer so voll Qualm der Lampe, die geblakt hatte, daß die Strahlen der Morgensonne ihn nicht durchdringen konnten.

Die Brust war ihm eng, er mußte ins Freie. Am Brunnentrog wusch er das Gesicht, dann stürmte er durch die Landschaft, und plötzlich entschloß er sich, in die Stadt zu gehen. Dort angelangt, frühstückte er hastig in einem Kaffeehaus an der Mainbrücke, danach suchte er den Professor Barenius auf, seinen Universitätslehrer, einen der wenigen Menschen, mit denen er noch Beziehungen unterhielt. In gepreßten Worten berichtete er über die letzte Wendung des Prozesses und fragte den greisen Juristen, ob er kein Mittel wisse, den Urteilsvollzug zu verzögern. Barenius verneinte. „Ich werde die Kinder nicht preisgeben," erklärte Ursanner zähneknirschend. – „Dann bleibt nichts andres übrig als mit ihnen zu fliehen, und zwar rasch und ohne Aufsehen," war die Antwort. Ursanner schüttelte heftig den Kopf. „Fliehen? Das hieße ein Unrecht bekennen. Nimmermehr." – „Ich sehe nicht ein, was Sie sonst anfangen könnten, um die Kinder zu behalten. Wollen Sie sich etwa gegen den Staat zur Wehr setzen?" – „Man wird mich zwingen," entgegnete Ursanner wild, „ich weiß es und ich warte darauf." – „Seien Sie klug, Achim, vertrotzen Sie sich nicht," mahnte der Professor. – „Um des Himmels willen, begreifen Sie doch, was an mir verübt wird," sagte Ursanner in einem Flüsterton, der schrecklich klang; „man stellt mir die Welt auf den Kopf, und alles was ich ehedem für heilig, ja nur für respektabel gehalten, erscheint mir als ein Hexentanz der Lüge. Hätte ich etwas Außerordentliches erstrebt, neue Ideale proklamiert oder einen neuen Gott gepredigt, ich wollte mich nicht wundern. Doch ich habe bloß getan, was jeder redliche Mensch von sozialem Gewissen tun müßte. So möge man mir denn zu Leibe gehen! Vielleicht ritzt mich das Schwert der geschändeten Gerechtigkeit, und ich kann mit größerem Fug als bisher Zeuge sein für die Verblendung und die moralische Verworfenheit eines Volkes, das zu lieben ich mir

einst eingebildet habe." Nach diesen Worten drehte sich Ursanner um und verließ das Zimmer.

Der Gedanke, daß man sich während seiner Abwesenheit der Kinder bemächtigt haben könne, peitschte ihn geradezu nach Hause. Schweißbedeckt langte er an und atmete erst auf, als er die Knaben hinter der Scheune spielen sah. Er befahl ihnen, in ihr Zimmer zu gehen, dann rief er seine Leute zusammen. Es befanden sich in seinem Dienst fünf Knechte, darunter der alte Schermer, der die Knaben beaufsichtigte, außerdem drei halbwüchsige Jungen, die er aus dem protestantischen Asyl zu sich genommen, und eine einzige Magd, die die Küche versorgte. Sie war ihm erst in letzter Zeit durch einen Kaufmann in Markt-Erlbach geschickt worden. Sie hatte ein heuchlerisches Wesen, und er mißtraute ihr. Einer der Knechte wollte sie im heimlichen Gespräch mit dem Fischhofbauern, dem bigottesten im ganzen Dorf, gesehen haben. Ursanner schärfte den Leuten ein, daß die Tore bei Tag und Nacht versperrt bleiben müßten, daß ohne seine ausdrückliche Bewilligung niemandem geöffnet werden, daß ebensowenig einer den Hof verlassen dürfe und daß, wer sich aus Angst oder sonstiger Ursache dem nicht fügen wolle, es jetzt gleich sagen möge; dem werde der Lohn ausbezahlt, und er könne von dannen ziehen.

Es meldete sich keiner. Ursanner bestimmte die Wachtposten, die von Stunde zu Stunde abgelöst wurden und ließ die Doggen loskoppeln.

Der Nachmittag, die Nacht und der nächste Morgen verliefen ruhig. Kurz vor zwölf Uhr schlugen die Hunde an. Auf dem Schlangenweg zeigten sich drei Männer, einer mit einem Höcker, einer mit einer großen Hornbrille und ein Gendarm. Durch das Lärmen der Tiere herausgelockt, trat Ursanner an die eichenen Latten des Hoftores. Den mit dem Höcker kannte er, es war der gegnerische Advokat; der mit der Hornbrille mochte ein Gerichtsfunktionär sein. Als die drei Personen

oben waren, entwickelte sich zwischen Ursanner und dem Advokaten folgendes Gespräch: „Was wünschen Sie?" – „Ich hoffe, daß Sie von dem Zweck unseres Besuches unterrichtet sind." – „Das bin ich." – „Nun also. Wollen Sie uns nicht einlassen?" – „Nein." – „Was bedeutet das?" – „Es bedeutet, daß ich das Urteil nicht anerkenne." – „Sind Sie toll?" – „Ich weigere mich, die Kinder herzugeben." – „Das kann Ihnen teuer zu stehen kommen." – „Gewiß; ich bezahle die Dinge nach ihrem Wert." Der Funktionär und der Gendarm rissen vor Erstaunen die Augen auf. In dem häßlichen Gesicht des Advokaten zeigte sich Mitleid. „Es muß Ihnen doch klar sein, daß Sie sich eines Verbrechens schuldig machen," sagte er; „wenn ich die Anzeige erstatte, sind in einer halben Stunde zwanzig Gendarmen hier, und Sie können sich denken, daß es nicht lange dauern wird bis dem Gesetz, so oder so, Folge geleistet ist. Es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß Sie Ihre eigene Person ins Unglück stürzen wollen, aber die armen unwissenden Menschen, deren Brotgeber Sie sind, mutwillig zugrunde zu richten, haben Sie kein Recht. Belieben Sie den Umstand zu überlegen."

Da schwieg Ursanner. Der Vorwurf traf ihn. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er hier eine unaustilgbare Schuld auf sich lud und nicht mehr reinen Herzens vor das Tribunal der Menschheit treten durfte. Seine erste Regung war, die Leute, auf deren Beistand er gezählt, fortzuschicken, denn der tiefere Sinn seiner Absicht war ja bloß, die Übermacht, der er weichen mußte, zu sehen und körperlich zu spüren, damit das Maß der Unbill sich fülle, ohne daß er sich schmählich unterwarf. Wenn sie einen Schuß abfeuerten und die Türen zerschmetterten, war dem genügt; zu sinnlos ungleichem Kampf brauchte es nicht zu kommen. Aber diesem Verlangen nach einer symbolischen Handlung willfahrt die Wirklichkeit nicht; ihre Entscheidungen sind von gröberer Art. Ursanner erbebte vor sich selbst. Noch einmal hob sich der furchtbare Trotz, und

mit Wollust trieb es ihn zum Untergang und zur Vernichtung; doch zugleich war ihm als sei dazu ein Blick der Liebe nötig, irgendeine Botschaft aus den Wohnungen der Schicksalsgeister, ein pythischer Trost. Es leuchtete in seinen Augen, er schob die Brille in die Höhe, um frei in den Himmel zu schauen, nickte vor sich hin, und während er sich gegen das Haus wandte, bat er den Advokaten, er möge sich eine kleine Weile gedulden.

Er ging in das Zimmer, in dem sich die Knaben befanden. Sie saßen mit eigentümlich verbissenen Gesichtern am Fenster einander gegenüber und ließen ihre Beine pendeln. Ursanner nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihnen. „Hört mal, Buben," sagte er, „eure Mutter schickt nach euch." Die vier Beine hörten auf zu pendeln, und vier Augen blickten Ursanner gespannt an. „Was meint ihr," fuhr er scheinbar harmlos fort, „wollt ihr am Ende mit den fremden Männern zu eurer Mutter gehen?" Kein Laut, nur ein gieriges, forschendes Schielen. Das Blut rauschte Ursanner in den Ohren; mit Mühe rang er um die Sprache. „Oder wollt ihr bei mir bleiben? Redet nur frisch von der Leber weg." Der jüngere Knabe, der den offeneren Charakter besaß, sprang empor, klatschte in die Hände und rief: „Zur Mutter, ach ja, zur Mutter! Das möchten wir, nicht wahr, Friedel?" Friedel lächelte seltsam tückisch, und sein Vater durchschaute in diesem verzweifelten Augenblick die gemütlose, verstockte und unehrliche Seele dieses Kindes. „Ihr wollt also lieber zu eurer Mutter gehen?" fragte er, ohne die Anstrengung zu verraten, die ihn diese Worte kosteten. Jetzt riefen beide Knaben: „Ja, zur Mutter," erlöst, freudig und wie aus einem Munde.

Ursanner schaute im Zimmer umher. Er suchte den alten Knecht; als er die Tür öffnete, um zu rufen, trat Schermer auf die Schwelle. „Packen Sie die Kleider und die Spielsachen der Buben," redete ihn Ursanner an, „in einer halben Stunde müssen sie fertig sein." Darauf kehrte er in den Hof zurück, gebot, daß man die Hunde an die Kette lege und

riegelte selbst das Tor auf. Der Advokat und seine Begleiter traten ein. Jener war fein genug, das veränderte Benehmen Ursanners mit einer stummen Verbeugung zu quittieren. Auf der Chaussee hatten sich inzwischen eine Menge Dorfbewohner versammelt, Männer und Weiber, und stierten mit bösen, hämischen Gesichtern empor. Ein alter Bauer hob drohend beide Fäuste, und ein kahlköpfiger Mensch, der an Krücken ging, stieß mit krähender Stimme Flüche und Schimpfreden aus. Ursanner sah und hörte es, sah und hörte es auch nicht. Wie von einem elektrischen Schlag berührt, fuhr er zusammen, als ihm Schermer mitteilte, daß die Kinder bereit seien. Sie kamen; sie reichten ihm die Hände; sie stellten sich auf die Zehen, um seine Wange zu küssen; ihre Augen glänzten und ihre Bewegungen waren voll Lebhaftigkeit; Ursanner sah es und sah es auch nicht. Der Advokat redete etwas, der Funktionär zog den Hut, der Gendarm salutierte, dann waren sie alle verschwunden, Schermer trug zwei Bündel hinterdrein, man sah ihn noch lange auf der Landstraße wanken; der Krüppel unten kreischte hysterisch, das Doggenweibchen fing an zu heulen, aber Ursanner stand wie zu Stein geworden. Den Knechten war er unheimlich. Sie flohen seinen Anblick.

Am andern Morgen wurde ihm hinterbracht, daß es den Bauern gelungen war, die Hunde zu vergiften. Er war abermals die ganze Nacht hindurch auf dem rundgebogenen Sofa liegen geblieben. Eine Flasche Wasser, Wurst, Käse, Brot und Früchte standen neben ihm auf einem Stuhl. In der getünchten Stubendecke hatten die Sprünge und Risse auffallend interessante Figuren gebildet. Er mußte sie beständig anstarren. Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als in einer Nacht eine Weiberstimme durch das Haus gellte: „Es brennt, Herr, es brennt!" Die Magd war es, die Ursanner weckte. Die beiden Scheunen und das Waschhaus waren bereits von den Flammen ergriffen. Als Ursanner ins Freie trat, loderte auch das Dach des Wohngebäudes wie Reisig. Die Landschaft

lag weithin in roter Glut. Die Kirchenglocken läuteten, das Dorf erwachte und geriet in Eifer, die Knechte hatten sich schon ans Löschen gemacht, vermochten aber dem Element nicht Einhalt zu tun; auch war zu wenig Wasser vorhanden. Die Magd, die, merkwürdig genug, ihr Sonntagskleid am Leibe hatte, kniete vor dem Zaun und betete. Gegen Morgen rückten die Löschmannschaften aus Würzburg an; die Flammen züngelten aber nur noch aus vier Ruinen.

Ursanner begab sich in die Stadt und mietete sich in einem Gasthaus in der Nähe des Domes ein. In dem schmutzigen kleinen Zimmer schrieb er folgenden Brief an Agathe.

„Es ist alles vorüber. Ihnen die Vorgänge in ihrer Reihe zu berichten, dazu fehlt es mir an Mut, an Klarheit und an Worten. Die Kinder sind weg, Haus und Hof sind eingeäschert, ich selbst bin auf dem Weg nach Frankreich. Ich lasse in der Heimat nichts zurück, was mir die Trennung erschwert. Ich lösche das Gedächtnis an ein Land aus, das meine Kräfte gemordet, meine Fähigkeiten erstickt, meine Hingebung mit Verachtung bezahlt und meinem Gemüt die unheilbare Krankheit des Menschenhasses eingeimpft hat. Ich gehe nach Frankreich, um dort in den Kriegsdienst zu treten. Die Franzosen schlagen sich fortwährend in Mexiko, in Algier und in Asien. Der Marschall Montauban, bekannt oder berüchtigt durch seine Expedition in China, weiß von mir, denn er war ein Jugendfreund meiner Mutter. Leben Sie wohl, teure Frau. Ihr Bild raubt meinen letzten Erlebnissen etwas von ihrer würgenden Schmach. Schenken Sie dem armen Flüchtling bisweilen einen freundlichen Gedanken. Achim Ursanner."

Agathe hatte die Nachricht von dem Brand in Randersacker durch die Würzburger Botenfrau erhalten, die zweimal wöchentlich nach Erfft kam. Die Zeitung brachte nur eine flüchtige Notiz. Es wurde allgemein angenommen, daß das

Feuer gelegt worden sei, und nun erhoben sich Stimmen der Bevölkerung, die für Ursanner Partei ergriffen und dem Kesseltreiben gegen den unglücklichen Mann steuern wollten. Eben hatte sich Agathe entschlossen, zu Ursanner zu fahren, als sie seinen Brief bekam. Während des Lesens konnte sie sich der Tränen nicht erwehren. Da der Umschlag den Würzburger Poststempel trug, drängte es sie in die Stadt, aber bei weiterem Bedenken sah sie das Fruchtlose eines solchen Schrittes ein, da sie nicht wußte, wo er wohnte und er wahrscheinlich schon abgereist war. Im Lauf der Tage begrub sie ihre mitfühlende Trauer still in ihrer Brust, und eigene Not brachte die des Freundes in Vergessenheit.

Daran war vor allem Silvia schuld. Das Kind verlor seinen Frohsinn nach und nach gänzlich. Es liebte seine ehemaligen Spiele nicht mehr, nur selten hörte man sein unbefangenes Geplauder, und das immer blasser werdende Gesichtchen gab der Mutter Anlaß zur Sorge. Am meisten betrübte es Agathe, daß das Mädchen immer jäh die Augen senkte, wenn es ihrer ansichtig wurde, und Agathe gewann allmählich den Eindruck, daß ein bestimmter Argwohn in dem Kinde wuchere. Mit Schrecken nahm sie wahr, daß Silvia ihr kein Vertrauen mehr entgegenbrachte, und um so beklommener war ihre Lage, als sie es bei sich für unmöglich erklärte, dem achtjährigen Geschöpf triftige und verständliche Aufschüsse zu geben. Sie ahnte ja, was das forschende und gequälte Wesen Silvias zu bedeuten hatte, und obwohl sie sich sagte, daß dieser unentwickelten Seele die volle Empfindungskraft und der entschiedene Wille eines erwachsenen Weibes eigen sei, verbot ihr der verwunderte Hochmut und jene Scham, welche gewisse Mütter bei frühen Persönlichkeitsäußerungen ihrer Kinder spüren, dem armen kleinen Herzen in seiner Bedrängnis beizustehen.

Oft trat sie am Abend an das Bett Silvias, wenn diese mit offenen Augen dalag und in die Dunkelheit schaute. Einmal glaubte sie das Kind im Schlaf, da beugte sie sich und küßte

es auf die Stirn. In demselben Augenblick bemerkte sie, wie Silvias beide Hände sich zu Fäusten zusammenkrampften, und die zuckenden Wimpern verrieten, daß der Schlaf geheuchelt war. Agathe empfand einen heftigen Schmerz; Zentnerlast wälzte sich auf ihre Brust, und still ging sie hinaus. Eines Tages im Juli geschah es, daß ein Hagelwetter das Getreide auf den Feldern und den Wein an den Stöcken niederschlug. Die Erntehoffnungen für dieses Jahr waren vernichtet. Agathe saß im großen Wohnzimmer, den Kopf in beide Hände gestützt, und Inspektor Marquardt stand neben ihr, verlegen, finster und schweigsam. Währenddem ging die Türe auf und Silvia kam herein. Sie stellte sich zwischen den Inspektor und ihre Mutter und sah diese an, und Agathe wurde aufmerksam auf Blick und Miene des Kindes. Es war der große, kalte Blick befriedigter Rache, die grausame Miene der Genugtuung. Unwillkürlich erhob sich Agathe. „Was willst du?" herrschte sie das Kind an, „geh! Geh mir aus den Augen." Ein Zittern überflog Silvias Glieder, und sie gehorchte. Der Inspektor schaute ihr mitleidig nach, weil er dachte, ihr sei Unrecht geschehen.

Einige Wochen später war es, als Agathe den Brief Sylvesters erhielt, den er in dem kleinen Wirtshaus in Twickenham geschrieben. Mit unendlicher Bitterkeit las sie die Sätze, die ihr zu verstiegen und zu demütig erschienen, um ihr Gefühl aufzurühren. Doch wußte sie sogleich, was für eine Bewandtnis es mit dem Brief hatte und daß er von verhängnisvollen Banden umstrickt sein mußte, um so vor ihr zu betteln. Sie hatte sich längst abgefunden mit ihrem Los, doch die mahnende Stunde, das unerbittlich Gegenwärtige des Bruchs und der Zerstörung wirkte auf sie als ob man ihr die Haut vom Leibe risse. Silvia saß draußen auf einem hochbeladenen Heuwagen; sie hatte den Briefträger gesehen und konnte durch die offnen Fenster in die Stube blicken. Nun kletterte sie vom Wagen herunter und eilte ins Haus. Zögernd trat sie ein, richtete aber die Augen furchtlos gegen Agathe und fragte:

„Was schreibt denn der Vater?" Agathe war betroffen von der Divination wie auch von der verstellten Ruhe in der Stimme des Kindes. Es war das erstemal, daß sich Silvia durch eine unmittelbare Frage nach ihrem Vater erkundigte, aber der mißtrauische und heimlich gereizte Ton erzürnte Agathe, und sie antwortete: „Deinem Vater geht es gut. Was dich betrifft, so nimm dich in acht, Kind, daß du mir nicht durch Dünkel und Vorwitz verhaßt wirst. Nicht was du sprichst, sondern wie du dich gibst, ist über deine Jahre und steht dir nicht an. Wenn du älter und klüger bist, wirst du einsehen, daß man mit einem so kleinen Mädchen nicht über die ernsten Dinge sprechen kann, die Vater und Mutter beschäftigen."

Silvia lächelte. Es war ein sehr besonderes Lächeln, das ungefähr zu sagen schien: „Du weichst mir aus und du willst mich täuschen, aber ich frage ja nur, um zu ergründen, ob du mich täuschen willst." Nicht Dünkel und Vorwitz lag in dem Lächeln, sondern eine gleichsam in Träumen gewonnene Erfahrung. Von diesem Tage an wünschte Silvia, daß sie sterben möge, denn nun wähnte sie die Gewißheit erlangt zu haben, daß der Vater nicht zur Mutter zurückkehren werde. Warum es so war und so sein mußte, begriff sie nicht; daß es so war, überhauchte ihr Wesen mit einer Schwermut, die aus der abgöttischen Liebe zum Vater stammte. Sie entbehrte ihn; sie verdorrte ohne ihn wie eine Blume ohne Regen. Sein Tod hätte sie vielleicht härter getroffen, doch hat der Tod für die Phantasie eines Kindes eine abschließende und verklärende Macht. Sie wußte, daß er lebte, irgendwo draußen in der Welt lebte, und die Tatsache seines plötzlichen Verschwindens, seiner Abwesenheit, seines Fernbleibens erfüllte sie mit um so größerer Bangigkeit und Sehnsucht, als sie in sich selber die Ursache davon erblickte.

Sie bildete sich nämlich ein, daß er nur deshalb fortgegangen war, weil er sie nicht mehr hatte leiden mögen, weil er Unarten an ihr entdeckt und sie häßlich gefunden hatte und eine

andere, bessere, schönere Silvia haben wollte. Sie entsann sich, wie oft sie ihn geärgert hatte durch Grimassenschneiden, Lärmen auf der Treppe, Naschhaftigkeit und Ungehorsam; sie konnte sich dies nicht verzeihen, nie, solange sie lebte, würde sie sichs verzeihen können. Nur um von dem Gewicht der eigenen Schlechtigkeit nicht erdrückt zu werden, verfolgte sie das Tun und Treiben der Mutter mit tadelsüchtigen Augen, war fast glücklich, wenn sie einen Fehler, eine Schwäche an ihr beobachtete, und mit derselben wunderlichen Unbarmherzigkeit stand sie den Dienstleuten gegenüber und allem Mißgeschick, das dem Hause zustieß.

Bisweilen erwachte sie in der Nacht, und ihr war als habe sie den Vater lachen gehört. Dann vermochte sie sich seine Züge so eindringlich vorzustellen, daß sie seine beim Lachen blitzenden Zähne sah und seine Augen, deren spottlustiger Glanz sie oft ergötzt hatte. Am meisten hatte sie ihn bewundert, wenn er ritt, sie kannte kein größeres Vergnügen als in einer dunklen Ecke zu kauern und sich zu erinnern, wie prächtig er auf dem Pferde gesessen war und wie die Leute auf den Feldern sich von ihrer Arbeit aufgerichtet hatten, um ihm nachzuschauen.

Es verging kein Tag, ohne daß sie der Gefahren dachte, die ihn draußen in der unbekannten Welt bedrohten. Wilde Tiere konnten ihn überfallen; er konnte von einer Eisenbahnlokomotive ergriffen und von den Rädern zermalmt werden; er konnte in ein tiefes Wasser stürzen, sich in einem Wald verirren, in die Hände von Räubern geraten; er konnte einen Feind haben, der in einer finstern Gasse hinter ihm herschlich, um ihn zu erstechen; er konnte krank werden und kein Mensch war da, der ihn pflegte. Jede solche Möglichkeit malte sie sich aus, bis ihre Kraft zu denken vor Mitgefühl und Kummer erlosch.

Ihr dünkte, daß es gut und mutig wäre, hinauszuziehen und ihn zu suchen. Sie war davon überzeugt, daß sie ihn finden würde. Den ganzen Sommer über spielte sie mit

diesem Plan, und schon mehrmals hatte sie sich aufgemacht und war ein Stück Wegs über die Chaussee marschiert, um dann furchtsam wieder umzukehren. An einem Tag im Oktober war sie weiter gelangt als vordem, da hörte sie lautes Rufen und stehenbleibend sah sie die dicke Österlein auf sich zurennen. Unter Schelten und Küssen schleppte sie den entflohenen Liebling zurück, und erst als Silvia versprach, einen derartigen Frevel nicht mehr zu begehen, gelobte sie, gegen die Mutter zu schweigen. Auf Silvia hatte das Versprechen keine andere Wirkung, als daß sie sich vornahm, beim nächstenmal pfiffiger zu sein. Ein paar Wochen lang wurde sie freilich von Frau Österlein mit Argusaugen bewacht, und Silvia grämte sich, daß die Tage immer kürzer wurden und das Wetter immer schlechter.

Es war an einem Morgen, als Agathe wegen der fälligen Zinsen der von Sylvester in Paris aufgenommenen Anleihe nach Eggenberg zu fahren beschlossen hatte. Sie wußte nicht, wie sie das Geld auftreiben sollte und sah sich gezwungen, Hilfe oder wenigstens Rat vom Major zu erbitten. Silvia schlief noch, als sie ging. Zufällig berührte sie die Stirn des Kindes und sagte zur Österlein, die Stirn scheine ihr heiß, die Frau möge achtgeben und Silvia im Zimmer halten. Silvia erhob sich mit einem Fröstеln aus ihrem Bette und ließ sich von der Pflegerin ankleiden, was seit Monaten nicht mehr vorgekommen war, denn sie war in solchen Dingen sehr selbständig. Darauf ging Frau Österlein ins Bügelzimmer und dachte, das Mädchen werde wohl bei seinen Schreibheften sitzen bleiben. War es nun der fieberische Zustand oder das erwünschte Alleinsein oder die zu undämmbarem Drängen gewordene Sehnsucht, genug, Silvia verließ auf einmal die Stube und das Haus, schritt, ohne gesehen zu werden, über den Parkweg an der Orangerie vorbei und durch eine kleine Gartenpforte gegen den mehrere hundert Meter weit entfernten Wald. Sie hatte weder den Mantel angezogen, noch

ihre Mütze aufgesetzt, aber sie spürte den rieselnden Regen nicht und ging erst langsamer, als sie unter den Bäumen war. Wie ist das nur, überlegte sie, es geht immer weiter, da vorn geht es immer weiter, da hinten geht es immer weiter und in den Himmel hinauf geht es immer weiter: es ist komisch und langweilig. Die neblige Dunkelheit im Forst erschreckte sie, und bald fühlte sie sich äußerst müde. Sie mußte beständig zu Boden schauen; sooft sie den Blick erhob, drehte sich alles im Kreise um sie. Die Stille tat ihr weh, aber wenn das dürre Laub unter ihren Füßen raschelte, wollte ihr Herz vor Angst brechen. Zuweilen bog sich der Weg nach links oder nach rechts, dann glaubte sie, der Vater komme ihr entgegen, und sie beschleunigte ihren Schritt. Allmählich wurden jedoch die Beine gar zu schwer; und wie kalt es plötzlich war; es schüttelte sie durch und durch. Sie setzte sich auf einen Wurzelstrunk und schluchzte leise in sich hinein. Schließlich fiel sie auf die Seite und verlor die Besinnung.

Gegen Mittag kam ein Holzfäller vorüber. Erstaunt betrachtete er das bleiche, überirdisch schöne Gesicht des anscheinend schlummernden Kindes, warf seine Last zur Erde, hob das Mädchen aus dem nassen Moos und trug es über eine Stunde Wegs nach Erfft zurück, wo alles in größter Sorge und Bestürzung war. Frau Österlein, der Inspektor, der Gärtner, der Stallbursche und zwei Mägde hatten die Gegend schon nach jeder Himmelsrichtung durchstreift, nur an den Wald hatte keiner gedacht. Frau Österlein war stumm erschüttert, als sie das Kind aus den Armen des Bringers nahm. Sie trug die bewußtlose Silvia in deren Zimmer, riß ihr die Kleider vom Leib und brachte sie zu Bett. Zwei Stunden später begann die Kranke zu delirieren. Am Abend, noch ehe Agathe eingetroffen war, kam der Arzt, und als er ging, sagte er zu Frau Marquardt, die ihn in den Flur begleitete: „Ich fürchte, das Kind wird den morgigen Tag nicht mehr erleben."

Während seiner dreitägigen Reise hatte sich Sylvester keine Rast gegönnt; jetzt, unmittelbar vor dem Ziel, wäre er am liebsten wieder umgekehrt. Unter dem Vorwand, seinen Koffer erwarten zu müssen, blieb er in Würzburg. Die Frage, ob er seine Ankunft in Erfft melden oder überraschend in sein Haus treten sollte, verursachte ihm eine ungebührliche Pein der Überlegung. Wenn er an die ersten Augenblicke des Wiedersehens mit Agathe dachte, entsank ihm der Mut, und er wünschte Agathe auf irgendeine Weise entfernen zu können, um Silvia für sich zu haben. Die ganze Kleinlichkeit und Engigkeit des bürgerlichen Daseins gähnte ihm wieder entgegen, die Geldsorgen, die geistlosen Geschäfte, das Übelwollen beflissener Verwandten und alles, was in dem Verhältnis zu Agathe zum Austrag gelangen sollte. Er nahm sich vor, vierzehn Tage in Erfft zu bleiben. Bis dahin mußte die Entscheidung gefallen und der Weg in die Zukunft offen sein. Von der Seite Agathes auf einen Widerstand gefaßt, den er bei ihrer herben Natur als schwer bekämpfbar schon jetzt empfand, hatte er doch die Gründe gesammelt, die sie zur Nachgiebigkeit bewegen mußten, und so beredt, so mild und so bezwingend war er nie gewesen wie in den einsamen Stunden, in denen er sich die Gespräche mit Agathe zurechtlegte. Nach solchen stillen Exerzitien überkam ihn immer eine hoffnungsvolle Stimmung.

Er wohnte nicht in dem Hotel, dessen Bedienstete vor einem Jahr Zeugen des Auftritts mit der schönen Rahel gewesen waren. Am dritten Morgen trieb es ihn nach dem Gäßchen, in dem der Laden des Händlers war. Tür und Auslagefenster waren mit Rollbalken versperrt, das ganze Haus machte den Eindruck, als ob es verlassen sei. Indes Sylvester sinnend davor stand, gewahrte ihn der Portier des Gasthofs, erkannte ihn, trat mit einem halb vertraulichen, halb respektvollen Grinsen heran und erzählte, daß seit jenem Tage, der Herr Baron wisse schon, seit welchem, der Alte seine Budike nicht mehr

geöffnet habe. Seine Tochter habe den Verstand verloren, sie tue nichts anderes als am Fenster sitzen und stumpfsinnig vor sich hinstarren. Sie habe bloß eine einzige Liebhaberei, man könne es ruhig eine Tollheit nennen: jede Woche einmal gebe ihr der Vater eine Uhr, eine richtige Taschenuhr, die zerstöre sie dann, ziehe die Feder und die Schräubchen heraus und sei glücklich, wenn alle Bestandteile Stück für Stück vor ihr lägen. Der Alte habe mehrere Uhren, die er dann immer wieder zusammensetzen lasse, um der Tochter von neuem eine Freude zu bereiten, denn die Uhr müsse ticken; wenn sie nicht ticke, lasse das Mädchen sie unberührt. „Finden Sie nicht, Herr Baron, daß das eine seltene Art von Verrücktheit ist?" schloß der joviale Mann seinen Bericht.

Sylvester antwortete nicht und ging weiter. In seinem Quartier angelangt, forderte er seine Rechnung und bestellte für den Nachmittag einen Wagen. Sodann verabschiedete er den getreuen Adam, der mit der Post nach Dudsloch fahren sollte. Adam Hund war aufgeregt wie ein Bräutigam am Hochzeitsmorgen und sah aus wie ein lebendiger Beweis für die Hinfälligkeit aller Theorien. Er hatte seinem Weib ein silbernes Armband, einen buntgesprenkelten Schal, ein Paar Filzschuhe und ein halbes Dutzend roter Strümpfe gekauft, und mit diesen Gegenständen in seinem Rucksack dünkte er sich gegen alle künftigen Unbilden an seinem ehelichen Himmel gefeit. Sylvester zahlte ihm den vereinbarten Lohn und schenkte ihm außerdem noch zwanzig Taler.

Um drei Uhr rumpelte die plumpe Kutsche, die ihn nach Erfft bringen sollte, über das holprige Pflaster der Stadt. Plötzlich ergriff ihn eine sonderbare Ungeduld. Auf der kotigen Straße ging es so langsam vorwärts, daß er einigemal ausstieg und mit raschen Schritten weitereilte. Es dämmerte bereits, als er die Häuser von Erfft sah. An der Landstraße befand sich eine kleine Schenke, er befahl dem Kutscher, hierzubleiben und erst in einer halben Stunde nachzufahren, dann

schlug er in der beginnenden Dunkelheit einen wohlbekannten Fußpfad ein.

Der Platz vor dem Haus lag öde. In den Stuben brannte noch kein Licht, auch im Flur war es noch finster. Er stieg die Treppe empor; kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören. Am Ende des Gangs war Silvias Zimmer. Der Lichtschein im Schlüsselloch glich einem Stern. Da trat aus einer Tür zur Linken eine in der Dunkelheit nur umrissene Gestalt. Sylvester blieb stehen. „Bist du es, Agathe?" fragte er leise. Agathe stieß einen Schrei aus und klammerte sich an den Pfosten, als ob sie fliehen wollte und ihr der Weg abgeschnitten wäre. Die Tür von Silvias Zimmer wurde geöffnet, und auf der Schwelle erschien Frau Österlein mit warnend erhobenem Finger. Ihr zum Flüstern schon bewegter Mund erstarrte, als sie Sylvesters ansichtig wurde. In dem breit auf den Flur fließenden Lampenlicht konnten Sylvester und Agathe einander in die Augen sehen.

Er reichte ihr die Hand. Stumm und kalt lag ihre Hand in seiner. „Wie geht es dir, Agathe?" Sie antwortete nicht. Matt deutete sie gegen Silvias Zimmer. Sylvester griff sich an die Stirn; fünf Schritte, und er stand vor dem beleuchteten Gemach. Frau Österlein wollte ihm den Eintritt verwehren, er schleuderte sie beiseite. Agathe folgte mit einem dumpfen Lächeln. Als Sylvester vor Silvias Bett auf die Knie gestürzt war und verzweifelt in die vom Fieber aufgeschwemmten Züge des Kindes schaute, als er die lieben, sinnlosen Worte, das erbarmungswürdige Röcheln vernahm, dem gebrochenen, heißen, suchenden, nicht erkennenden Blick begegnete, krampfte er die Hände in das Linnen und fühlte selbst den Tod, der diese Seele seiner Seele bedrohte. Eine Klage, ein Bekenntnis, ein Gelübde, ein irres Gebet, eine Forderung an Gott, ein zerknirschtes Hinsinken, Vermessenheit, die ein Schicksal leugnet, während es sich vollzieht, wie nichtig und niedrig empfand er es selbst, wie glich es dem Zappeln eines Tieres, das zertreten wird!

Agathe legte ihm die Hand auf die Schulter. Er verstand sie, erhob sich und ging hinter ihr aus dem Zimmer. Im Flur sagte sie: „Letzte Nacht glaubten wir schon, es sei aus mit ihr, da begann sie plötzlich zu schlummern. Heute mittag ist das Fieber mit doppelter Gewalt zurückgekehrt. Vorhin war der Doktor hier. Läßt das Fieber in einer Stunde nicht nach, so ist sie verloren.

Der Inspektor und seine Frau hatten von Sylvesters Ankunft gehört. Sie kamen die Treppe herauf und begrüßten ihn.

Anderthalb Stunden lang saß Sylvester in seinem Zimmer. Um acht Uhr trat Agathe herein und sagte: „Sie schläft." Sylvester war es als löse sich ein um seinen Hals geschlungener Strick. Agathe sank in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Ich bin müde," flüsterte sie nach einer Weile, „ich habe seit vorgestern kein Auge zugetan. Auch du wirst müde sein. Gute Nacht."

In seinem ganzen Leben hatte sich Sylvester nicht so allein gefühlt wie an diesem Abend in seinem eigenen Haus.

Das menschliche Dasein setzt sich aus Tagen zusammen, die Tage haben ihre Zeiten, jede der Zeiten hat ihr Erfordernis, Schlaf die eine, Arbeit die andere, Sättigung die dritte, und wer schlafen will, dem muß das Bett gerichtet werden, und wer essen will, dem muß Speise gekocht werden, und wenn nun zwei Menschen unter demselben Dach hausen, sind sie durch kleinliche Bedürfnisse aufeinander angewiesen, und meiden sie sich auch, so sind sie durch die Dinge gebunden; die Sorge des einen lastet auf dem Genuß des andern, das Böse, das zwischen ihnen liegt, wird zerstückt, das Gute, das sie suchen, in unerwartete Bahnen gelenkt, entschiedenes Gefühl bleibt nicht bestehen, der Blick verrät die Absicht, das Wort verdunkelt sie, körperliche Nähe gibt der Atmosphäre eine Beschaffenheit, die Einfluß auf die Gedanken und Entschlüsse

nimmt, und was mutig geplant war, endet in Zweifel und feigem Aufschieben.

Sylveſter erfuhr dies. Er war gekommen, um ein Band zu zerreißen; nun umſchlang dieſes Band in hundert und aber hundert Windungen ſeine Glieder, und jeder Verſuch, ſich der Feſſeln zu entledigen, erzeugte eine Wunde. Als Silvia wieder ihre Beſinnung erlangt hatte und er an ihr Lager treten durfte, nachdem ſie vorbereitet war, als das Kind ihn wie außer ſich umhalſte und dabei lachte und weinte und immer wieder ſehen und greifen wollte, ob er es wirklich ſei, wiſſen wollte, ob er ſie noch lieb habe, ob er zu Hauſe bleibe und vieles ſonſt, was ſie nur ſtammeln und ſchluchzen konnte, als ihre Händchen ſich ſtets von neuem nach ihm ausſtreckten, ſobald er, um ihren Zuſtand zu ſchonen, Miene machte, ſich zu entfernen, da begann er die Kette und die Wunden, die ſie ſchürfte, zu ſpüren, und ratlos fragte er ſich, was nun geſchehen ſolle.

Kurz darauf kam Agathe in ſein Zimmer. „Ich bitte dich nur um eines, Sylveſter," ſagte ſie, „das Kind darf vorläufig nicht ahnen, wie es um uns ſteht. Ich will auch nicht, daß zwiſchen uns etwas beſprochen wird, ehe Silvia ganz geſund iſt. Wenn wir bei ihr ſind, es läßt ſich nicht vermeiden, daß wir manchmal alle beide bei ihr ſind, müſſen wir uns ſorgfältig hüten, ihren Verdacht zu erregen. Es würde ſie vielleicht töten." Nach dieſen Worten entfernte ſich Agathe wieder. Sylveſter fragte ſich verwundert: Was meint ſie? Was weiß ſie? Will ſie mir zu verſtehen geben, daß ſie es aufs Äußerſte ankommen laſſen wird, und will ſie mich mürbe machen durch Ungewißheit?

Doch erſtaunte er über ihre Haltung, über ihre Würde. Sie grüßten einander am Morgen, ſie ſagten einander Gutenacht am Abend, ſie unterhielten ſich kühl und friedfertig bei Tiſch, ſie lächelten einander zu, wenn ſie an Silvias Bett ſaßen und ſpürten, mit wie angeſtrengter Aufmerkſamkeit Silvia ſie

beobachtete, sie vermochten es sogar, über die durch Sylvester heraufbeschworene Schuldenkalamität sachlich zu verhandeln, und als der Major und seine Frau herüberkamen, um der Rekonvaleszentin einen Besuch abzustatten, spielte Agathe die Komödie einer Gattin, die ihrem Mann einen Fehltritt großmütig verziehen hat und mit ihm in neuen Flitterwochen lebt. Der Major war finster und zurückhaltend; man sah es ihm an, daß er eine Auseinandersetzung wünschte und sie diesmal nur um Agathes willen vermied; Martha war voll Spott über die vermeintliche Dummheit Agathes und zeigte Sylvester eine verächtliche Kälte.

Unzählige Male sagte sich Sylvester: „Ich ertrage es nicht mehr." Aber es war etwas in Agathe, das ihn niederzwang und gefügig machte. Oft lag ihm ein Wort auf der Zunge, das sie nötigen mußte, ihm Rede zu stehen; es gefror und wurde wesenlos, ehe er den Mund öffnete. Heimlich ging er im Haus herum; heimlich pfiff er dem Hund und wanderte in den Wald; heimlich las er ein Buch; heimlich redete er mit dem Inspektor und gab Anordnungen und Befehle. Agathes rascher, kühner Schritt verfolgte ihn; es knarrten nachts die Dielen unter ihrem Schritt, und sie schlief doch. Unerbittlich schallte ihre tiefe Stimme. Ihr Auge war klar, der Blick fest. Niemals und mit keiner Gebärde rechnete sie auf sein Wohlgefallen und mit Strenge entäußerte sie sich alles dessen, was an weibliche Schlauheit, an weibliche Schwäche und an weibliche Sehnsucht erinnern konnte.

War sie zugegen, so vermochte er den Namen Gabriele nicht einmal zu denken. Der Name enthielt das Fremdeste und zugleich das Vertrauteste, ein auf einem geheimnisvollen Eiland geführtes Märchenleben, Glück und Verzicht, Schuld und Entbehrung. Er liebte sich selbst in diesem aus Herzensangst und Süßigkeit gemischten Gefühl. Sein Geist war in einem beständigen leichten Rausch; er glaubte zu spüren, daß er begehrt wurde, daß sie, die Ferne, mit ihren Träumen an

ihm hing, und er liebte sich selbst in ihren Träumen. Er sah ihre herrliche Gestalt im dunklen Kleid mit sanft verhaltenen Bewegungen: das junge Mädchen. Sie trauerte. Aber schon nahm die Welt sie auf, der sie angehörte, deren Geschöpf sie war durch ihre Kunst; schon vergaß sie den Mann, der an der Grenze zweier Lebensalter stand und sie um ihre Jugend und ihre Kunst betrügen wollte, vergaß ihre Leidenschaft für ihn, wie man einen Irrtum und die seine, wie man eine schöne Abendröte vergißt. Erste Liebe wählt nicht: das junge Mädchen ist die Kreatur des Liebenden. Kunst ist ein Moloch; sie frißt Seelen und läßt ihrem Opfer nur den Schein der Selbstbestimmung: die Sängerin geht zu den Menschen wie in der Sage die Schwanenjungfrauen in mondhellen Nächten ans Gestade gehen und verdammt und ausgestoßen werden, wenn man ihnen das Zauberkleid raubt.

Sylvester fing an, vieles als Gesetz und Notwendigkeit zu begreifen, was er kurzsichtig als Mißgunst des Geschicks beklagt hatte, und voll Resignation folgerte er, daß sein Leben nutzlos, überflüssig und verbraucht sei.

Eines Abends, es war ungefähr eine Woche nach seiner Heimkunft, saß er mit Agathe beim Nachtessen. Sie waren zum erstenmal allein bei Tisch; bisher hatte Agathe immer den Inspektor und dessen Frau eingeladen. Sylvester aß lustlos und in kleinen Bissen und fand das Beisammensein beklemmend. „Marquardt hat gestern eine Andeutung fallen lassen, daß Achim Ursanner nicht mehr in der Gegend weilt," sagte er endlich; „das ist mir neu. Ich habe vergessen, den Inspektor deswegen zu fragen. Weißt du etwas Näheres?"

Agathe erzählte, wie sie vor einem Jahr Achim Ursanner besucht habe, wie sich aus einem Gespräch ein Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen entwickelt und wie er einmal im Sommer in Erfft gewesen; wenige Tage später sei das Anwesen in Randersacker abgebrannt und er habe ihr geschrieben. Den Brief wußte sie beinahe Wort für Wort auswendig.

Sylvester runzelte die Stirn. Es war der blanke Widerspruchsgeist, der ihn zu der Bemerkung veranlaßte: „Es scheint mir aber doch, daß der gute Achim ein wenig wie ein Schwärmer und Starrkopf gehandelt hat. Um mit den Menschen zu leben, muß man sich ihrer zu bedienen wissen, nicht aber sie durch kindischen Trotz in Teufel verwandeln."

„Findest du?" antwortete Agathe ruhig. „Ich dagegen finde, daß er wie ein Mann gehandelt hat."

Sylvester blickte jäh in ihr Gesicht. Das hatte messerscharf geklungen. „Es gibt vielerlei Arten, wie ein Mann zu handeln," versetzte er abweisend.

„Nein; es gibt nur eine einzige."

„Und die wäre?"

„Die ist: durch die Tat bekräftigen, daß außerhalb des egoistischen Wohlbefindens noch etwas anderes, etwas Höheres existiert."

Sylvester zuckte die Achseln. Nach ein paar Minuten stand er auf, verbeugte sich höflich und ging in die Bibliothek. Er warf sich in den breiten Polsterstuhl und dachte über Agathes Worte nach. Er haßte sie, weil sie den Mut besaß, ihm dergleichen zu sagen; er haßte sie, weil diese ihre Äußerung einen so tiefen Eindruck auf ihn übte; er wäre gern zurückgegangen, um ihr zuzurufen: „Ich hasse dich," wenn er nicht neben dem Haß etwas empfunden hätte, das ihn klein und befangen machte. Regungslos kauerte er einige Stunden hindurch. Plötzlich richtete er sich empor und rief laut: „Es muß noch heute geschehen. Für uns beide ist kein Raum in demselben Haus."

Im Speisezimmer war es längst finster. Er hatte der Zeit nicht geachtet und wunderte sich, als er wahrnahm, daß die Mitternacht vorüber war. Da er aber den Augenblick benutzen wollte, der seinem Vorsatz den höchsten Schwung verliehen hatte, betrat er Agathes Schlafgemach, entschlossen, sie zu wecken. Er hatte eine Kerze angezündet und trug sie in der Hand. Als er die Tür geöffnet hatte, war er erstaunt zu sehen,

daß mitten im Zimmer ein gepackter Koffer stand. Agathe schlief fest. Ihr Gesicht war blaß, um die Lider war ein Zug von Müdigkeit. Sylvester zauderte. Er hatte stets Ehrfurcht vor dem Schlaf empfunden. Während er noch überlegte, fiel sein Blick auf den kleinen Schreibtisch und auf einen Brief, der, sicherlich kurz vorher geschrieben, noch offen dort lag. Er setzte sich hin und las: „Das Kind ist Gott sei Dank so weit, daß ich für mehrere Wochen zu Martha fahren kann. Bleibe so lange bei ihm, bis du selber Erfft wieder verlässest. Ich gebe dir die Freiheit. Ich hindere dich nicht, dir ein neues Leben zu schaffen, das deinen Hoffnungen entspricht. Ich sehe ein, daß ich dir nicht mehr genügen kann, und du mußt wissen, daß ich dir die Achtung nicht mehr entgegenzubringen vermag, ohne die eine Ehe zur Hölle wird. Laß dich nicht durch die Sorge um mein ferneres Glück oder Unglück beirren. Ich bin gesund und kräftig, und ein Ereignis, auf das ich so lange vorbereitet war, kann mich nicht zerschmettern. Gehorche der Stimme deines Herzens. Möge es zum Segen für dich sein. Die innerlich vollzogene Trennung auch äußerlich in aller Form und tunlichst rasch durchzuführen, darf ich dich wohl bitten. Agathe."

Sylvester las den Brief dreimal. Da hörte er ein Geräusch und wandte sich um. Agathe war erwacht und hatte sich, den Kopf auf die Hand gestützt, halb aufgerichtet. Schweigend blickte sie herüber; schweigend erwiderte er den Blick. Mit einer unwillkürlichen Bewegung zog Agathe die Bettdecke bis an das Kinn. Kein Vorspiel eines Lächelns war in ihrem Gesicht, aber auch kein Unwillen, kein Befremden, keine Frage, nichts als eine unbeschreibliche Ruhe. Sylvester stand auf, nahm die Kerze und sagte: „Gute Nacht, Agathe." In ihm tobten die seltsamsten, einander feindseligsten Gefühle, aber wenn man ihn auf die Folterbank gelegt hätte, um ihm ein Wort zu entpressen, er hätte nichts anderes hervorbringen können als dieses: Gute Nacht, Agathe.

In der Bibliothek griff er blind nach einem Buch. Es war die Bibel. Er schlug eine Seite auf und las unter den Sprüchen Salomonis: Bewahre dein Herz, denn aus demselben quillt das Leben.

Agathe war fort. Wenn Silvia sich nach ihrer Mutter erkundigte, wußte Sylvester nicht, was er sagen sollte, denn das Kind hatte ein Auge, vor dem sich schwer lügen ließ. Oft betrachtete sie den Vater so forschend als sei sie von der Sicherheit der gegenwärtigen Umstände keineswegs überzeugt. Sie durfte schon aufstehen, mußte jedoch, des harten Winters wegen, das Zimmer hüten. Beim Erwachen war ihr erstes Wort der Vater, ihr letztes Lächeln am Abend war für ihn. Er spielte Kugel- oder Lottospiele mit ihr, oder er setzte sie auf sein Knie und erzählte ihr Geschichten, in denen zumeist von Piraten und Gespensterschiffen die Rede war. Sie hing an seinem Mund mit einem Entzücken, das nicht bloß der Geschichte galt; sie bewunderte seine Stimme, seine Art zu sprechen, seinen Blick und die Bewegungen seiner Brauen. Zartfühlend erriet sie auch jede Stimmung, in der sie ihm zur Last fiel; dann beschäftigte sie sich auf eigene Faust.

So verflossen anderthalb Wochen. Sylvester hatte während dieser Zeit viele Schreibereien, da er jetzt erst die Unordnung überblicken konnte, in die er die Wirtschaft gestürzt hatte. Er korrespondierte mit Agenten, mit Privatbanken und mit einem reichen alten Onkel, der im Westfälischen lebte, und war ernstlich bemüht, seine Torheiten wieder gutzumachen. Bei alledem war seine Lage so sonderbar, daß er immer die Empfindung hatte, er tue etwas ganz anderes als was er hätte tun sollen. Wartete Agathe nicht darauf, daß er fortging? War sie nicht seinem verwegensten Wunsch zuvorgekommen, indem sie ihm schenkte, was er ihr hatte abkämpfen wollen? Wie kam es, daß er blieb? Er begriff sich selber nicht. Zwang

er sich zum Nachdenken, so fand er nur Ausflüchte. Eine solche Ausflucht war es, als er sich eines Tages sagte, es bedürfe, um dem unnatürlichen Schwanken ein Ende zu machen, noch einer Unterredung mit Agathe. Er schickte ihr durch den Gärtnerburschen einen Brief, welcher lautete: „Liebe Agathe! Morgen werde ich vierzig Jahre alt. Vielleicht ist dies der Grund eines Zögerns, das dir unerklärlich erscheinen mag. Der Kreuzweg, an dem ich im Solstitium meines Lebens stehe, stimmt mich wider meinen Willen feierlich. Ich kann deinen nächtlichen Brief nicht als einen Abschluß betrachten. Gib mir Gelegenheit, dich noch einmal zu sehen. Wir müssen als Freunde voneinander scheiden. Eine Existenz im Paradies wäre mir vergällt, wenn ich dich entfremdet wüßte. Ich schlage dir vor, daß wir uns morgen nachmittag in Dudsloch treffen, es ist ein neutraler Ort zwischen den feindlichen Lagern. Benachrichtige mich, ob du kommen wirst."

Agathe trug dem Boten mündlich ihr Einverständnis auf.

Dudsloch war vier Kilometer von Eggenberg und sechs von Erfft entfernt. Es lag in ziemlich ebener Landschaft und war auf drei Seiten von Wäldern umgeben; im Südosten war das Maintal. Mehr eine Meierei als ein Gutshof zu heißen, bestand es nur aus einem einfachen Bauernhaus und einigen Stallgebäuden. Sylvester ritt nach dem Mittagessen hinüber und wurde von Adam Hund mit schwermütiger Herzlichkeit, von Frau Brigitte Hund mit einem mißlungenen Hofknicks empfangen. Frau Brigitte legte Gewicht auf repräsentative Manieren. Daß sie eine Megäre war, erkannte man an ihrer hohen Stimme und an ihrem sauersüßen Lächeln, von dem sie sich einbildete, es sei gewinnend. Adam sah herabgekommen aus; die große Welt, in der er verkehrt hatte, haftete noch an ihm wie, um in seiner eigenen bildhaften Sprache zu bleiben, ein Rosenblatt an einer Mistgabel. Während auf dem beschneiten Weg, der vom Strom heraufführte, Agathe sichtbar wurde, fragte Sylvester, ob die oberen Zimmer ordentlich

durchheizt seien; er hatte am Morgen den Stallknecht eigens deshalb nach Dudsloch geschickt. Adam bejahte; man habe auch gründlich lüften müssen, denn die Räume seien so lange versperrt gewesen, daß die Atmosphäre dick und muffig geworden sei.

Davon war noch etwas zu spüren, als Sylvester und Agathe eintraten. Es waren zwei Zimmer, schmal und niedrig wie Käfige, mit gelbgetünchten Wänden und altväterischen Möbeln. Hier hatten sie, weil damals das Erffter Haus umgebaut worden war, die ersten Wochen ihrer Ehe verlebt. Alle beide schienen diese Erinnerung in ihrem Gesicht auszulöschen, als sich ihre Blicke begegneten.

Agathe legte Pelzmantel und Pelzhaube ab, strich ihre Frisur glatt, rückte einen der winzigen Lehnstühle zum Ofen und ließ sich darauf nieder. „Was willst du mir also sagen?" begann sie trocken.

Sylvesters Stirn verfinsterte sich. Das ist eine ihrer Anwandlungen von hölzerner Verstocktheit, dachte er ärgerlich. Nach einem Stillschweigen versetzte er, indem er ihr gegenüber Platz nahm: „Ich will dir sagen, daß ich ... daß ich keine Freude an mir habe."

„Warum nicht? Ist denn nicht alles in Erfüllung gegangen, was du begehrt hast?"

„Es ist nichts davon in Erfüllung gegangen."

„Das tut mir leid. Jedenfalls liegt es nicht an mir, wenn deine Pläne fehlgeschlagen sind."

„Doch, Agathe, an dir, nur an dir."

„Ich verstehe dich nicht. Was für Opfer soll ich noch bringen?"

„Du willst mich nicht verstehen, Agathe. Ich habe dir ja geschrieben —"

„Du hast mir geschrieben, es sei dir unmöglich, im bösen von mir zu scheiden. Du legst Wert darauf, daß wir Freunde bleiben. Was soll ich dazu sagen? Ich finde, daß du einen Luxus treibst, der etwas Imponierendes hat. Es genügt dir

nicht, für die Befriedigung einer Laune den höchsten Preis zu zahlen, der bezahlt werden kann, du forderst auch, daß diejenige, die hauptsächlich die Kosten zu tragen hat, versichert, es sei nur eine Kleinigkeit, und man sei entzückt. Bin ich wie eine Kuh, die man melkt und auf die Weide treibt und wieder melkt und so fort, bis ans selige Ende?"

Sylvester verfärbte sich. „Jedes Wort, Agathe," erwiderte er gepreßt, „jedes Wort ist Mißverständnis und Entstellung. Ich befriedige nicht eine Laune, ich habe das Unglück gehabt, eine Katastrophe zu erleben; ich wage kaum, darüber zu sprechen. Meine Stimme versündigt sich an meinem Gefühl. Ich habe nichts zu beichten. Ich liebte ein wundersames Menschenwesen; ich liebte und wurde geliebt. Es war Verkettung von Anfang der Welt her. Hättest du mich in einen steinernen Sarg gemauert, ich hätte ihn zerbrochen und sie gefunden. Ich fand sie, und als ich sie gefunden hatte, verlor ich sie. Ich konnte dich nicht vergessen, Agathe. Wir beide konnten dich nicht vergessen. Was zwischen ihr und mir vorgefallen ist, dürfte ich meiner Tochter erzählen. Du warst so gegenwärtig, wie du es jetzt nicht einmal bist, so mächtig, daß ich vor dir zitterte, und wenn wir beieinandersaßen, dachten wir an dich, und unsere Liebe wurde zum Raub an dir. An einem solchen Tag ging sie, und ich habe sie nicht wieder gesehen."

Agathe senkte den Blick und antwortete lange nicht. „Ich wußte es," sagte sie endlich wie zu sich selbst, „es ist so, es ist genau wie du es schilderst. Aber was war vorher, Sylvester, ehe du zu ihr kamst? Vorher hast du doch mich und dich und dein Kind und auch sie, die Geahnte, an alles Niedrigste der Welt verraten? Hab ich unrecht?"

Sylvester zuckte zusammen. „Ja, es war so," gestand er zögernd, „ich will es nicht leugnen. Aber wozu die dunklen Labyrinthe aufdecken, in denen die Tiernatur ihre Feste feiert? Ich verteidige mich nicht, Agathe. Wenn du mich anklagst, hast du mich schon gerichtet."

„Ach, Sylvester, Mann, Mensch," rief Agathe bewegt, „das wollte mich alles nicht so kränken, wenn du nur offen gewesen wärest, nicht so schief, so verhehlt. Hatte ich mir nicht wenigstens deine Offenheit verdient?"

„Es war nicht Unoffenheit, Agathe. Ich wollte dich nicht hinunterziehen in die ... Labyrinthe. Und dann, du warst mir plötzlich so fremd geworden als Weib und zu vertraut als Mensch. Ich war in Gefahr, dich auf andere Weise zu verlieren, wenn ich nicht die Flucht ergriffen hätte. Was man auch Tiefsinniges über die Ehe sagen mag, zuletzt ist sie eine Angelegenheit der Nerven. Das Beste was sie sein kann, ist eine schicksalsvolle Freundschaft zwischen Menschen, die einander nicht stören. Wer mehr von ihr erwartet, belügt sich und wird grausam enttäuscht."

„Die bunten Gläser, durch die ich einst unser Leben betrachtet habe, sind mir schon lange aus der Hand geschlagen worden," sagte Agathe bitter.

„Das Unheil der Ehe besteht darin, daß sie vieles zur Pflicht macht, was freie Gabe sein soll," erwiderte Sylvester. „Wird dadurch nicht jede Gabe verdächtigt, jede Pflicht in Fron verwandelt? Der Anspruch auf Beständigkeit erzeugt Abtrünnigkeit, der Anspruch auf Treue Untreue. Sie legt dem stolzen Mann Fallen, die ihn erniedrigen, und wie soll er aufrichtig sein, wenn er fürchten muß, daß Aufrichtigkeit ein Verhältnis zerstört, das ihm trotz alledem unentbehrlich ist? Denn hier ist etwas Mysteriöses, wovor meine ganze Weisheit verstummt," fuhr er grüblerisch fort; „ich hatte geglaubt, ich sei nur deshalb zurückgekommen, um mit deiner Einwilligung von dir wegzugehen. Ich kann aber nicht von dir weg, Agathe. Das ist es eigentlich, was ich dir sagen wollte."

In Agathes Gesicht zeigte sich eine kaum merkbare Erhellung, als ob ein feiner Schleier abgerissen würde. „Wie kannst du denn bei mir bleiben mit der andern im Herzen?" entgegnete sie. „Sie würde dir immer engelhafter und ich

immer unzulänglicher erscheinen. Eine solche Rivalität zu ertragen, ist keine Frau fähig. Ich denke, du bist jetzt nicht stark und ehrlich, sondern schwach und gutmütig. So schön eine Brücke ist, so schauderhaft sind mir Notbrücken, besonders wenn sie über stürmisches Wasser führen. Nein nein, Sylvester, geh du nur hinüber ans andere Ufer; ich bleibe hier, wir wohnen ja doch nicht mehr im selben Land." Sie zog ihr Taschentuch, um es an die feuchten Augen zu bringen, besann sich aber in einer Regung des Trotzes und drückte es auf den Mund.

„Dann habe ich mich allerdings furchtbar geirrt," sagte Sylvester. Von allem, was ihm hätte widerfahren können, war ihm das standhafte Sträuben Agathes, das er anfangs dem Gefühl verletzter Würde zugeschrieben, das Unerwartetste. Daß sie ihn liebte, ihn allein, bedingungslos und ohne die Denkbarkeit eines Aufhörens, daran hatte er nicht im mindesten gezweifelt. Ihre Liebe war ihm so selbstverständlich gewesen wie die Luft, die er atmete; er hatte niemals die Möglichkeit erwogen, daß dieser Schatz an Liebe, den er in seltsam gleichgültiger Gewißheit für unerschöpflich gehalten, vergeudet werden könne; wie ein gesunder Körper seine inneren Organe nicht spürt, so hatte er die Kraft und Ausdauer dieser Liebe als etwas Gesetzmäßiges und ein für allemal Geregeltes hingenommen. Die Einsicht, daß dem nicht so war, weckte ihn förmlich auf; er begann anders zu sehen und zu hören; plötzlich erblickte er in Agathe ein Weib, das sich ihm versagte. „Was soll nun werden?" fragte er stockend, „willst du es nicht mehr mit mir versuchen?"

„Du bist Herr in deinem Haus, und ich kann unser Kind nicht im Stich lassen, also muß ich mich deinem Beschluß fügen," antwortete Agathe hart, und ohne auf Sylvesters beschwörende Gebärde zu achten, sprach sie weiter: „Versuchen? Was heißt das? Du traust mir eine Überlegenheit zu, die ich nicht besitze. Ich bin nicht rachsüchtig, aber ich kann nicht

hindern, daß das Erlittene auf mein Gemüt wirkt. Ich glaube nicht mehr an dich, Sylvester. Liegt dir an Verzeihung? Gibst du mir ein Recht, gibt es überhaupt ein Recht zu verzeihen? Dann habe ich dir verziehen seit dem Tag, an dem du kamst. Aber ich glaube nicht mehr an dich. Gern will ich zugeben, daß es von tiefer Bedeutung für dich war, was du erlebt hast. Aber gerade daß du es erlebt hast und daß es eines solchen Erlebnisses bedurfte, um dich zu beflügeln und deiner Seele Schwung zu geben, das macht dich klein in meinen Augen, weil etwas so Unreifes, etwas so Spielerisches und etwas so Zuchtloses darin liegt. Wenn ich dir weh tue, so vergib; ich mußte es sagen, und ich bin froh, daß es nun gesagt ist."

„Was aber müßte geschehen, damit du den Glauben an mich wieder gewinnst?" fragte Sylvester tonlos.

„Was geschehen müßte? Ich weiß es nicht. Oder vielleicht doch. Vielleicht müßtest du ... es ist schwer, das auszudrücken; ob du mich nur recht verstehst ... vielleicht müßtest du Achim Ursanners würdig werden."

„Achim Ursanners würdig? Wie meinst du das?"

„Es ist mein Gefühl so. Ich finde kein anderes Wort dafür."

Sylvester erhob sich und ging im Zimmer umher. Es dämmerte schon, und das blaue Schneelicht wurde violett. Die Stille war so groß, daß das Knistern der draußen von den Zweigen fallenden Flocken hörbar war.

„Willst du nicht gleich jetzt mit mir nach Erfft gehen?" wandte sich Sylvester an Agathe. „Martha kann ja deine Sachen morgen hinüberschicken, und Silvia freut sich, wenn du kommst." Er war bemüht, seiner Haltung und seiner Stimme Ungezwungenheit zu verleihen, jedoch es gelang ihm nicht. Agathe stand ebenfalls auf, sah ihn forschend an und nickte.

Sylvester verabschiedete sich vom Ehepaar Hund. Sein Reitpferd ließ er in Dudsloch und sagte, er werde es am

nächsten Tag holen lassen. Dann folgte er Agathe, die vorausgegangen war.

In einem ununterbrochenen Schweigen wanderten sie durch den Winterabend nach Hause.

Mit Hilfe eines mäßig zu verzinsenden Darlehens, das der Major gab, und der Summe von zwanzigtausend Talern, die der westfälische Onkel vorstreckte, brachte Sylvester seine zerrütteten Finanzen einstweilen in Ordnung. Er hatte mancherlei Pläne im Kopf, wollte eine Winzerschule gründen, Dudsloch in eine Zuchtanstalt für Mustervieh umwandeln, studierte die Fachzeitschriften wegen Ankaufs neuer landwirtschaftlicher Maschinen und beschäftigte sich nebenbei wieder mit seiner Liebhaberei für die Gartenkunst. Er war sechs bis acht Stunden während des Tages im Freien, sein Trachten war, am Abend so müde zu sein, daß er nicht mehr denken konnte.

Wie vor der Unterredung in Dudsloch sah er Agathe nur bei den Mahlzeiten. Sie war freundlich, oft sogar gütig, er hingegen wortkarg und unstet. Wenn Agathe vom Tisch aufstand, blickte er ihr bisweilen wunderlich bittend nach. Es kam vor, daß sie allein in den Wald spazierenging; beunruhigt folgte er ihr von weitem, versteckte sich hinter Buschwerk, wenn sie umkehrte und war erst zufrieden, wenn er sie wieder in der Nähe der bewohnten Stätten wußte. Einmal blieb sie auf einer Lichtung stehen, schaute zurück und sah ihn, der eben in die Lichtung hinaustrat. Sie wartete, bis er herangekommen war und fragte, ob er zufällig denselben Weg gegangen sei. Er bejahte.

Es war Ende Februar, einer jener milden und tückischen Tage, an denen die ganze Natur um den Frühling zu ringen scheint. Da war es Sylvester als müsse er von Gabriele sprechen, und er erzählte der stumm lauschenden Frau die Geschichte seiner Liebe mit allen Einzelheiten. Nachdem er dies

getan hatte, setzte er sich auf einen Baumstumpf und bat Agathe, sie möge allein nach Hause gehen. „Ach du," murmelte er verstört, als sie fort war, „du Hochmütige, du Selbstgewisse, du Quälerin, du Zuschauerin. Ließest mich erzählen, zu Ende erzählen, damit es auch wirklich zu Ende sei. Nun ist es zu Ende." Er blieb sitzen, bis die Nacht anbrach.

Hypochondrie trat in seinem Wesen immer stärker hervor. Sylvester gehörte zu jenen Männern, die mit zunehmenden Jahren vereinsamen. Er war der Freundschaft fähig gewesen wie wenige, und er hatte seine Freunde einen nach dem andern verloren. In jede solche Beziehung hatte er Ideen und Ideale getragen, und jede war eben daran gescheitert. Er setzte seine Person zum Pfand und wurde mit Almosen abgespeist. Mit der Zeit begriff er, daß nichts in der Welt ärmer macht als Freundschaft zu suchen. Er brauchte geistige Zärtlichkeit, brüderliche Übereinstimmung, und da er zu viel Scharfblick und Menschenkenntnis hatte, um sich mit Surrogaten zu begnügen, wirkte er herrschsüchtig und launenhaft, wo er in seinen Erwartungen enttäuscht wurde. Sinnliche Naturen geraten leicht in einen Zustand der Unbefriedigung, auch der Gesellschaft gegenüber, und die Sylvester eigene Empfindlichkeit war die Ursache, daß er die Menschen gerade dann am meisten abstieß, wenn ihn der Menschenhunger zu ihnen trieb. Er erkannte zu spät, daß er unter einem Geschlecht lebte, das sich vor der Hingebung fürchtete und dem der Adel des Herzens fehlte. Er fand fast alle Männer nüchtern, leer, gemütsroh und hoffnungslos banal; so hatte er sich an die Frauen gewandt, als ob die Frauen einen glücklicheren Kontinent des Lebens bewohnten; hier halfen ihm Phantasiespiele, und während er eroberte, hatte er die Illusion, zu besitzen. Auch dies war nun vorüber, denn sein Haar zeigte graue Fäden.

Im Lauf des Frühjahrs machte er häufig Besuche in der Nachbarschaft. Er langweilte sich tödlich und kam jedesmal verstimmt nach Hause. Agathe billigte die Urteile nicht, die

er über die Leute fällte; sie erinnerte sich des einen als eines anständigen Kaufmanns, des andern als eines verdienten Beamten, des dritten als eines opferwilligen Familienvaters, und die Erbarmungslosigkeit, mit der er Gericht hielt, verletzte sie. Ihm war jeder fremde Mensch ein Feind, ihr war jeder Mensch ein Mensch.

Sie gab Sylvester verloren. Sie sah keinen Weg, wie er sich retten könne. Sie hütete sich aber, ihm ihre Verzweiflung zu zeigen. Oft war ihr zumute als hielte sie den Mann mit äußerster Anstrengung ihrer Kraft und als müsse er fallen, wenn sie nur mit einem einzigen Gedanken von ihm abließ. Was sie von ihm erwartete, darüber hatte sie nicht die geringste Klarheit, dennoch wußte sie, daß die Glut, mit der sie eine geheimnisvolle Forderung an ihn stellte, nur durch die Erfüllung gelöscht werden konnte. Eher hätte sie ihren Leib hinsiechen lassen, als daß sie einem Anruf der Sinne nachgegeben hätte, um in den schwächlichen, unreinen und ungesicherten Zustand eines Scheinglücks zurückzukehren. Kein körperliches Leiden, seines nicht, das ihn heftig, finster und reizbar machte, und ihres nicht, das hinter einer Schutzwehr von instinkt- und charaktervoller Kälte verborgen war, konnte sie beirren.

Eines Morgens als Sylvester bei Silvia im Zimmer saß und sie in französischer Grammatik unterrichtete, wurde ihm ein Brief überbracht. Beim Anblick der Schriftzüge auf der Adresse verfärbte er sich, erhob sich sogleich und ging in die Bibliothek. Bebend öffnete er den Umschlag und las:

„Mein teurer Freund! Ich vermute Sie bei den Ihren zu Hause und hoffe, daß dieser Gruß aus weiter Ferne Sie erreicht. Seit sieben Wochen fahre ich hier in Amerika von Stadt zu Stadt, und es ist mir alles so fremdartig als sei ich nicht ich selbst, und was ich mit den Menschen spreche und wie ich lebe erscheint mir wie etwas Ausgedachtes und Unnatürliches. Bevor ich von England abgereist bin, habe ich mich mit

dem Viscount Horace Darrington versprochen, aber wir werden erst heiraten, wenn er von Indien zurückkommt, und das dauert zwei Jahre. Nach diesen zwei Jahren werde ich aufhören zu singen. Ich bin nicht gerade müde; freilich, des Beifalls bin ich müde, der Zudringlichkeit und der Neugier auch, und bange wird mir manchmal bei dem Gedanken, daß ich jeden Abend in ein anderes Bett mich legen soll. Aber es ist nicht das, was meinen Vorsatz, der Öffentlichkeit Adieu zu sagen, erzeugt hat und immer stärker werden läßt; es ist das Gefühl, daß ich gegeben habe, was ich zu geben vermochte und daß alles Übrige nur Fertigkeit und höchstens Kunst ist. Heute noch treibt mich eine unbekannte Gewalt, es ist als ob ich etwas verkündigen sollte, morgen vielleicht ist es kein Befehl mehr, sondern bloß Gewohnheit, und das Heilige wird zum Hokuspokus. Heute noch beten und morgen leiern? Das ist meine Sache nicht; wenn mich nicht mehr die Andacht erfüllt, bin ich ein verlorenes Wesen, ein heimatloses Weib und muß vom Leben erbetteln, was die Kunst einem Weib nie und nimmer gewähren kann. Nun weiß ich ein Haus für mich und einen Hüter darin, und was gewesen ist, bleibt in seiner Schönheit bestehen. Ich habe das empfunden, als wir noch beisammen waren; ohne Sie wäre ich blind hingegangen zu der Grenze; in dieser Minute träumend, in der nächsten schon erwacht, hätte ich keinen Weg mehr gesehen und unbefriedigt, mich selbst verkennend, immer wieder zum Traum zurückgewollt. Was könnte ich Ihnen außerdem noch sagen in den armseligen Worten, die ich habe? Vergessen kann ich nicht und wünsche auch nicht, daß irgend etwas hätte anders geschehen sollen. Ich möchte Sie leicht und Ihr Auge hell und Ihr Herz klingend machen, und mir ist als könnte ich nur glücklich werden, wenn Sie es sind. Man braucht Kraft und Reinheit, um glücklich zu sein, um eins mit sich selbst zu sein. Meine Seele ist voll von Dank für Sie, und ich möchte für das Wort Freund ein noch nie gehörtes Wort finden, damit Sie spüren,

wie Sie in und mit mir leben. Schreiben Sie mir nicht, antworten Sie nicht. Es wäre zu früh, es wäre zu wenig Fügung, zu viel Mahnung. Ihre Gabriele"

Nachdem Sylvester den Brief gelesen, verließ er das Haus und kehrte erst spät in der Nacht wieder heim.

Sein Dasein erschien ihm nun noch weit zerstückter, und er warf einen Tag um den andern gleichsam weg und zum voraus weg. Ein Aufruf der liberalen Partei erregte flüchtig sein Interesse, er besuchte auch eine Versammlung in Würzburg, aber dann sagte er zu Agathe, die auf dieses Emporraffen in ihm einige Hoffnung gesetzt hatte und nun ihre Enttäuschung kaum verbergen konnte, die Leute seien ohne politische Disziplin, hätten keinen Begriff davon, was dem Lande wirklich nützen könne, ihr Treiben ekle ihn an.

Bei alledem fühlte er doch, eben was das nationale Leben betraf, eine eigentümliche Spannung in der Luft. Man atmete wie in einem abgeschlossenen schwülen Zimmer, wo man unwillkürlich auf Dinge lauscht, die draußen vorgehen und unwillkürlich Furcht empfindet bei jedem Tritt und jedem Flüstern. Gerüchte schwirrten auf und wurden wieder erstickt. Die einen wollten nicht glauben, die andern hielten sich die Ohren zu. Handel und Gewerbe stockten, und die Börsenkurse zeigten beunruhigende Schwankungen. Männer, die sonst den öffentlichen Angelegenheiten ohne Teilnahme gegenüberstanden, richteten den Blick besorgt auf die Geschehnisse, deren Entwicklung noch ganz im Dunkel verborgen war. Auch Sylvester ertappte sich bisweilen in der Ungeduld eines Zuschauers, der im Theater vergebens darauf wartet, daß der Vorhang hochgezogen wird.

So kam der Sommer. Eines Tages war der Major zu Tisch in Erfft; nach dem Essen, man hatte über allerlei geredet, sagte er zu Sylvester: „Mein lieber Schwager, wir müssen auf große Dinge gefaßt sein. Es gibt Krieg."

Sylvester lächelte spöttisch. „Du bist ein so unverbesserlicher Patriot, daß dir ein Zeitungsgeschwätz schon wie Kanonendonner klingt," antwortete er.

„Na, wir werden sehen," meinte der Major, „wir werden ja sehen. Übrigens steht in den Zeitungen gar nichts, ich habe nur so meine privaten Nachrichten. Der preußische Gesandte in Paris hat schon vor acht Monaten nach Berlin geschrieben: die Luft riecht nach Pulver. Ich habe viel gegen Bismarck einzuwenden, aber das muß man schon sagen, der Mann versteht seinen Kopf aufzusetzen und wird sich nichts gefallen lassen. Die Franzosen sind teuflisch übermütig geworden und der Kaiser Napoleon sitzt auf einem wackligen Thron, deshalb will er seine Untertanen beschäftigen."

„Geh mir doch, mein Lieber," erwiderte Sylvester, „deine Politik schmeckt nach der Stammtischkneipe."

„Und wenn auch Krieg entstünde," warf Agathe mit ernster Miene ein, „wie kann man sich über ein so ungeheures Unglück freuen?"

„Verstehst du nicht, warum ich mich freue, Schwägerin?" rief der Major mit einer jungenhaften Begeisterung; „wir werden sie verhauen, die Kerle, wir werden sie windelweich verhauen."

„Aber du doch nicht," sagte Agathe lächelnd.

„Nein, ich nicht," seufzte der Major, „für mich alten Krüppel ist an so was nicht zu denken. Sylvester hingegen, der kann noch seinen Mann stehen."

Agathe heftete die Augen erschrocken auf ihren Gatten. Sylvester runzelte die Stirn. „Ich befinde mich nicht mehr im Dienstverhältnis zur Armee," bemerkte er kühl, „und dann würde sichs ja wahrscheinlich um einen Krieg gegen Preußen handeln."

„Preußen?" fuhr der Major auf, „Himmel und Wetter, mir scheint, er weiß nicht einmal etwas von einem Schutz- und Trutzbündnis. Wenn es losgeht, gehts gegen uns alle, darauf

kannst du dich verlassen, und alle werden zusammenhalten, darauf verlaß dich ebenfalls. Wens juckt in der Faust, der schlägt zu. Den Ofenhockern, na, denen wird eingeheizt." Er lachte mokant und zündete mit zitternden Fingern seine Pfeife an.

Agathe hielt es für geboten, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

Drei Wochen später, an einem schwülen Julinachmittag, kam der Inspektor Marquardt in großer Erregung aus Würzburg zurück. Er brachte die Extraausgabe einer Zeitung mit, welche die Kriegserklärung enthielt. Das Blatt ging durch alle Hände, und bald standen Männer und Weiber im Hof und disputierten mit bestürzten und feierlichen Gesichtern. Silvia hatte sich in der Wohnung der Inspektorin befunden. Sie lief zu ihrer Mutter ins Haus. Agathe saß am Klavier. „Mutter, die Franzosen kommen," schrie das Kind mit aufgerissenen Augen. Agathe stand auf, schaute Silvia erstaunt an und trat ans Fenster. Der Inspektor gewahrte sie. Seine Mütze war in den Nacken gerutscht, die schweißtriefenden Haare hingen ihm in die Stirn. „Gnädige Frau," rief er, „es wird Krieg! Hurra! Es lebe der König!" Ohne besondere Überschwenglichkeit stimmten einige Knechte in das Hoch mit ein. Nur der rothaarige Gärtnerbursche, der unlängst rekrutiert worden war, tanzte wie ein Indianer und klatschte in die Hände.

Sylvester war nach Kitzingen geritten. Abends um sieben Uhr kam er. Er wußte die Neuigkeit schon. „Überall herrscht großes Entzücken, auch bei den Bauern," sagte er zu Agathe. „Das Volk ist wie toll. Es überrascht einen doch, so viel überschüssige Lebenskraft wahrzunehmen. Ich hätte es nicht gedacht." Während der Mahlzeit blieb er einsilbig, und als die Lampe gebracht wurde, las er Seraphita von Balzac. Agathe saß am Fenster. Sie war tief in Gedanken versunken.

Die Nacht war so heiß, daß Sylvester, im Bette liegend, nicht einschlafen konnte. Die Uhr in der Bibliothek schlug zweimal, als er sich erhob und seine Kleider anzog, um in den Garten zu gehen. Der Himmel war prachtvoll bestirnt, und auf dem Rasen glänzte der Tau. Die andächtige Stille der Natur berührte ihn schmerzlich, wenn er des Schlachtens gedachte, das morgen, übermorgen beginnen und, wer konnte es wissen, vielleicht auch das friedliche Gefild um ihn her mit Blut düngen würde.

Doch wie er so vor sich hinging, wollte es ihm scheinen, als ob jetzt nicht die Zeit für wehleidige Betrachtungen sei. Es wollte ihm scheinen, daß hier eine große Fügung auf große Empfindungen rechne. Es wollte ihm scheinen, daß dabei die gegründetste Überlegenheit des einzelnen verklauselte Flucht, daß jedes Messen und Erwägen zum Laster der Trägheit wurde. Die Ruhe der Nacht versetzte seinen Geist in eine wunderbare Schwingung. Er spürte den Enthusiasmus so vieler Millionen, spürte, daß sich sein Gemüt der Absonderung begab, um an der allgemeinen Entflammung teilzunehmen. Er hatte kein Recht mehr für sich allein, er hatte nur noch das Recht aller. Seine Augen begannen in der Dunkelheit zu leuchten. Seit langem war ihm nicht mehr so wohl ums Herz gewesen.

Im Bogen um das Orangeriegebäude schreitend, sah er eine weiße Gestalt auf einer Bank sitzen. Es war Agathe. Sie blickte kaum auf als er sich näherte. Er setzte sich neben sie. „Hat es dich auch herausgetrieben?" fragte er.

Sie seufzte bloß.

„Hör zu, Agathe," fuhr er fort, „ich werde morgen nach Erlangen fahren."

„Nach Erlangen? Aus welchem Grund?"

„Um mich bei meinem Bataillon zu stellen."

„Du willst —? Sylvester!" Es war ein halb klagender, halb jubelnder Aufschrei. Sie preßte das Gesicht schluchzend in die rechte Hand, die bebende Linke reichte sie ihm. Als sie sich ausgeweint hatte, gingen sie Hand in Hand ins Haus.

Am andern Morgen hatte Sylveſter noch vielerlei zu erledigen. Er ſchrieb ſein Teſtament und traf umſichtige Vorkehrungen wegen der Wirtſchaftsleitung. Um elf Uhr kam der Major und war ſehr ergriffen, als er hörte, daß Sylveſter ins Feld zog. „Es rinnt eben doch ein guter Saft in ſeinen Adern," ſagte er zu Agathe, die ſtill und bleich daſtand; „ſein Großvater iſt Anno dreizehn bei Leipzig gefallen. So was hält nach."

Der Wagen, der ihn zum Bahnhof bringen ſollte, war ſchon vorgefahren. „Wo iſt Silvia?" erkundigte ſich Sylveſter. Da erſchien das Kind mit einer Roſe, die ſie dem Vater gab. Die hellen Tränen liefen über ihre Backen, aber beim Abſchied nahm ſie ſich heldenmütig zuſammen. Agathe wurde immer bleicher. Sylveſter umarmte ſie, dann fiel ſie dem Major ohnmächtig an die Bruſt. Die Leute vom Gut grüßten ihren Herrn ſchweigend und voll Ehrerbietung. „Ich weiß gewiß, daß der Vater wiederkommen wird," ſagte Silvia mit gefalteten Händen. Als die Kutſche ſich in Bewegung geſetzt hatte, ſchaute Sylveſter noch einmal aus dem Schlag.

Die Züge hatten große Verſpätungen, und ſo langte Sylveſter erſt am Abend in der Garniſon an. Nur mit Mühe fand er in einem Weinwirtshaus Unterkunft. Es war ein Treiben in dem Städtchen als ob Jahrmarkt wäre. Allenthalben war Muſik und Geſang, doch ſah man nirgends einen betrunkenen Menſchen.

Um ſechs Uhr morgens ging er zur Kommandantur und dann auf die Kanzlei des Jägerbataillons. Er war als Sekondeleutnant aus dem aktiven Dienſt getreten und wurde in dieſer Charge wieder eingereiht. Die Kerntruppe war ſchon ins Feld gerückt und alle Räume der Kaſerne waren voll von Rekruten und Freiwilligen. Beim Exerzieren merkte Sylveſter zu ſeinem Schrecken, wie ſteif ſeine Glieder und wie verroſtet ſeine Gelenke waren. Der nächſte Truppenabmarſch

sollte erst in zehn Tagen stattfinden; bis dahin mußten die jungen Mannschaften eingeschult sein, und die Übungen erschöpften den verweichlichten Körper Sylvesters so sehr, daß er seine ganze Willenskraft nötig hatte, um sich aufrecht zu erhalten. Nicht geringere Überwindung kostete es ihn, den schlechten Geruch in den Stuben, den beständigen Lärm und die beständige Nähe vieler Menschen ertragen zu lernen.

Am fünften Tag schickte ihm Agathe mit einem ihrer Briefe ein Schreiben Adam Hunds. Adam gab darin seinen Vorsatz bekannt, daß er dem Beispiel seines Herrn folgen wolle. „Wo der Herr Baron stirbt, will ich auch sterben," schrieb er; „ich habe bei den sechsten Jägern gedient wie der Herr Baron. Man wird einen alten Landwehrmann nicht abweisen. Der Krieg ist meine einzige Hoffnung. Wenn mich keine Kugel trifft, bleibe ich Soldat. Denn zwischen mir und meinem Weib steht es dermaßen übel, daß ich keinen Spaß mehr an diesem Leben finde. Ich bin ziemlich sicher, daß mich die elende Kreatur betrügt. Sie hat es mit dem Sohn des Großbauern. Ich möchte wissen, was dem dummen Teufel an ihr gefällt. Mein Gott, zu all dem Jammer noch die Schande! Da kann nur das Vaterland helfen. Ich ziehe von dannen. Bin ich ein gehörnter Ehemann, schön, so werde ich ein um so besserer Schütze sein."

Wenige Stunden später begegnete ihm Sylvester in der Kantine. Er war schon eingekleidet und sang mit den andern kampflustige Lieder. Sylvester drückte ihm lächelnd die Hand.

An dem Morgen, an dem die Abteilungen endlich zum Bahnhof marschierten, verbreitete sich die Nachricht von einem großen Sieg der deutschen Armee. Der Eisenbahnzug, der von Nürnberg kam und über Würzburg nach der Pfalz fahren sollte, war mit Infanterie besetzt. Sylvester überlegte, ob er an Agathe telegraphieren solle, damit er sie in Würzburg sehen könne; er unterließ es jedoch, um nicht abermals Trennungsweh hervorrufen und empfinden zu müssen.

Auf den Stationen wurden Einzelheiten über die stattgefundene Schlacht erzählt. Es wurde von zehntausend Toten gesprochen. Sylvester stellte sich diese Zehntausend vor, wie sie in unabsehbarer Kette dalagen. Er vermochte nicht zu glauben, daß nur seine Phantasie allein so tätig war; er zweifelte an der Ehrlichkeit einer Kampfbegier, die den Tod so nahe fühlen mußte. Er hielt es nicht für Mut, die Augen zu schließen und die bangen Fragen der Seele durch Liederbrüllen zu betäuben; er hielt es für Mut, zu wissen und zu zittern und des Wissens und Zitterns Herr zu werden. Unter den Offizieren gewahrte er viele ernste Gesichter. Manche hatten die Lippen in einer Weise geschlossen als seien sie nicht darüber im unklaren, was es heißen wollte, jung zu sterben. Zu ihnen fühlte sich Sylvester am meisten hingezogen. Aber auch unter den Mannschaften erregten viele seine Sympathie, die bei aller Tapferkeit der Haltung sich mit innerlichem Grauen von der Sonne bescheinen ließen.

Auf der letzten Pfälzer Bahnstation wurden die Truppen auswaggoniert. Einige Abteilungen, die gegen Metz ziehen sollten, setzten sich in Marsch. Die Jäger mußten stundenlang warten, bis der führende Hauptmann Ordre erhalten hatte. Das Bataillon befand sich bei der Maasarmee. Es war schon gegen Abend, als die Kolonne den freundlichen Ort verließ. In einem Dorf mit vielen verbrannten Häusern war Nachtrast.

Während der folgenden Tage regnete es unaufhörlich. Am Rand eines Waldes sah Sylvester den ersten Toten. Es war ein französischer Franktireur. Die Kleider über der Brust waren offen; er trug feine Wäsche. Er lag in einem Reisighaufen und hatte ein Stückchen Schokolade in der blutigen, starren Hand. Ferner Geschützdonner war vernehmbar. Die Atmosphäre war eigentümlich rauchig. Auf einem Wiesenhang wurde eine Viehherde von preußischen Musketieren geweidet. Ein bebrillter Unteroffizier, der vielleicht unlängst auf einem Katheder gestanden, hatte die Aufsicht. Im Graben

an der Chaussee lag mit gläsernen Augen ein erschossenes Pferd. Eine Eskadron Kavallerie sprengte vorüber. Im nächsten Quartier erhielten sie Nachrichten von der Schlacht bei Mars-la-Tour. Sylvester überraschte einen Jäger, wie er ein Amulett, das er auf der Brust trug, hervorgezogen hatte und betrachtete.

Je weiter sie ins feindliche Land kamen, je widerspenstiger und gehässiger wurden die Bewohner. Das Requirieren der Nahrungsmittel erwies sich als schwierig, der Hunger zwang die Soldaten oft zur Grausamkeit. Sie erbrachen die Weinkeller, drangen in alle Winkel der Häuser und rissen Kranke aus ihren Betten, um die Strohsäcke und Matratzen zu durchsuchen, in denen die Bauern bisweilen Brot und Fleisch verbargen. Beim Aufspüren der Verstecke zeigte sich Adam Hund am findigsten. Er gelangte auch wegen der hohen Vollendung seiner Kochkunst und durch die Gabe, spannende Geschichten zu erzählen, zu Ansehen. Selbst die Offiziere verschmähten es nicht, ihm zu lauschen, wenn er seine Anekdoten zum besten gab, von denen er jede mit einer moralischen Nutzanwendung schloß.

Seltsam war es für Sylvester, den guten Adam so zu erblicken, unter den wettergebräunten, bärtigen Leuten, am Herdfeuer stehend und mit philosophischer Ruhe Pfannkuchen backend. Weit entfernt waren anders gelebte Tage, Bilder des Glanzes, Stunden, deren Schmerz sogar wie rührende Musik nachhallte, Erregungen, deren Grund er kaum mehr faßte. Nun war alles so wild, so schwarz, so naß, so fiebergleich, die Geschehnisse so groß und ohne sein Zutun wachsend, die Dinge so wahr! Ohne sein Zutun, und doch war alles Tat, ganz anders als vordem, wo mit seinem Zutun fast alles nur Erleiden gewesen war.

Eines Tages, als er seine wundgelaufenen Füße verband, brachte ihm ein altes Mütterchen eine Salbe, die sie für ihre beiden Söhne gemischt hatte, die beide vor St. Privat gefallen waren. Ihre Freundlichkeit erschütterte ihn tiefer als

alles gesehene Elend, und die Worte Krieg und Feind klangen sinnlos. Und als sie in ein Dorf kamen und vor der Tür einer Schenke ein junges Mädchen stand, in einer koketten roten Jacke, einen blumengeschmückten Hut auf dem reizenden Kopf, trat er zu ihr und unterhielt sie, indem er ihr von der Kaiserin Eugenie erzählte und deren Schönheit rühmte. Da fragte sie zutraulich, ob es wahr sei, daß Frankreich bisher alle Schlachten verloren habe. Er bejahte, worauf sie den Kopf senkte und bitterlich weinte. O Menschheit, dachte Sylvester, und ihm dünkte als stehe er hilflos auf einer Planke im Ozean.

Sie rasteten in einem von Franzosen verlassenen Biwak. Zeitungspapier, Proviantreste, Waffen, Kleidungsstücke und zersplitterte Granaten lagen umher. Sylvester schrieb auf der Trommel des Tambours einen Brief an Agathe. Dann bereitete er sich unter einem Birnbaum ein Bett aus Zeltdecken. Der Regen durchnäßte ihn bis auf die Haut, und er konnte nicht schlafen. Im Norden war der Horizont gerötet. Um ein Uhr nachts wurde alarmiert. Sie zogen weiter. Flammengarben sprühten über den Himmel. Von allen Seiten marschierten Truppen heran. Die von der fortwährenden Spannung und Erwartung mehr als von den Strapazen ermüdeten Soldaten fühlten, daß die Stunde der Entscheidung angebrochen sei. In der Nähe des Dorfes Buzancy stießen sie zu ihrem Bataillon. Einige Jäger warfen heimlich die Spielkarten fort, mit denen sie sich in den Quartieren die Zeit vertrieben hatten. Sylvester verspürte ein kaltes Rieseln längs der Rückenrinne, aber sein Herz blieb ruhig. Er hatte nur den Wunsch, möglichst bald ins Treffen zu kommen; hinter den Linien zu stehen, war so qualvoll wie einen Mörder im Nebenzimmer zu hören.

Unbestimmbare drohende Geräusche drangen von weit und nah her durch die außerordentlich finstere Nacht. Den Mannschaften wurde die größte Stille befohlen.

Gegen die über den Strom geschlagene Schiffsbrücke ritt in langsamem Trabe ein preußisches Dragonerregiment. Dann jagte eine Batterie quer über das Feld. Sie protzten ab, schossen jedoch nicht. Hinter den Hügeln, gegen Sedan zu, stieg ein gewaltiger Feuerschein auf.

Der Unterjäger, der hinter Sylvester stand, fluchte, weil ihm sein Hosengürtel gerissen war. Ein Mann aus der Korporalschaft bot ihm den seinen an. Es war ein kleiner dicker Mensch, im bürgerlichen Beruf Flötenspieler an einem Theater; er hatte sich immer durch Munterkeit ausgezeichnet, war jedoch seit einigen Stunden auffallend schweigsam. „Und du? Was wirst du machen?" fragte der Unterjäger erstaunt. „Ach ich, ich werde ja doch heute totgeschossen," erwiderte der andere mit vollkommener Ruhe und schnallte seinen Gürtel ab. Sylvester drehte sich nach dem Manne um. Weder Prahlerei noch Angst war in dem pausbäckigen Gesicht zu bemerken, nur stumme, selbstverständliche Ergebung. Der Premierleutnant hatte ebenfalls die Worte des Soldaten gehört und wandte ihm sein hageres, in der Brandglut doppelt unheimliches Gesicht zu. Mit ihm hatte es eine eigene Bewandtnis; er hatte vor fünf Jahren wegen Unregelmäßigkeiten den Dienst quittieren müssen. Als der Krieg ausgebrochen war, hatte er sich gemeldet, und man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß er entschlossen war, den Tod in der Schlacht zu sterben und damit seinen Makel auszulöschen.

Der Feuerschein verlohte. Es wurde wieder finster. In einem Gehöft krähte mit durchdringender Stimme ein Hahn. Die Soldaten lachten. „Dem ist ein zu großes Gedränge dahier," witzelte einer. „Ruhe!" schrie der Hauptmann wütend. Plötzlich krachte es rechts vorn. Ein Adjutant brachte den Befehl, das Bataillon solle über den Bahndamm marschieren und gegen das Dorf Bazeilles vorrücken. Die Abteilung setzte sich in Bewegung, erstieg den Damm und überschritt den Strom auf der Eisenbahnbrücke. Sylvester konnte das von

dichtem Nebel bedeckte Gelände überschauen. Wenn aus fernen Geschützen die Blitze auffuhren, sah der Nebel wie brennende Baumwolle aus. Ein zweiter Befehl traf ein: das Bataillon habe vorläufig noch in Reserve zu bleiben. „Hinter den Damm zurück und niederlegen!" hieß es. Mit klopfenden Herzen warfen sich alle ins feuchte Gras.

Auf einmal knatterte heftiges Kleingewehrfeuer. Ein Generalstäbler berichtete, das Dorf sei von vier Regimentern französischer Marine-Infanterie und einem Teil des Korps Lebrun besetzt; es habe feste steinerne Häuser und der Angriff sei erschwert dadurch, daß die Einwohner im Bunde mit den Soldaten schössen und die Straßen durch Barrikaden versperrt seien.

Sylvester und der Premierleutnant begaben sich auf den Damm. Die meisten Häuser von Bazeilles brannten schon. Die wachsenden Flammen erstickten förmlich den aufdämmernden Tag. Rings um das Schlachtfeld donnerten die Kanonen. Die Erschütterung des Luftkreises vertrieb den Nebel, dafür wallten die weißlichen Dampfmassen aus den Schlünden der Geschütze und der schwarze, wurmartig gekrümmte Rauch von den brennenden Häusern empor. Chassepotkugeln zischten durch die Luft, und Sylvester und sein Begleiter wollten sich eben wieder in die Deckung begeben, als das Kommando zum Ausschwärmen ertönte.

Den Degen in der Faust, marschierte Sylvester vor der Schwärmerkette über den Damm und jenseits herab. Er wunderte sich dumpf, als ein Stück Himmel über ihm herrlich blau erstrahlte. Weit drüben im Gelände erblickte er ein ameisenhaftes Gewimmel rothosiger Soldaten. Auf allen Höhen, stundenweit im Umkreis, sott der sonnenbeleuchtete Dampf. Das Donnern, Knattern, Sausen und Zischen hatte etwas Unwirkliches wie im Traum. Verwundete wurden vorübergetragen; ihr Stöhnen und Wimmern verlor sich im Getöse. In einer Ackerfurche lag ein menschlicher Arm. Sylvester hatte

die Empfindung, er komme nicht vom Fleck, trotzdem er und seine Leute schnell gingen. Das gespenstische Knarren einer Mitrailleuse ließ ihn neugierig herumschauen; es war wie ein Tierlaut und durchschnitt das Herz. Der kleine Flötenspieler machte plötzlich einen Sprung und stürzte auf das Gesicht. Wie kann man nur so ungeschickt sein, dachte Sylvester und rief ihm zu, er solle aufstehen. Ein Kamerad beugte sich über ihn. „Er ist tot," sagte er. Im selben Moment fiel auch dieser, in den Kopf getroffen, wie ein Stück Holz. Warum der und warum nicht ich? dachte Sylvester verwundert.

Dicht vor Bazeilles lag das alte Schloß Dorival. Verwitterte Amoretten blickten aus dem Gesträuch. Im Vorbeiziehen hatte Sylvester das nämliche Gefühl, das er als Knabe gehabt, wenn er zur Schule hatte gehen müssen und auf dem Weg eine Spielverlockung an ihn herangetreten war.

Da platzte zwei Schritte neben ihm eine Granate; einem Mann an seiner Seite wurde wie durch ein unsichtbares Beil der Kopf vom Rumpfe gerissen; er ging noch einen Schritt und brach zusammen wie Asche. Am Eingang des Dorfes lagen die Toten zu dreien und vieren übereinander. Der Erdboden war mit Blut begossen. In einer Rinne rann das Blut, wie sonst das Regenwasser nach dem Regen. Obwohl am Himmel die Sonne schien, war es in den Gassen düster wie am Abend. Aus allen Fenstern starrten Gewehrläufe, auch aus den Fenstern der brennenden Häuser. Aus mancher Kellerluke krachte ein halbes Dutzend Schüsse auf einmal. Jede Barrikade war mit Hunderten von Leichen gepflastert. Viele lagen mit friedlichen Gesichtern da, als ob sie schliefen, andere wieder zeigten einen Ausdruck grimmigster Qual. Immer neue Abteilungen rückten vor, frenetisch jubelnd, sinnlos jubelnd stürmten sie in die Hauptgasse, und nach einigen Minuten waren sie hingemäht. Jedes einzelne Gebäude mußte wie eine Festung erobert werden. Aus den brennenden Räumen drang das Geschrei der Weiber und Kinder in den

Höllenlärm. Von dem einstürzenden Gebälk der Dächer prasselten ununterbrochen Funken herab. Auf einer Brunnenstufe gewahrte Sylvester einen schwerverwundeten Jäger. Dem Mann war die Hüfte zerschossen, er schien Durst zu leiden. Sylvester gebot einem Soldaten, ihm Wasser zu reichen, aber der Verwundete bat um eine Zigarre. Der Soldat griff in die Tasche, gab ihm die Zigarre und zündete sie auch an, während um ihn her die Kugeln wie Hagelschloßen fielen. Nachdem jener die ersten Züge geraucht hatte, starb er. Sylvester ging weiter und sah seinen Premierleutnant tot auf einem Haufen anderer Toten liegen, rosigen Schaum über den Lippen.

Die dritte Kompagnie unternahm einen Sturm gegen ein Gebäude, das etwas außerhalb des Dorfes lag und von den Franzosen mit wildester Wut verteidigt wurde. Die Mauern des Hauses waren schwarz vor Alter; es hatte zwei Erker, und die Fenster waren vergittert. Jedes der beiden Stockwerke hatte sechs Fenster, an jedem Fenster standen die Soldaten enggedrängt, und die Erschossenen wurden sogleich wieder durch andere ersetzt. Die Granaten hatten das Dach eingeschlagen, aber bis jetzt hatte noch keine gezündet. Auch aus dem Sparrenwerk des Daches schossen die Feinde herab, und wie alle früheren Angriffe, wurde jetzt der Angriff der dritten Kompagnie zurückgeschlagen. „Folgt mir, Jäger!" rief Sylvester und verließ mit seinem Zug die Deckung einer Hofmauer. Die Leute waren sämtlich sehr blaß, gehorchten jedoch dem Befehl. Viele drückten die Augen zu, während sie liefen. Die vierte Kompagnie, deren Hauptmann gefallen war, vereinigte sich mit Sylvesters Abteilung. Einer um den anderen stürzte. Sylvester vernahm den süßlichen U—i-Laut, mit dem die Kugeln an seinem Ohr vorüberpfiffen. Auf einmal taumelte er und hatte ein Gefühl, als sei der linke Arm von einem fürchterlichen Keulenschlag getroffen worden. Einen Augenblick verweilend, bemerkte er, daß das Blut aus dem

Rockärmel floß. Zugleich sah er mit einer Kampfesaufregung, die ihm Schwindel verursachte und ihm in einem tiefen ganz stillen und sonderbar wachsamen Winkel seiner Seele kaum verständlich dünkte, daß seine Jäger endlich bis an die Mauer jenes Hauses vorgedrungen waren, wo die Leichen in Hügeln lagen. Sie hatten die Gewehre umgedreht und schlugen, zwanzig zu gleicher Zeit, mit den Kolben wie mit Hämmern gegen das massive Tor. Angeln und Schloß gaben nach, auch die Fassung zersplitterte, das Haus war geöffnet, und die Tapferen erstiegen die drei Stufen; mit gefällten Bajonetten stürzten sie in den Flur. Eine Salve empfing sie, mehr als dreißig verhauchten ihr Leben, doch für die übrigen war kein Aufhalten mehr. Sylvester drängte sich eben durch sie hindurch in den Flur, als er, wie zu einer Bildsäule verwandelt, stehen blieb.

Der Feldwebel der vierten Kompagnie hatte die Verteidiger aufgefordert, sich zu ergeben. Einige der französischen Soldaten hatten unwillkürlich die Gewehre gesenkt. Darauf trat ihr Leutnant vor und rief dreimal mit starker Stimme und in einem Ton von äußerster, ja unbegreiflicher Verzweiflung: „Jamais! Jamais! Jamais!“ Zugleich riß er einem seiner Leute das Gewehr aus den Händen und legte es an.

Diesen Mann gewahrte Sylvester nur verschwommen als ob ein Gefühl des Todes dem drohenden Tod vorausginge. Er gewahrte ihn während des kurzen Zeitabschnittes, in welchem sich der Offizier des Gewehrs seines Untergebenen bemächtigte und es an seine Schulter preßte. Er sah den festen, eigentümlich gelben und in seiner Gelbheit und vernunftlosen Raserei geradezu tigerhaften Blick. Da betrübte es ihn wie eine verspätete Erkenntnis: daß der Krieg sich in seiner fanatischsten Figur selbst aufhob. Es hätte Ursanner sein können, der sich in seiner Existenz selbst aufhob. Die Geschehnisse gingen in so rascher Folge vor sich, daß der Geist mit erstaunlicher Schnelligkeit auffaßte und arbeitete. Von dem Moment des

Anlegens der Waffe, der auf ihn gerichteten Waffe, bis zum Abfeuern des Schusses überschaute Sylvester sein ganzes vergangenes Leben, alle Torheit, allen Irrtum, alles Vergebliche der Worte, alles Unerfüllte der Liebe, den Unsinn menschlichen Haders und die Kleinlichkeit seines Austrags, die Ferne des Himmels, die schwankende Unsicherheit der Erde, er sah Agathe mit ausgebreiteten Armen und sich selbst, wie er in die Knie brach: symbolisch und wirklich. Der Hahn des Gewehres knackte, der französische Offizier kehrte das Gewehr um und schritt mit erhobenem Kolben vorwärts.

Ein Unterjäger, vermeinend, daß der feindliche Leutnant seinem verwundeten Offizier noch zu Leibe wollte, hatte sich mit dem Gewehre in Positur gesetzt und stieß dem Nahenden das Bajonett mitten durchs Herz. Nun kamen die französischen Soldaten vom ersten Stock und vom Dachboden herunter und begannen neuerdings zu feuern. Der Feldwebel packte den starren Körper Sylvesters und zog ihn über die Stufen auf die Straße, wo er unter grauenvoll verrenkten und verkrampften Toten liegen blieb. Unterdessen stürmte die erste Jägerkompagnie unwiderstehlich an, und nach einer Viertelstunde war das schreckliche Haus in ihrem Besitz.

Sylvester war nicht völlig ohne Besinnung. Er wußte, daß er schwer verwundet war und daß er wahrscheinlich verbluten würde, wenn keine Hilfe kam. Desungeachtet fühlte er keinen Schmerz; auch Todesfurcht spürte er nicht, ganz im Gegenteil schienen ihm auf einmal seine Gedanken durch eine ungewöhnliche prickelnde Leichtigkeit ausgezeichnet. Er bildete sich ein, am Meeresstrand zu liegen. Die Wellen benetzten seine Kleider, und es war eine angenehme Empfindung von Gefahr, wie sie immer näher an seinen Körper rückten. Zuerst glaubte er, daß er sich in Bangor befinde; er glaubte es deshalb, weil Anna Ewel unweit von ihm eine Schürze wusch und sie an der Tür einer Badehütte aufhing. Dann aber sagte er sich, es sei Unsinn, Bangor habe gar keinen Strand, auch

sei dort der Ozean nicht so blau. Wo bin ich denn? Wo bin ich denn eigentlich? quälte er sich. Da fiel ihm ein, daß das Gestade zwischen Amalfi und Salerno ebenso sanft und lieblich war wie hier; er gewahrte auch die olivenumwachsenen Hänge. Wie oft hatte er sie auf der Jagd nach Eidechsen durchstreift. Damals hatte er Eidechsen gefangen, denn er hatte eine Römerin geliebt, die viele Eidechsen in einem Glashaus hielt und fütterte. Nun kam sie selbst; er hatte ihren Namen vergessen. „Tut nichts," lachte ein Fischer, der eben seine Netze aus dem Boot zog, „wir heißen sie Angiolina." Der Klang dieses Wortes berauschte ihn. Auf einmal trabten zwei zierliche Esel vorbei, und als er sie neugierig betrachtete, sah er, daß das Sattelzeug aus zusammengesetzten Spielkarten bestand. Das ist ein Racheakt von Lord Albany, dachte er und ballte die Faust. Es wurde Nacht, und eine Person mit einer unvergleichlich schönen Stirn kniete neben ihm. „Bist du es wirklich, Gabriele?" fragte er leise. Sie ergriff seine Hände und während mit erbitterten Mienen Tausende von Menschen auftauchten, begann sie zu singen. Da hatte er den herzzerreißenden Argwohn, daß sie ihn verachte, ihn zum besten halte, daß sie falsch, listig und selbstsüchtig sei. Sein Vater und seine Mutter kamen und zwischen ihnen Silvia. Silvia trug einen Veilchenkranz im Haar. Als er sie erblickte, fühlte er sich plötzlich aufgehoben und fortgetragen ...

Der ihn aufhob und forttrug war Adam Hund. Seine Kompagnie hatte jenen letzten Angriff auf das Haus unternommen. Durch einen Kolbenhieb am Kopf verletzt, war er niedergefallen und hatte dabei das leblose Gesicht Sylvesters gesehen. Dies gab ihm seine Kräfte wieder. Er warf sich mit dem Gesicht auf die Brust Sylvesters und lauschte, ob das Herz noch schlug. So an der Brust seines Herrn ruhend, bezwang er zunächst sein Schwindelgefühl, dann, von der Hoffnung beseelt, daß noch Leben in dem Körper sei, raffte er sich auf, hob den Bewußtlosen empor und nahm ihn auf seinen

Rücken, um ihn nach einem Verbandplatz zu schaffen. Das Stück Feld, das Adam mit seiner Last überqueren mußte, war so vom feindlichen Feuer bestrichen, daß die Soldaten des elften Regiments, die jetzt zum Kampf rückten, sich nur kriechend vorwärts bewegten, und obwohl dreimal in seiner unmittelbaren Nähe Granaten krepierten, kümmerte sich Adam darum nicht. Ein Geschoß zerschmetterte ihm die rechte Hand. Er fluchte wie ein Fuhrknecht, trabte aber unverdrossen weiter, bis er zwei Sanitätsleute gewahrte, denen er zuwinkte. Da verließ ihn das Bewußtsein.

Das Schloß Dorival war in ein Lazarett verwandelt worden, hier fand Sylvester Unterkunft. Seine Heilung machte anfangs nur langsame Fortschritte, denn die Verletzung war lebensgefährlich und die Pflege bei der großen Anzahl von Verwundeten nicht ausreichend. In den Zimmern, auf den Korridoren, sogar in den Kellern lagen die Soldaten in langen Reihen, und der Anblick des Blutes und der Wunden, das markerschütternde Geschrei der Leute, denen Gliedmaßen abgesägt oder Geschosse aus dem Fleisch geschnitten wurden, bedrückte Sylvesters Gemüt und machte seinen Lebenswillen stumpf.

Aber nach einer Woche, als es in den schönen alten Gemächern des Schlosses etwas ruhiger geworden war, kam Agathe, und unter ihren sorgsamen Händen nahm die Wiederherstellung Sylvesters einen rascheren Verlauf. In den ersten beiden Nächten hatte sie in ihren Kleidern neben dem Lager des Gatten ruhen müssen, später verschaffte ihr der Oberarzt in der Wohnung des Kastellans ein notdürftiges Quartier. Ihre Umsicht, Entschlossenheit und Unermüdlichkeit gereichten nicht nur Sylvester, sondern auch vielen seiner Leidensgefährten zum Segen. Sie schrieb Briefe für die Verwundeten, brachte ihnen Erfrischungen, half beim Verbinden, und

ein bloßes Wort von ihr wirkte manchmal Wunder, ein Blick flößte Zuversicht ein, eine Berührung zauberte die Hoffnung in verfinsterte Augen. Es schien eine neue Kraft über sie gekommen, eine neue Seele, eine neue Jugend. Ihr Schritt war elastisch, ihre Stimme sonor wie ein Cello und von jener besonderen Resonanz, die nur die innere Freude gibt. Die ruhige Heiterkeit ihres Lächelns erregte Sylvester oft, wie einen Gefangenen der Gedanke an die Freiheit erregt. War sie ihm bisweilen fremd wie ein Bild, so war sie ihm zu andern Stunden vertraut wie eine Schwester; spürte er gleich für sie nicht das, was er Leidenschaft nannte, so stillte doch das Gefühl ihrer Gegenwart alle Unzufriedenheit in ihm.

Obwohl seine völlige Genesung noch mehrere Monate dauern mußte, erlaubten die Ärzte nach drei Wochen den Transport in die Heimat. Dieser wurde auch mit schicklicher Vorsicht und ohne üble Folgen durchgeführt. Adam Hund begleitete Sylvester und Agathe. Er hatte den Arm in der Binde, es war ziemlich sicher, daß seine Hand lahm bleiben und nie wieder erquickende und nützliche Sentenzen auf allerlei Briefpapier verewigen würde, es sei denn, sie übertrug dieses Amt an ihre Gefährtin zur Linken. Doch war Adam Hund deswegen nicht verhindert, in seinem Umgang mit gewöhnlichen Sterblichen ein majestätisches Benehmen für angebracht zu halten, und trotzdem ihm Frau Brigitte Hund nicht den Gefallen erwiesen hatte, mit ihrem Galan das Weite zu suchen oder nur in angreifbarer Form sich bloßzustellen, trotzdem sie ihm nach wie vor die Suppe versalzte und den Brotkorb hoch hing, raubte ihm die Beimischung von Ehebitternis nichts von seiner innerlichen Glorie, ja sie war vielleicht ersprießlich, damit sein Selbstgefühl nicht zu einer Art von Trunkenheit wurde. Die Ursache des eitlen und verstiegenen Wesens war, daß er sich während des Krieges einen Vollbart hatte wachsen lassen und im Bewußtsein dieses männlichen Schmuckes, dessen ungeahnte Glücksquellen er nie zuvor

ermessen hatte, von einer Begeisterung für seine eigene Stattlichkeit durchdrungen war, die viele Menschen unwillkürlich nötigte, ein so echtes und überzeugendes Gefühl zu teilen. Es heißt, daß sogar seine Frau gegenüber dieser unwiderstehlichen Kriegstrophäe Regungen von Zärtlichkeit an den Tag gelegt haben soll.

Schon im Frühjahr konnte Sylvester, von Agathe und Silvia begleitet, kleine Spaziergänge unternehmen. Als der Friede geschlossen wurde, hatte er seine Gesundheit und Kraft zurückgewonnen. Aus Dämmerung und Dunkelheit, aus Zerrüttung und Verwirrung stieg sein Genius wieder ans Licht empor, und war es Notwendigkeit, daß er sich begnügte, so war es Verdienst, daß er sich bezwingen lernte. Es war schön zu sein, noch schöner zu wirken, und was an unfrohen Trieben keimte und wucherte, wurde durch die vielfältige Mühsal des Tages um so leichter beschwichtigt, als ja ein Mann von vierzig Jahren, wenn die Lebensuhr nicht stille steht, mit der Zeit ein Mann von fünfzig Jahren wird.

Ende

Inhalt

Erwin Reiner, Leben eines jungen Herrn um 1905 . 7
Der Mann von vierzig Jahren 301

Druck vom
Bibliographischen Institut A. G.
in Leipzig

LG
W 322ke

257374

Author Wassermann, Jakon

Title Die Lebensalter.

NO BORROWER

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU